

Frauenlehre.

Roman aus dem modernen socialen Leben.

Von

Franziska Essenther,

Beiräth'in des Central-Frauen-Comité's des Allgemeinen Vereines für Volkserziehung
und Verbesserung des Frauenlofes in Wien und Stuttgart.

Erscheint in 3 Bänden.

II. Band.

Wien 1873.

Commissions-Verlag von Leo & Comp.

Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich die obige Erklärung

Gegeben

Am 11. März

1811

Gegeben in der Stadt

Zweites Buch.

An der Universität.

Inhalt.

	Seite
I. Am Eingang neuen Lebens.	1
II. Schwere Tage.	14
III. Neues Leben und Streben	37
IV. Briefe.	60
V. Zwei Brautpaare.	73
VI. Unter neuen Bekannten.	83
VII. Emilie und Linda.	103
VIII. Conflict.	120
IX. Geebnete Bahn.	145
X. Wiedersehen.	171
XI. Eine Katastrophe.	195
XII. Emilie's Promotion.	216

Erstes Capitel.

Am Eingang neuen Lebens.

Der Zug fuhr pfeifend und schnaubend in die Halle. Die Reisenden ergossen sich aus den geöffneten Waggons. Aus einem derselben stiegen zwei Herren, der eine davon in vorgeschrittenem Alter, mit grauen Haaren, milden, freundlichen Zügen und zerstreutem, unsicherem Wesen, eine Brille tragend, ein Buch in der Hand. Der Jüngere hingegen schien kaum siebzehn Jahre zu zählen; das war wenigstens aus dem feinen, auffallend schönen Gesichtchen zu schließen, welches vom vollen, braunen, leicht gelockten und gescheitelten Haar umgeben war. Die mittelgroße, schlanke Gestalt war kaum hinter einem großen, warmen Mantel zu ahnen, in den sie gewickelt war. Der Jüngling trippelte mit kleinen Schritten hinter dem alten Herrn einher, eine ziemlich umfangreiche Tasche tragend. „Gib her, mein Kind,“ wandte sich jener um, „die Tasche ist zu schwer für Dich.“ — „Behüte, Onkel, Du darfst mich nicht so schonen,“ sagte der Jüngling und begab sich, mit einem ängstlichen Seitenblick nach zwei jungen Reisenden schielend, auf des Onkels andere Seite. Von Jenen fixirte ihn besonders der Eine sehr aufmerksam. Es war dies ebenfalls ein junger, hübscher, brünetter Bursche und gleich seinem Begleiter, mit dem er aus einem anderen Waggon gestiegen war, von studentischem Aussehen. Es war unserem jungen Reisenden unmöglich, sich den forschenden Blicken des Studenten zu entziehen, denn dieser folgte ihm offenbar; jetzt schritt er erst langsam, dann förmlich herbeistürzend auf ihn zu und rief freudig: „Nein, ich täusche mich doch nicht, Du bist's! Du bist Emil von Waldheim.“ — „Ja, der bin ich,“ antwortete der Angeredete schüchtern. „Nun so grüß Dich Gott tausendmal,

Emil," jauchzte der Student und Emil entwand sich mit Noth seiner stürmischen Umarmung. „Du kennst mich wohl gar nicht mehr, Böhewicht," rief er, Emil an den Schultern schüttelnd, „wart', das sollst Du büßen! Den Hugo kennst Du nicht mehr, mit dem Du Dich so oft gerauft hast?" „Hugo Landau," stammelte Emil, „ich erinnere mich Ihrer — Deiner ganz wohl, — verzeih, ich bin so überrascht — ich kann mich noch gar nicht zurechtfinden — Dunkel," wandte er sich an diesen, der ganz erstaunt bei Seite stand, „das ist Hugo Landau, ein langjähriger Jugendgespieler von mir. Unsere Väter dienten in einem Regiment. — Nun Hugo," er reichte diesem die Hand, „es freut mich herzlich und aufrichtig, Dich wiederzusehen und mich in so gutem Andenken bei Dir zu finden — wenn auch" — Emil stockte und schien sich an etwas zu erinnern, — „nun ja — sieh, ich meine es gewiß mit Dir so gut wie ehemals." „Das will ich hoffen," rief der Student. „Geh, was ist aus dem wilden Jungen, dem Emil geworden! dem Emil, der so prächtig bozte! So ein schwächtiges Zuckerding! Du mußt Dich tummeln, bald etwas männlicher auszu sehen. Und so ernst und zurückhaltend und — — o Emil, was ist aus Dir geworden!" — „Das scheint Dir nur so," sagte Emil, leicht erröthend, „wenn wir länger zusammen sind, wirst Du sehen, daß ich meinen Mann stelle. Was ist das Ziel Deiner Reise?" „Ich habe es erreicht," erwiderte Hugo, „ich werde die hiesige Universität besuchen und Medicin hören." „Ganz zu demselben Zwecke bin ich hier," antwortete Emil befangen, „ich begrüße Dich also als Studiengenosse." Er bot dem neugewonnenen Freunde die Hand. „Prächtig, prächtig," rief dieser, „ich grüße Dich als Commilitone und Zechbruder. Wir wollen das lustige Leben von ehedem jetzt in besserer Weise fortsetzen, Du wirst schon aufschauen, Bursche!" Emil entging nur durch eine rasche Wendung des Kopfes einem wohlgemeinten Backenstreich. „Das ist Fritz Elvers," stellte Hugo seinen Begleiter vor, „ebenfalls ein Studiengenosse und künftiger Commilitone. Er wird auch Medicin hören. Ein fecher Patron, nicht wahr, Fritz! Nun, wir wollen ein flottes Kleeblatt bilden, gilt's, Emil?" Diesem gefiel der neue Freund nicht besonders. Fritz Elvers war ein kräftiger,

großer, junger Mann, aber in seinem schönen Gesichte, sowie in seinem ganzen Gebahren lag etwas Wildes, Rohes und Rücksichtsloses. Nachdem ihn Emil kurz begrüßt, sagte er fest: „Zählet nicht auf mich in Eurem Sinne, ich komme nur auf die Universität, um zu studiren. Höre, nur um zu studiren, bitte, behalte das wohl im Auge. Die einzige Neigung, welche bei mir die herrschende ist, ist die für die Wissenschaft.“ „Schweig mit dieser Duckmäuserei,“ rief Hugo, „man ist nur einmal jung, Du bist der Emil Waldheim nicht mehr!“ Emil lächelte leise. „Nun, ich werde Dich von der Muckerei kuriren, verlasse Dich darauf, Fritz wird mir darin ausgiebige Hilfe leisten,“ fuhr Hugo fort, „da hast Du indessen eine gute Cigarre, Du Taugenichts! Papa hat mir auf die Reise einige exquisite Exemplare mitgegeben.“ „Ich rauche nicht,“ erwiderte Emil ruhig. „Ich danke Dir daher.“ „Was, Du rauchst nicht? Das mußt Du vor Allem lernen. Bei meiner Ehre!“ „Ich warne Dich, Dich einer so vergeblichen Mühe zu unterziehen,“ erwiderte Emil. „Du bist ein reines Kind, Emil, Du mußt rauchen. Ich will Dir etwas im engsten Vertrauen sagen.“ Hugo beugte sich zu dem Freunde nieder und sagte: „Mir wird selbst noch manchmal unbehaglich dabei. Aber es geht nicht anders. Schon der Mädchen wegen muß man's.“ Ich werde es dennoch nicht thun und halte es für eine höchst überflüssige Angewohnheit,“ sprach Emil ernsthaft. „Du Philister, Du scheinst ja unverbesserlich. Komm!“ Hugo führte den Freund mit nach der Bahnhofrestauration. Sie fanden dort den Professor wieder, der indessen ein kleines Dejeuner bestellt hatte, was ihm und seinem jungen Begleiter nach der mehr als vierundzwanzig Stunden währenden Fahrt noth that. Die beiden jungen Freunde wurden zu demselben eingeladen. Nachdem sie den Professor achtungsvoll begrüßt, erzählte Hugo Landau, sein Vater habe den Abschied erhalten und sich hier in der Nähe, wo seine Frau, Hugo's Mutter, gebürtig sei, angesiedelt. Fritz Elvers brächte häufig die Ferien, wie auch heuer bei ihm zu. Dann erkundigte er sich nach Emil's Angehörigen. „Was ist aus der hübschen kleinen Emilie geworden, Deiner Zwillingsschwester?“ frug er angelegentlich. „Das war ein Mordsmädchen! Nie ließ sie sich

von uns Buben verblüffen. Wie oft trumpfte sie uns tüchtig ab. Und muthig, flink und gewandt war sie, mehr als wir. Ich möchte sie wiedersehen, bei Gott!“ „Sie befindet sich bei einem Verwandten, sie bildet sich ernstlich und systematisch aus. Muthvoll und entschlossen ist sie noch,“ sagte Emil. „Das glaub’ ich,“ rief Hugo, „am Ende ist sie der wahre Emil von Waldheim geworden. Sie war ein Prachtexemplar von einem Mädchen; sie hat uns Jungen manchmal tüchtig hergenommen und so zu sagen an der Nase herumgeführt.“ „O, das träfe sie jetzt auch noch,“ sagte Emil mit schalkhaftem Lächeln, obgleich sein Herz fast hörbar klopfte. Wie gut war es, daß ihm ein keineswegs aufmerksamer Beobachter oder Menschenkenner gegenüber saß, denn jetzt, wo sich in Emil's von der inneren Erregung tief rothigen Wangen allerliebste Grübchen bildeten und ein holdverschämter Schalk aus seinen schönen Augen lachte, sah er so verdächtig liebreizend aus, daß es seinem Geheimniß sehr gefährlich werden konnte. Selbst dem derben Hugo Landau überkam es seltsam und ihm fiel plötzlich auf, wie auffallend schön sein Freund sei. Halb unabsichtlich gab er dieser Betrachtung Ausdruck, indem er sagte: „Deine Schwester muß bildschön geworden sein, sie war es als Kind schon; sie muß Dir sehr ähnlich sein, Emil, — oder,“ verbesserte er sich lachend, „Du müßtest Deiner Schwester merkwürdig gleich sehen — wie?“ „So sagt man,“ bestätigte Emil erröthend. „Sie hatte als Kind ebensolche Augen, wie Du jetzt noch hast,“ fuhr Hugo fort und schaute verwundert in die großen, dunklen, blau-grauen Augen da vor ihm und es wurde ihm wieder so seltsam zu Muth, daß er verstummte — er wußte selbst nicht warum. Die feinen Lider mit den dunklen, langen Wimpern hatten sich tief über die seltsamen Augen geneigt und Emil versicherte herzlich: „Wir sind ja auch Zwillingsgeschwister.“ Und Hugo versenkte sich wieder mit Wollust in seine Erinnerungen. Er hatte sich mit merkwürdiger Genauigkeit die dummen Streiche gemerkt, die er mit seinem Gespielen unternommen. „Emil, Erinnerst Du Dich, wie wir, als wir einmal über Mittag in der Schule bleiben mußten, diese Zeit auf dem Birnbaum zwischen den reifen Früchten vor dem Fenster zubrachten?“ Aber Emil schien sich dieser Helden-

thaten nicht mehr deutlich erinnern zu können, es war Hugo ungreiflich. — Der Professor hatte indessen von Elvers alle Erkundigungen über die Universität eingezogen, welche dieser geben konnte. Jetzt wandte er sich zu seinem jungen Begleiter: „Nun meine Liebe — — —“ ein leichter Stoß unter dem Tisch verhinderte die Vollendung der Anekdote. „Nun mein lieber Emil, es ist Zeit, daß wir unsere Wohnung aufsuchen. Ich überlasse Dich noch einen Augenblick Deinen Freunden, um unser Gepäck und eine Fahrgelegenheit nach der Stadt zu besorgen.“ — Nachdem der Professor verschwunden, drückten Elvers und Landau unverhohlen aus, wie sehr sie sich auf das ungebundene Universitätsleben freuten, wie sie es so recht von Herzen genießen wollten. „Ich bin mit ganzer Seele bei meinem Beruf und der Vorbereitung zu demselben,“ erklärte Emil, „ich liebe das Studium und werde ihm ausschließlich leben.“ — „So ein Narr wirst Du gewiß nicht sein,“ versicherte Landau. „Sie werden sich gewiß bekehren lassen,“ sagte nun auch Elvers. „Sie sehen zu wenig dumm aus zu einem Asceten, bah,“ setzte er lachend hinzu. „Und ich werde Ihnen beweisen, daß man trotz ein wenig Verstand auch ohne Zechen und Kneipen leben kann, ich werde dadurch Ihrer Erfahrung eine nothwendige Ergänzung verschaffen,“ sagte Emil so entschlossen und ernst, daß Elvers nur ein unbestimmtes Lächeln und Achselzucken zur Antwort fand. „Nun, ich will auch kein Erzlump sein,“ rief Landau munter, „aber des Lebens will ich mich doch freuen. Der Doctorhut wird schon noch zu rechter Zeit ein paar Jugendsünden decken. Aber Fritz hat recht, es wäre zu einem Bücherwurm schade um Dich. Was, Du bist doch noch der alte Emil Waldheim, gelt?“ Er sah dem Freunde treuherzig in die Augen. „Du bist's doch für mich?“ fuhr er fort, „Du wirst doch zu mir halten, als guter Freund und Bruder?“ Emil faßte die dargebotene Hand und sprach ernst: „Ja, ich zähle auf Deine Freundschaft, Landau, fest und sicher und ich werde sie vielleicht mehr auf die Probe stellen, als Du denkst.“ Der Wagen war indessen vorgefahren und Emil nahm neben dem Oheim Platz. „Also auf gute Kameradschaft!“ rief Landau und

die beiden Studenten grüßten noch durch Schwenken der Mützen und ein lautes „Hurrah!“ die Davonfahrenden.

„Nun, Du hast Dich ja tapfer gehalten, Emilchen,“ sagte der Onkel, „sieh, diese wilden Bursche sind durch ein ernstes Gesicht und ein ebensolches Wort leicht zu zähmen.“ Aber der arme Emil athmete doch froh und leicht auf, der peinlichen, noch so ungewohnten Gesellschaft für den Augenblick entronnen zu sein. Frau Siebert, die Haushälterin, bewillkommte die Beiden in der neuen Wohnung. „Mein, wie schmucl sehen Sie aus, Fräulein,“ rief die sonst so schweigsame Alte, als sich Emil's schlanke Gestalt aus dem Reiseumantel entpuppte. „Aber ach, viel zu schön und fein für ein Mannsbild. Lieber Himmel, da wird man bald erkennen, daß ein Fräulein dahintersteckt.“ „Wenn Sie fortfahren, mich Fräulein zu nennen, dann allerdings, Frau Siebert,“ lächelte Emilie, „sonst werde ich in den Leuten den Glauben nicht aufkommen lassen.“ „O, wegen mir sorgen Sie sich nicht, ich bin ja keine Plaudertasche,“ versicherte die Alte, „die habe ich mir bei dem Herrn Professor abgewöhnt. Ich werde Sie schon den jungen Herrn nennen. Aber es ist doch wunderlich, daß ein so schönes, junges Fräulein einen Studenten abgeben und den ganzen Tag über den Büchern sitzen soll.“ „Wenn es nur das wäre,“ seufzte Emilie vor sich hin, während sich ihre glänzenden Blicke trübten. Die Haushälterin verstand das freilich nicht recht. „Ach und die schönen Haare,“ klagte sie weiter, „die sind ja auch gefallen. O wie haben Sie die nur hergeben können. Die schönen, schönen Haare, die haben ganz verschnitzelt werden müssen. Richtig, wie es die Herren Studenten tragen.“ „Das war das kleinste Opfer, Frau Siebert,“ sagte Emilie wehmüthig. „Nun ja, weiß der Himmel, Sie sehen deshalb immer noch hübsch genug aus,“ meinte die Alte. „und ich weiß nicht, was es unter den jungen Herren geben wird. Mir ist doch ein bißchen bange, wie es dem Herrn Emil, wenn ich schon so sagen soll, gehen wird.“ „Wie Gott will! Ich darf nicht verzagen,“ sprach das junge Mädchen ernst. „Sagen Sie, Frau Siebert, meinen Sie nicht, daß es wegen der Frauen und Kinder gut wäre, wenn auch Frauen Doctoren wären? Und ich will ja

Arzt werden!" — „Du mein Jesus," rief die Frau, „ich weiß ja, daß Sie das wollen und recht und gut wäre es schon. Aber daß sich gerade so ein Fräulein wie Sie daranmacht — — denn es ist doch nichts Kleines! Ich weiß wohl, daß Sie klug sind wie drei Studenten zusammen, aber — nun — ja wenn Sie nur einen Liebsten hätten, da würden Sie wohl die Gedanken nicht darauf haben. Nun, nehmen Sie es nur nicht übel, Fräulein," fuhr sie fort, als sie Emiliens leichte Verlegenheit und Betroffenheit bemerkte, „man weiß ja, Sie wollen von den jungen Herren nichts wissen, Sie sind halt einmal etwas Besonderes. Nun Gott befohlen! Ich will für Sie sorgen, als ob Sie mein Kind wären, damit es Ihnen nicht allzu schwer wird." — Emilie dankte der Alten herzlich und aufrichtig für ihren guten Willen und versicherte, derselbe sei ihr ein wahrer Trost. Dann machten sich die Beiden über das Auspacken und Emil von Waldheim, studiosus medicinae, wirthschaftete mit merkwürdiger Umsicht und Sorgfalt in den Zimmern umher, um dieselben seinem praktischen Sinn, seinem Schönheitsgefühl und seiner Ordnungsliebe möglichst gerecht zu machen, während der Professor seine Bibliothek ordnete. Emilien waren zwei Gemächer eingeräumt, ein Arbeitszimmer und ein stilles, abgelegenes Cabinet, in dem sie sich nach des Tages Last und Hitze, oder in freien Stunden selbst gehören konnte. Mit banger Wehmuth blickte sie in den fremden Räumen umher. Durch Jahre, durch einige bange Jahre sollten sie das willkommene Asyl für sie sein, wenn das schwierige Werk dort drüben, ihre Augen ruhten durch das Fenster schweifend, auf dem Universitätsgebäude gegenüber, gethan war. Welche Gefühle und Gedanken, welche Eindrücke würde sie wohl manchmal mit heimbringen? Bange Frage! „Wie werdet ihr mich sehen, ihr stillen Räume!" frug das junge Mädchen zingend, „muthvoll oder niedergeschlagen, überwältigt oder siegreich in dem seltsamen Kampfe?" Und dann lächelte sie wieder trüb ihr Bild im Spiegel an. Ja, das war ganz Emil in seiner studentischen Kleidung. „Bist Du's denn, Emilie," frug sie halblaut, „was ist nun gar aus Dir geworden? Es sieht wie ein Scherz aus und ist doch bitterer, heiliger Ernst. Ja, es ist Ernst

und darum wird es Ernst werden.“ Sie wandte sich ab, da trat der Onkel ein. „Nun, was macht mein lieber Student?“ rief der alte Herr, Emiliens Wangen klopfend. „Er wunderte sich eben ein wenig über sich selbst,“ erwiderte sie, „er konnte sich plötzlich nicht recht wiedererkennen.“ „Ja, mein Kind, es ist in der That eine ganz eigenthümliche Geschichte,“ sprach der Professor und sein Auge ruhte auf der fremden Kleidung, welche die schlanke Mädchengestalt seiner Nichte barg, „oder besser eine jämmerliche, daß man der Welt in dieser ernstesten Angelegenheit sozusagen diesen blauen Dunst vormachen muß. Wenn Jemand von einem so würdigen und hochbedeutsamen Institute wie die Universität richtigen und nützlichen Gebrauch macht, so bist Du es gewiß vor Allem. Deinem Wesen wäre nichts entgegenzusetzen, aber die Form ist nicht die hergebrachte, denn bisher erschienen die Studenten nicht in Frauenröcken und Schürzen, sondern in Wamms und Beinkleid. Du wirfst so nichts Anderes leisten als in Deinen Frauenkleidern, aber Du erscheinst doch äußerlich als masculinum und in dieser Form ist es Deinem Wissenstrieb möglich, die erwünschte Nahrung zu holen. Es ist eine klägliche Geschichte, Emilchen, und ich hätte nicht gedacht, daß mich die Universität, welche während meines ganzen Lebens der Schauplatz meiner Thätigkeit war, noch in die Nothwendigkeit versetzen würde, sie selbst zu betrügen. Mir ist, als hinge der Zopf auch in meinem Nacken.“ „Mache Dir wegen dieses Betruges keine Gewissensscrupel, Onkel,“ sprach Emilie erregt. „Mir ist's freilich, als wäre ich auf einem Maskenballe, aber ist das Vorurtheil nicht auch eine wesenlose Larve, der man eben mit einer ähnlichen Grimasse begegnen muß?“ — „Du hast recht, mein wackerer Emil, aber der freie Geist spottet ihrer und schlägt sie mit den eigenen Waffen. Der Geist eines kühnen Mädchens hat lachend seine hohen Schanzenmauern überstiegen und sich keck und frisch in ihrer Mitte festgesetzt.“ „Darum heißt es die Maske mit Anstand und Muth tragen und ihr Ehre machen,“ sagte Emilie ernst. „Einmal wird sie fallen und mit ihr wohl auch der Zopf. Mehr will ich ja nicht. — Doch sieh, Frau Siebert ruft zu Tische.“ — Nach dem Essen rüstete sich der Professor zum Ausgehen, er

wollte einige Besuche machen, Erkundigungen einziehen, Besichtigungen vornehmen u. dgl. Emilie bat, diesen ersten Tag ungestört sich selbst gehören zu können und der Professor ging. Das junge Mädchen ließ sich am Fenster nieder und versank in Nachdenken über ihre Lage und über die nächste Zukunft, die sie erwartete. Ihre Blicke ruhten sinnend auf dem Universitätsgebäude, welches so wichtig und bedeutsam für sie war. Wohl kaum hatte je ein weibliches Wesen diese Hörsäle dort betreten; sie war es, die Erste, die es wagte. Wie sollte es ihr ergehen in jenen Räumen, in welche sie nichts mitbrachte als ihren strebsamen Geist und dieses bang klopfende Mädchenherz! Und wieder schaute sie hinüber. Es war viel Leben um und in dem bedeutungsvollen Hause, denn die Collegien sollten ja nächstens beginnen. Es gingen allerlei Persönlichkeiten aus und ein, Professoren mit ernster, bedächtiger Miene, Studenten, die frisch und keck in die Welt schauten, untergeordnete Leute mit geschäftigem Gebahren. — Dicht an das Universitätsgebäude schloß sich ein weitläufiges Café, wo auch zahlreiche Musensohne aus- und eingingen. Eine bewegte Gruppe stand vor demselben, lachend und gestikulirend, vor Allem mächtig dampfend. Es überkam sie ein frohes Gefühl der Sicherheit, daß sie hier so geborgen hinter ihrem Fenster saß! Aber morgen! übermorgen! Sie stützte den Kopf, durch den die Gedanken mit fiebernder Hast jagten, in die Hände und lauschte auf die verworrenen, widerstreitenden Gefühle, die in ihrer Brust sich drängten. So saß sie lange. — Da klopfte es jäh an die Thür. Sie fuhr auf. Ein Fremder trat ein, eine mächtige, hochgewachsene Gestalt, — ein regelmäßig, fast schönes Antlitz mit hoher, geistvoller Stirn, durch einen starken Vollbart gehoben; das ganze Wesen zeigte etwas Selbstbewußtes, Herausforderndes. „Kann man wohl Herrn Professor Herrmann sprechen? Er soll heute Morgen angekommen sein,“ frug er kurz, indem seine Augen mit stechender Schärfe Emilien's Erscheinung musterten. — Emilie aber konnte sich nicht gleich fassen, der jähe Eintritt des Fremden hatte sie aus ihrem Sinnen aufgeschreckt: noch glühten ihre Wangen und sie strich sich die verwirrten Locken aus der Stirn. Auch hatte sie sich nicht gleich in ihre Rolle gefunden,

erst des Fremden rücksichtsloses Auftreten machte sie darauf aufmerksam, daß sie die Artigkeit, die man einer Dame erweist und die sie gewohnt war, nicht zu erwarten hatte. — „Professor Herrmann ist ausgegangen, er ist allerdings schon angekommen“ stammelte sie, „wünschen Sie einen Auftrag zu hinterlassen oder — oder —“ sie besann sich, „wollen Sie ihn erwarten?“ „Ich werde wiederkommen,“ sprach der Fremde, die Gestalt des jungen Mannes unausgefeszt fixirend, „richten Sie, mein Lieber, dem Herrn Professor indessen einen Gruß von Professor Ammon aus, der sich sehr freut, seinen ehemaligen Lehrer und jetzigen Kollegen zu begrüßen. Sie haben doch verstanden?“ frug er, als er Emiliens Befangenheit bemerkte; „doch wem hinterlasse ich meinen Auftrag?“ Seine Blicke musterten auf's Neue. Das war wohl einigermaßen natürlich, denn Emilie sah in ihrer schwarzen Sammtblouse so hübsch aus, daß sie auf den ersten Blick die Aufmerksamkeit fesseln mußte. „Ich bin Professor Herrmann's Nefte,“ sagte sie jetzt kurz, indem der Aerger über des Fremden barsches Wesen ihre Befangenheit verscheuchte. „Sie können über Ihren Auftrag ruhig sein.“ „Also sein Nefte,“ nahm der Professor Ammon das Wort, „ach, ich entsinne mich. — Sie wollen, glaube ich, hier an der Universität hören?“ „Das werde ich,“ war die kurze Antwort. Professor Ammon schien für den hübschen Studenten Interesse zu empfinden. „Sie sind wohl noch sehr jung, mein Freund,“ sagte er. „Das bin ich allerdings,“ sagte Emilie ärgerlich, „was belieben Sie dagegen einzuwenden, Herr Professor?“ „Nichts, mein Bester,“ lachte dieser, „sofern Sie Ihre Zeugnisse bei einander haben, oder höchstens, daß Sie noch merkwürdig grün aussehen.“ „Herr Professor, ich bedauere, daß mein Aussehen Ihren Anforderungen nicht entspricht, hoffe aber, dieser Umstand wird Sie weiter nicht berühren.“ — Der Zorn hatte sie sich selbst wiederfinden lassen. Der Professor ergötzte sich sichtlich an dem jungen, stolzen Brausekopf. „Nun, ich wünsche Ihnen nur, daß Sie Ihre Würde aufrechterhalten. Aber ich entsinne mich nicht, auf ein ähnliches Exemplar von Studenten, wie Sie einen abgeben werden. — Sie sehen ja fast wie ein Mädchen in Männerkleidern aus!“ Als er die Röthe bemerkte, welche der

Schrecken auf Emiliens Stirn und Wangen gejagt, fuhr er begütigend fort: „Nun, regen Sie sich darüber nicht so auf, junger Freund, ich wollte Ihr Selbstgefühl nicht angreifen.“ Er wollte lächelnd ihre Wange streicheln. — Emilie warf stolz den Kopf zurück. Sie hatte ihren Schreck schnell überwunden. „Ich darf Sie wohl bitten, Herr Professor,“ sprach sie fest, „daß Sie Ihre Urtheile über mich einstellen, bis ich durch mein Thun der öffentlichen Kritik Anlaß gebe, mich zum Gegenstande ihrer Ausübung zu wählen. Ich verzichte darauf, durch mein Aussehen, für welches allein man mich wohl nicht verantwortlich machen wird, mir Ihre Liebkosungen zu erwerben, ebenso wie ich nicht hoffe, daß es Ihnen ferner Anlaß zu besonderen Schlüssen geben wird.“ Die Empörung ließ das junge Mädchen in fast drohendem Tone sprechen, obgleich ihr fast der Athem stockte. Professor Ammon konnte seine Betroffenheit kaum verbergen. Die Voraussetzung, es mit einem halberwachsenen hübschen Knaben zu thun zu haben, hatte ihn verleitet, zu weit zu gehen und sich Blößen zu geben, die er nicht rechtfertigen konnte. Das energische Auftreten des jungen Mannes brachte ihn etwas außer Fassung. Er hielt es für das Beste, nun einen spöttischen Ton anzuschlagen und zu thun, als reichten die rügenden Worte des jungen Mannes zu ihm nicht heran. „Nun, nun, sträuben Sie nicht so entsetzlich den Kamm, junger Herr,“ lächelte er, „mir scheint, Sie wollen nun mit aller Gewalt Ihren Muth und Ihre Reife zeigen. Sie vergessen sich dabei selbst, doch will ich aus Rücksicht für Sie, Ihnen die Gelegenheit benehmen, Ihre Bravour weiter zu entfalten. Indessen werden Sie mir wohl gestatten, Ihnen den Rath, den wohlgemeinten Rath zu ertheilen, daß Sie sich einen Bart um und einen Zaun vor den Mund anschaffen.“ „Ich danke für Ihre gute Meinung,“ sagte Emilie, sein spöttisches Lächeln frei erwidern, „doch bin ich bis zu diesem Augenblicke,“ sie betonte diese Worte ganz besonders — „ganz gut ohne diese ausgekommen.“ „Dürfte nicht immer der Fall sein,“ erwiderte der Professor und ein bösertiger Blick musterte wieder Emilien. „Doch Adieu! vergessen Sie gefälligst nicht, dem Oheim meinen Auftrag auszurichten!“ — Emilie war wieder allein. Die kurze Scene war für sie ominös

genug gewesen und obgleich sie sich siegreich behauptet, war ihr Gefühl tief verletzt. Es durchschauerte sie kalt bei dem Gedanken, mit diesem Manne häufiger verkehren zu müssen. Seine Blicke quälten sie in der Erinnerung noch. Seufzend schaute sie hinüber nach dem Universitätsgebäude, in welchem der Gefürchtete soeben verschwand. Wie sie so hinausblickte, gewahrte sie eine Gruppe, die drüben auf dem Trottoir langsam und öfter stehen bleibend, promenirte, als wartete man auf Jemanden. Es war eine freundliche Matrone, neben ihr ein ganz junges, hübsches Mädchen, die sich an ihren Arm schmiegte, ferner ein paar kleinere Kinder, welche sich vertraulich um die Beiden drängten. Emilie bemerkte, daß die hie und da vorübergehenden Studenten und Professoren achtungsvoll grüßten. Nach einer Weile kam ein älterer Herr aus dem Universitätsgebäude, näherte sich mit jovialer Geberde den Frauen und begrüßte sich mit ihnen zärtlich und vertraulich; dann setzten sie zusammen ihren Weg fort. Das junge Mädchen ging jetzt zwischen den Beiden, welche jedenfalls ihre Eltern waren und hing sich bald an diesen bald an jenen. Das glückliche junge Mädchen, es sah so offen und heiter, so sorglos und lebensfroh in die Welt! — Emilie verfolgte die Gruppe mit den Augen, so lange dieselbe nur sichtbar war. Bange, schmerzliche Gefühle überflutheten ihr Herz. Ein schwerer, unbestimmter Druck lastete auf ihrer Brust, eine dunkle Ahnung peinigender, schrecklicher Dinge, die ihrer harrten, nagte an ihrem Inneren. Sie kam sich so einsam, so verlassen, so preisgegeben vor. Eine unbestimmte Angst erfaßte sie, eine unendlich trostlose Bangigkeit.

So saß sie an ihrem Fenster, während die Dämmerung hereinbrach und es im Zimmer dunkler und dunkler wurde. — Der Onkel wollte nicht nach Hause kommen. — — — Ja, sie war allein, allein. — Und wie es dunkler wurde, erhellten sich drüben die Fenster des Café, und bei dem Schein der Gaslaternen sah sie immer noch studentische Gestalten in demselben verschwinden. Sieh, da drangen auch die Töne eines bekannten Studentenliedes herüber, kein Zweifel, die Studenten hielten dort einen Commers. Sie mußte immer wieder dem Singen und Jubeln, dem verworrenen

Lärm lauschen, der gewöhnlich von einer heiteren Festversammlung ausgeht. Sie starrte ängstlich hinüber nach den hell erleuchteten Fenstern, hinter denen sich die Schatten vorübergehend, munter durcheinander bewegten. Es überkam sie eine Art Grauen, eine unbestimmte Furcht, ihr war, als müßte einer dieser Schatten kommen und sie herüberholen mitten in das rohe, wilde, lärmende Treiben. — Sie sah wieder das heitere, sorglose Antlitz des jungen Mädchens vor sich, welches sich so froh vertraulich an seine Eltern geschmiegt. — Ach, mit leidenschaftlicher Sehnsucht dachte sie an Alle, die ihr theuer! — Warum war sie nicht bei ihnen geblieben, nicht bei ihrem Vater und Bruder, bei dem Freunde ihres Herzens? Wie gut und zärtlich waren sie Alle, wie gern wollten sie Alle für sie sorgen und sie beschützen, warum hatte sie es nicht angenommen? Warum hatte sie dem nicht gefolgt, der sie so zärtlich liebte? Sie gedachte des jüngstverflossenen Abendes, wo sie auch einsam und sinnend in der Dunkelheit gesessen und wo er gekommen und so herzliche Worte zu ihr gesprochen, wo der Schmerz um sie ihm eine Thräne abgerungen. — Ach, sie hatte auf seine Worte nicht gehört, sie hatte seine Thräne nicht getrocknet, sie hatte ihn kalt und fremd scheiden lassen! — Sie dachte heute an nichts, was sie einst an ihm verworfen, sie dachte nur an seine Liebe, sie hatte überhaupt ihres Sinnens und Strebens, aller ihrer Ideale jetzt vergessen. Die Mächte des Herzens hatten sie besiegt. Sie starrte hinein in die Dunkelheit und rief: „Vater — Emil — Konrad —“ es regte sich nichts — ach, sie war allein, sie hatte ja Alles aufgegeben — sie waren fern und unerreichbar fern! — Und wieder übermannte sie eine Todesbangigkeit. Das Andenken ihrer verklärten Mutter stieg in ihr auf, der Mutter, deren madonnenhaftes Bildniß sie von Kindheit auf mit stiller, zärtlicher Andacht geliebt, der Mutter, deren Nähe sie immer als die eines seligen reinen Geistes empfunden. Sie klammerte sich an ihr Andenken wie an einen Rettungsanker. „Mutter, Mutter,“ flüsterte sie, „wohin ist Dein Kind gekommen, was wirst Du zu den Wegen sagen, die Deine Emilie eingeschlagen! — O Mutter, tröste, schütze Dein Kind!“ Heiße Thränen überflutheten ihr Antlitz, ihr war,

als weinte sie an der Brust der Mutter. Sie barg den Kopf in den Händen und das liebe, leuchtende Bild der Verklärten lächelte ihrer Seele. Traumhaft verwoben sich ihre Gedanken und Gefühle, nur aus weiter Ferne noch drangen die abgebrochenen Klänge des Studentengelages an ihr Ohr. — — —

Der Onkel kam spät heim. Er hatte sich nach seiner Weise in der Universitätsbibliothek verspätet. Er fand seinen Studenten, den Kopf auf die, auf der Fensterbrüstung ruhenden Arme gelagert, mit thränenfeuchten Wangen fest eingeschlafen. —

„So ein junges Ding verträgt doch gar nichts,“ sagte sich der ausdauernde Gelehrte, „eine Nacht auf der Eisenbahn wirft sie um.“ —

Zweites Capitel.

Schwere Tage.

Ja, es waren schwere Tage, die Emilien erwarteten. Es war der Schatten, den diese nahenden Tage voraus warfen, der an jenem Abend so schwer auf ihr junges Herz gefallen. Oft noch sollte in Emilien die Erinnerung an jene Stunde aufsteigen, wo sie an der Seite des Vaters auf sonniger Bergeshöh' gestanden, tief unter sich die Stadt, verhüllt in leichtem Nebeldunst. O wie schön war ihr damals die Welt erschienen und der Vater hatte zu ihr gesprochen: „Ja, es gibt Augenblicke, wo uns das Leben unendlich groß und schön erscheint, und leicht das Große, ja das Größte zu thun und sich ihm aufzuopfern. Aber dann in schweren, hängen Stunden mit ihren tausend quälenden Waffen, dort unten in jener niederen Sphäre den lichtgeborenen Entschluß festzuhalten und ihm nach zu handeln, das ist das Wahre — und das Schwere.“ Ja, daran dachte Emilie. In jenem Augenblicke, wo sie die verlockenden Gaben der Liebe, die ihr in den Schooß fielen, zurückwies und sich mit kühner Seele dem Kampfe um die höchsten Güter des Geistes weihte, da stand sie auf der Sonnenhöhe des Lebens, obgleich sie die stille Neigung ihres Herzens opferte. Aber der

Schmerz, der Prüfstein, an dem sich die Echtheit des Demantes, der edlen Seele bethätigt, der Schmerz verlieh auch ihrer Seele seine erhabene Weihe und versetzte sie in die hehre Begeisterung, welche das Gefühl einer großen Aufopferung mit sich bringt. — Um so theurer, um so erhabener erschien ihr ihr Streben, als sie ihm das Kleinod ihres Herzens hingegen; mit einer Art von Wollust schwelgte sie in der auf's Neue erkaufenen Freiheit des Denkens und Strebens und mit froher, siegeszuversichtlicher Kampflust betrachtete sie die, von der Männerwelt behauptete Feste des Wissens, welche sie mit kühnem Ringen einzunehmen im Begriffe war. Diese Anschauung hatte leicht wieder jedes Bangen beschwichtigt, das in ihr aufsteigen wollte. Leicht war es dem kühnen Mädchen geworden, den Widerstand zu besiegen, den ihr eigenes Herz, den ihr das Vorurtheil und die landläufigen Anschauungen entgegen setzten. Aber schwer, sehr schwer, das sollte sie erkennen, war es, kühn ein Gebiet zu betreten, auf welchem sie keine allgemeine Sitte, keine liebe Gewohnheit, kein äußerer Anhaltspunkt unterstützte. Einsam stand das junge Mädchen in der fremden Welt, an ihrer Seite nur den stillen Gelehrten, der in ihr fast gar nichts erblickte, als den Studenten; mit Niemand sollte sie in näheren Verkehr treten, als mit Studenten und Professoren, von denen sie im Einzelnen nur zu fürchten hatte und nicht einmal ihr Geschlecht, dessen äußerer Privilegien sie sich entäußert, gewährte ihr den herkömmlichen Schutz. Ja, es war eine feindliche, fremde Welt, inmitten derer sie isolirt und auf sich selbst angewiesen dastand, das Auge fest auf ihr Ziel gerichtet, durch dieses allein mit ihr verknüpft. Schwer und peinlich genug sollte die Maske, die sie trug, auf ihr lasten und doch wurde sie ihrer froh, als sie das erstemal den Hörsaal betrat. Die Beklemmung, die ihr Herz bedrückte, als ihr Auge diese ihrem Geschlecht verschlossenen Räume begrüßte, wich bald den Gedanken, die sich ihr in diesem Augenblicke aufdrängten. Sie dachte, mit welcher Ungerechtigkeit man diese Pflanzstätten höherer Bildung einer ganzen Hälfte des Menschengeschlechtes verschlossen, wie man den dümmsten Burschen zugelassen, aber die genialste Frau zurückgewiesen, und doch war diese Bildungsanstalt

für den menschlichen Geist da, nicht für den männlichen allein. Es wollte sie fast ein Lächeln überkommen. „Also nur so habe ich ein Anrecht an höhere Menschenwürde,“ sagte sie sich, indem sie auf ihre männliche Kleidung blickte, und es regte sich ein froher Stolz für ihr Geschlecht in ihr, daß sie als Mädchen thatsächlich ihr Recht auf dieses Institut geltend machte. — Sie warf stolz den Kopf zurück, als sie an der Seite des Professors, ihres Oheims, der heute seine Antrittsrede halten wollte, im Hörsaale erschien. „Ich bin doch gekommen,“ sprach sie innerlich mit stolzem Triumph und ihr Auge eilte flüchtig über die Schaar der versammelten Studenten. Die stolzen, kräftigen Gestalten, die kecken, selbstbewußten Gesichter! O, wenn sie in den Kleidern ihres Geschlechtes, wenn sie als Mädchen unter ihnen erschienen wäre, mit welcher Zudringlichkeit, mit welchem übermüthigen Spott wären sie vielleicht über die Wehrlose hergefallen?! „Das würden sie thun,“ wiederholte sie sich und ein leichter Zug der Verachtung spielte um ihren rothen, frischen Mund, „ich habe Euch diese Schande erspart und ich habe Euch durch Euer eigenes Vorurtheil betrogen.“ Und sie begegnete sicher und unbefangen den vielen musternenden Blicken, die neugierig auf ihr ruhten. Die Erscheinung des so jugendlich schönen und doch so stolz und vornehm dareinschauenden Studenten zog dieselben auf sich, trotz des Interesses, welches Professor Herrmann erregte. Noch einmal, ehe dieser seinen Vortrag begann, suchten seine Blicke unter den derben, gebräunten Gesichtern der jungen Männer das blasse, zarte Antlitz seines Lieblings, und seine Augen winkten durch die Brillengläser freundlich und aufmunternd. „Sie wird ihre Sache schon machen, das prächtige Mädchen,“ beruhigte er sich, als er bemerkte, wie zuversichtlich und stolz sie dareinschaute und er begrüßte sein Auditorium. —

Der gebiegene Vortrag des Professors fesselte Emilien dergestalt, daß sie Alles um sich vergaß. Mit der Beweglichkeit, die ihrem Geiste eigen war, mit dem hingebenden Eifer ihrer Auffassung versetzte sie sich allsobald in seinen Gedankengang und folgte demselben mit selbstthätigem Denken bis zu Ende. Bei diesem angelangt, verarbeitete sie emsig absorbirend das Empfangene

und wurde erst durch die lebhaften Zurufe der Studentenschaft aus ihrem Nachdenken geweckt, welche den, den Saal verlassenden Professor begleiteten. Sie war allein inmitten des durcheinanderwogenden Stromes, welcher sich den Ausgängen zu drängte. Das hübsche, ehrliche Gesicht Landau's tauchte alsbald vor ihr auf. Emilie hätte sich am liebsten aus der wilden Menge geflüchtet, aber Landau packte sie am Arme. Er selbst, umgeben von einem Schwarm seiner neuen Bekannten, blieb am Corridor stehen. „Man sieht Dich ja nirgends,“ war seine erste Frage. „Wo sollte man mich sonst sehen, als hier,“ sagte Emil ruhig. Einreden und Spöttereien wurden rings laut, während Landau seinen „alten Kameraden“ mit den neuen Freunden bekannt zu machen suchte. „Mir scheint, die Nähe des gelehrten Onkels verdirbt ihn,“ meinte Landau, „ich glaube, er hat dem Herrn Professor geholfen, seine Rede auszuarbeiten, er sieht ganz darnach aus.“ „Geduld, Geduld,“ rief Elvers dazwischen, „Herr von Waldheim muß erst das Rauchen lernen, dann geht es an das Andere. Erlauben Sie, mein Herr, könnten Sie denn das Rappier führen? Ich verstehe mich darauf —“ er faßte Emiliens Arm und schien den Ärmel zurückschieben zu wollen, um die Muskelstärke zu prüfen. Die Anderen drängten sich lachend herbei. Anspielungen auf ihr jugendliches, mädchenhaftes Aussehen wurden laut, die Fluth der übermüthigen, burschikosen Reden schlug über ihr zusammen. Sie riß sich los und wollte etwas sagen, aber ihre Stimme wurde von dem Gelächter und Stimmengewirre übertönt. — Flüchtig eilten ihre schönen, stolz und zornig blickenden Augen im Kreise umher, dann grüßte sie kurz und eilte entschlossenen Schrittes davon. Sie hörte hinter sich eine kurze Pause der Ueberraschung, dann verschiedene spöttische, ärgerliche Stimmen und endlich die Hugo Landau's entschuldigend einfallen. Sie eilte flüchtigen Fußes durch die Straßen, sehnsüchtig, das Asyl ihrer Wohnung zu erreichen. Sie seufzte tief und schwer auf, als sie wieder in ihrem Zimmer saß. Es war ebenso schwer als gefährlich wegen ihres Geheimnisses, sich von aller Verbindung mit den Studenten loszusagen; mußte sie nicht täglich in den Kreis treten, dessen spöttisch-kritische, mißfällige Aufmerksamkeit stets auf

sie gerichtet sein sollte? Und doch konnte sie sich nur dadurch vor sich selbst retten, daß sie sich mit consequentester Strenge von der Deffentlichkeit und dem Leben und Treiben der Studenten zurückzog, indem sie den Zweck ihres Hierseins ausschließlich im Auge behielt und sich außer im Hörsaal nirgends zeigte. „Ja, wer kann etwas dawider haben,“ sagte sie sich, „ich bin nur hier, um mich auszubilden, um die Collegien zu hören, laßt doch sehen, ob man die Universität auf ihre Grundidee zurückführen kann.“ Aber das fühlte sie, es bedurfte einer hohen Summe von Muth, um alle rohen Verührungen, alle Anforderungen ihrer Commilitonen sogleich zurückzuweisen und doch dabei sich in ihrer Achtung zu behaupten, ihnen zu imponiren. Entschlossenheit und Geistesgegenwart erforderte es viel, sehr viel. Mit bangem Herzklopfen sah Emilie, wie schwer ihre Stelle sein würde, wenn sie vor sich selbst ihre weibliche Würde aufrecht erhalten wollte. Jeder Schritt war für sie mit Gefahren verknüpft, mit Kampf verbunden. Keinen Augenblick durfte sie die lästige Maske lüften. Und das Schwerste harrete ihrer noch, das Studium unter den fremden Männern. — Und doch, es waren nur äußere, nur untergeordnete Uebelstände, sie durfte sich von ihnen nicht abschrecken lassen. „Nein, nein, sie soll nicht den Sieg über mich davontragen, diese kleine, elende Alltagsmifère,“ rief sie, „und bin ich nicht ein Mensch mit reinem Willen unter Menschen!“ Sie nahm ihr Lieblingsbuch, Titus Ullrich's „Hohes Lied“, zur Hand und ihr Geist erholte sich in der reinen Ideenwelt des hochdenkenden Dichters von den häßlichen Eindrücken der verfloffenen Stunden. —

„Die Menschen sterben, die Götter sterben und immer
Zunmer übrig bleibt allein — der Mensch“

sagte sie vor sich hin, als sie sich endlich von dem Buch erhob. „Und sollte nicht auch in mir der Mensch übrig bleiben, wenn ich auch alles äußere Beiwerk weggeworfen habe, welches die Sitte und das Herkommen als identisch mit meinem Geschlechte betrachten und kann ich nicht mit meinem rein menschlichen Wesen der Welt gegenüber treten, wenn ich auch nur in mir und für mich als Weib fühle und in diesem auch nie aufhören werde? — Ei, wie Du

philosophiren kannst, Emilie," sagte sie und lachte, denn sie hatte zufällig ihr Bild im Spiegel erblickt und es schaute sie noch immer so fremd an in der neuen Verhüllung. „Das macht das äußere Beiwerk da, welches Du eben verachtest." Sie schwieg wieder eine Weile und senkte den hübschen Kopf zur Seite. „Das Leben ist doch recht ernst und schwer," seufzte sie dann und ging langsam nach des Onkels Zimmer, um zu sehen, ob auch dieser schon heimgekehrt sei. Schon am Corridor hörte sie lebhaft darin sprechen, sie wollte daher eiligst zurückkehren. Aber sie besann sich. „Nein Emil, Du darfst Dich nicht vor jeder fremden Stimme fürchten!" Und sie trat ein. Im selben Augenblicke jedoch bereute sie schon ihren Muth, denn Professor Ammon war es, der mit dem Oheim in einer lebhaften Debatte begriffen war. Zu ihrem eigenen Aerger erröthete sie überdies, als der Blick des zudringlichen Herrn sie traf. Hätte sie gewußt, daß Professor Ammon ein feiner Beobachter und Menschenkenner war, daß das seltsame Benehmen des „grünen" Studentleins ihm nicht wenig aufgefallen und besonders dessen stolze zornige Empörung, als er, der Professor, seiner zarten Wange nahe gekommen, ihn zu sehr eigenthümlichen Betrachtungen angeregt hatte, Emilie wäre wohl noch beflommener gewesen. Sie hatte die unangenehme Begegnung dem Onkel mitgetheilt und sich ihres unklugen Benehmens wegen selbst angeklagt. Der Onkel hatte dieses Betragen einem Professor gegenüber auch sehr bedenklich gefunden. — Aber der zerstreute Mann dachte jetzt nicht mehr daran und rief daher aufmunternd: „Komm nur herein, Emil." Professor Ammon freute sich auch sichtlich über Emiliens Erscheinen. Es wäre ihr viel lieber gewesen, wenn er einfach die beleidigte Professorswürde herausgekehrt hätte, aber er that es nicht. Der wunderhübsche, mädchenhafte Knabe erschien dem künstlerisch gebildeten, weltkundigen Manne als ein interessantes Spielzeug, über welches er seine ganz besonderen Vermuthungen hegte. „Ei, ich habe schon die Bekanntschaft Ihres Neffen gemacht," rief er lachend und die damals erhaltene Abfertigung scherzhaft auffassend, „wir sind ein wenig aneinander gerathen, aber das schadet nichts, nicht wahr, mein Lieber?" Ammon's wohlgepflegte Hände zeigten wieder große Lust, mit Emiliens Wan-

gen in Berührung zu kommen. Aber diese war heute gefasster. Mit unerschütterlicher Ruhe und unnahbarem Ernste verbeugte sie sich kurz und entzog sich seiner Nähe. „Sie sehen ja recht ernst und finster drein, mein junger Freund,“ fuhr Ammon fort, „ich glaube, das Universitätsleben behagt Ihnen schon jetzt nicht, wie ich schon neulich vermuthete, hahaha!“ — „Ich gedenke hier ganz zufrieden zu sein, Herr Professor, ich danke Ihnen,“ sagte sie ruhig, und Ammon lauschte schmunzelnd dem weichen Klang ihrer Stimme. „Sie dürfen an meinem Neffen Emil nicht den gewöhnlichen Maßstab seiner Altersgenossen legen,“ lächelte Herrmann, „er wetteifert in Ausdauer und Liebe zur Wissenschaft mit mir und wird gewiß gern mein zurückgezogenes, arbeitsvolles Leben theilen. Doch kehren wir zu unserem Thema zurück, mein lieber Colleague! — Emil, Du kannst dableiben!“ — Emilie ließ sich schweigend am Fenster nieder und lauschte dem Gespräch der beiden Professoren. Es handelte sich um eine wichtige medicinische Forschung, welche Professor Herrmann kürzlich in einer medicinischen Fachschrift angeregt. Emilie hörte, daß Ammon sich lebhaft für dieselbe interessirte, ebenso Professor Seeborn, heuer Rector magnificus der Universität. Sie wußte, daß der Letztere Verfasser eines vorzüglichen, jüngst erschienenen Werkes über „Das Wesen der Epidemien“ sei, welches das größte Aufsehen und viele wohlthätige sanitäre Maßregeln verursacht hatte, ferner, daß er eine an der Universität hoch gefeierte und beliebte Persönlichkeit sei. An ihn hatte sich der Professor auch wegen seiner Anfrage wegen Emiliums Aufnahme an der Universität gewendet, jedoch nur privatim, und ihn um strengste Discretion ersuchend, da er sich bereits mit dem Plane trug, das Mädchen im Nothfall als seinen Neffen immatriculiren zu lassen. Professor Seeborn hatte dahin ablehnend geantwortet, daß die Gesetze der Universität weibliche Individuen ausschließen, was auch mit seinen, und wie er auch im vorhinein versichern konnte, seiner Collegen Anschauungen übereinstimmte. Emilie hörte weiter, daß die drei Professoren Herrmann, Ammon und Seeborn die erwähnten Forschungen gemeinsam aufnehmen wollten und zu einer diesbezüglichen Besprechung Seeborn jeden Augenblick erwarteten. Emilie hatte sich eben so weit orientirt,

als der Erwartete eintrat. Sie war des Rector magnificus schon früher flüchtig ansichtig geworden, und sie hatte sich von seiner männlichen edlen Erscheinung gefesselt gefühlt. Mit Antheil betrachtete sie jetzt das nicht eben schöne, aber von der Weihe eines hellen, strebenden Geistes und echt humaner Gesinnung beseelte Antlitz des Mannes, der also auch zu ihren Feinden zählte. Professor Seeborn stand im schönsten Mannesalter, in der Vollreife geistiger und physischer Kraft und schon sein äußeres Wesen voll fesselnder Freundlichkeit und selbstbewußter Besonnenheit, voll geistiger Vollendung und klarer Einsicht, rechtfertigte vollkommen die allgemeine Liebe und Verehrung, welche man ihm zollte. Emilie, welche bescheiden ihren Platz behielt, profitirte jetzt nur einen freundlichen Gruß, und die drei Herren waren bald in eine lebhafte Discussion vertieft. Indessen wurde es dunkel und Professor Herrmann forderte die Gäste auf, bei einer Tasse Thee die angeregten Themata fortzusetzen. Emilie, dem Antriebe einer gewohnten Pflicht folgend, stand sogleich auf, um die nöthigen Befehle zu geben. Der Onkel stellte sie dem Neuankommenen erst jetzt kurz vor und Professor Ammon verabsäumte nicht, die lächelnde Bemerkung einzuschleichen: „Herr von Waldheim scheine bei seinem Oheim den Pflichten der Hausfrau zu obliegen.“ Emilie hatte ein wenig Sehnsucht nach der Thätigkeit, die sie im Elternhause mit so viel Erfolg geübt, und sie hätte gern geholfen, den Thee zu arrangiren, aber Frau Siebert selbst schickte sie sobald als möglich in den Salon zurück, da der junge Herr nicht in den Verdacht kommen dürfe, in der Küche zu stecken. Als später der Thee servirt wurde, sah sie ganz trübselig zu, wie ihn Frau Siebert einschenkte. Wie herzlich gern wäre sie auf eine Weile Mädchen geworden! Sie konnte sich doch zu dem öffentlichen Leben und Streben der drei Männer dort nicht ganz zugehörig fühlen, und doch war sie auch dem weiblichen, dem häuslichen Wirkungskreis entrissen, das fühlte sie bei dem einfachen Act des Thee-einschenkens. Auch machte Frau Siebert ihre Sache nicht einmal geschickt, selbst der Tisch war Emilien nicht geschmackvoll genug arrangirt, es war doch ganz und gar nicht gemüthlich unter diesen Männern! — Wie sehr freute sie sich im Stillen schon wieder zu

Hause zu sein, aber ach, bis dahin war es noch lange. Sie war ganz in tiefes Sinnen und Träumen versunken und fuhr plötzlich auf, als sie hörte, daß die drei Herren von ihr, der wirklichen Emilie von Waldheim sprachen. Sie lauschte auf und ihre großen dunklen Augen wandelten schüchtern im Kreise umher. Professor Seeborn hatte nach jener jungen Dame gefragt, welcher er im Namen der Facultät die Aufnahme versagt und Ammon lauschte mit dem gespanntesten Interesse dieser Mittheilung, während seine Blicke mit forschender Neugier auf Emiliens schönem Antlitze ruhten; seinen Mund umspielte ein sarkastisches Lächeln. „Meine Rechte Emilie,“ beeilte sich Professor Herrmann zu erklären, „hat für sich ihre Pläne aufgegeben und dieselben ihrem Zwillingbruder Emil überlassen.“ Er schilderte flüchtig die beiden Geschwister, besonders Emil's Aehnlichkeit mit seiner Schwester hervorhebend. „Und hat sich das Fräulein gern in ihre Abweisung gefügt?“ fragte Seeborn angelegentlich, „sie muß ein eigenthümlicher Charakter sein.“ — „Ach, meine Schwester Emilie hat vollständig resignirt,“ schob diese ein „sie ist ganz vom öffentlichen Schauplatz abgetreten.“ „Wenn Ihre liebe Schwester das gethan hat,“ nahm Seeborn das Wort, „dann segne ich meine verneinende Antwort, so schwer sie mir meines hochverehrten Collegen wegen wurde. Ich bedauere tief,“ wandte er sich an Herrmann, „diese Meinungsdivergenz zwischen uns zu entdecken, bin aber überzeugt, mit meiner Ansicht nicht allein zu stehen.“ „Ich z. B. pflichte Ihnen vollkommen bei,“ rief Professor Ammon, „ich bin grundsätzlich gegen jede Frauenemancipation und trete derselben entschieden entgegen, in welcher Form sie sich auch zeige. Gestatten Sie mir, die Vermuthung auszusprechen, daß Ihre entgegengesetzte Meinung sich wohl nur von Ihrer jedenfalls hochbegabten Rechte herleitet.“ Professor Herrmann gab das voll Wärme zu. „Die ungewöhnliche Begabung meiner Rechte,“ sprach er, „hat mich zuerst zu der Erkenntniß gebracht, daß man wohl kaum einen Rechtsgrund dafür auffinden könnte, einen hellen, denkenden Geist von der Wissenschaft auszuschließen, nur weil er zufällig in einem weiblichen Körper wohnt. Die Förderung der Wissenschaft ist an und für sich ein so schöner Endzweck, daß man in seinem Interesse

niemals brauchbare Kräfte ausschließen sollte.“ „Ich kann Ihnen leider wieder nicht ganz beipflichten,“ sagte Seeborn mit warmer Betonung, „mir dünkt das Wohl des einzelnen Menschen ein noch höherer Zweck, ja der allerhöchste, der Mensch ist geboren, Mensch zu sein und möglichst glücklich zu werden. — Aber die Zulassung einer Frau, gar eines schönen jungen Mädchens zur Universität, kann der Natur der Sache nach, nur zu Ausschreitungen und Abweichungen, zu einer schiefen, unhaltbaren Lage führen, welche in erster Reihe das Wohl und die weibliche Würde der Betreffenden gefährden.“ „Meiner Ansicht nach,“ erwiderte Professor Herrmann, „beruht diese Befürchtung doch nur auf Theorie und man wäre der Wichtigkeit der Sache den Versuch schuldig, einer begabten Frau zu gestatten, ihre Fähigkeiten einmal gleich einem männlichen Individuum zu entwickeln.“ „O nein, mein lieber Colleague,“ rief Seeborn lebhaft, „sprechen Sie nicht von solchen Versuchen, Ihre schöne Begeisterung für die Wissenschaft läßt Sie andere Uebelstände übersehen. Ein unschuldiges, junges Mädchen ist ein holder heiliger Gegenstand und steht viel zu hoch für einen solchen Versuch. Was es auf der einen Seite gewänne, würde es auf der anderen einbüßen, und das, was auf's Spiel gesetzt wird, stünde sicher mit dem Errungenen in keinem Verhältniß, denn für die Reinheit und Unberührtheit einer Frauenseele, für die gibt es keinen Ersatz. Dem Wunsch der begabten Frau, die höheren Stufen menschlichen Wissens zu erklimmen, ist an und für sich nichts entgegenzusetzen, aber sie tritt dadurch in die Deffentlichkeit und das, glauben Sie mir, ist ihr Ruin, ihr ausgesprochener Ruin, eine Klippe, an der sie erfahrungsmäßig scheitert.“ — Professor Seeborn hielt inne und strich sich bei den letzten Worten leise aufseufzend über die Stirn, dann fuhr er fort: „Ich kenne Ihre Richte nicht, lieber Colleague, aber ich freue mich, vergeben Sie mir meine Offenheit, ich freue mich im tiefsten Herzen, daß das junge Mädchen in der Huth des Vaterhauses vor den Gefahren der Deffentlichkeit, welche sie nicht richtig beurtheilen konnte, bewahrt blieb. Und Sie, mein junger Freund,“ er wandte sich plötzlich an Emilien, faßte ihre Hand und blickte ihr innig in die Augen: „Wenn Sie Ihre Schwester wahr-

haft lieben, werden Sie mir während Ihres Universitätslebens gewiß noch oft beistimmen. Sie werden, wie ich hoffe, mit Widerwillen erkennen, daß unsere junge Männerwelt die Würde der Wissenschaft und ihres künftigen Berufes nicht immer im Auge behält, sondern sich in manchen Ausschreitungen gefällt und Sie werden einsehen, daß hier kein passender Wirkungskreis für ein echt weibliches Wesen ist.“ — Emilie hätte gern aus ihrer Herzensfülle geantwortet, aber sie hatte sich aus Klugheit und Bescheidenheit vorgenommen, nicht mehr mit Worten für ihre Sache zu kämpfen, sondern die Welt einst durch Thaten zu überzeugen. Ueberdies machte sie die Eindringlichkeit Seeborn's bekommen, denn seine warmen Worte waren ihr schwer auf's Herz gefallen. Sie sagte daher traurig, indem sie die Augen niederschlug: „Ja, Herr Professor, ich habe es jetzt schon eingesehen. Emilien wäre ein schweres Loos zugefallen.“ Professor Seeborn fühlte sich sonderbar berührt von dem sanft traurigen, fast kindlichen Tone dieser Worte, dieser weichen, lieblichen Stimme, er ließ betroffen ihre Hand fallen und sah erstaunt in ihr trübumflortes Antlitz; eine seltsame Ahnung dämmerte plötzlich in ihm auf. Auch Herrmann betrachtete besorgt seinen Liebling. „Geh doch einmal hinaus, Emil, und laß die Bibliothek nebenan erleuchten.“ Aber Emilie wollte keine Muthlosigkeit verrathen. Sie stand nur auf, um zu klingeln und ertheilte dem eintretenden Diener halblaut den entsprechenden Befehl. Dann kehrte sie an den Tisch zurück. Ammon hatte mit höchster Spannung und wohlgefälligem Lächeln die kleine Scene beobachtet; Professor Herrmann hatte sich nicht erschüttern lassen. Er sagte ruhig: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß es weibliche Wesen gibt, welche, wie z. B. meine Nichte, die Probe zur allseitigen Befriedigung bestehen würden. Und ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß ich es für ein Unrecht halte, solche begabte Wesen wegen, bei ihnen jedenfalls unmotivirten Befürchtungen geistig zu unterdrücken.“ — „Ich will zugeben, daß es solche Wesen geben mag,“ erwiderte Seeborn noch immer etwas betroffen, „aber sie müssen sich dann als Einzelne dem Ganzen unterordnen. Ihr Beispiel würde jedenfalls ungerechtfertigte Nachahmung finden und mannigfaches Unheil

anrichten. Das ist meine Ueberzeugung.“ „Ich für mein Theil,“ nahm Ammon mit seinem ewigen faunischen Lächeln das Wort, „bin der Ansicht, daß sich eine Frau, welche sich des Schutzes der Häuslichkeit entäußert und aus ihrem von der Sitte begrenzten Kreise heraustritt, auch die Privilegien verliert, welche man ihrem Geschlechte sonst, gleichsam als Ersatz für ihre sonstige Beschränkung, gewährt. Sie ist dann eine Art herrenloses Gut,“ er betonte diese Worte besonders, „und Jeder hat das Recht, sich ihr zu nähern. Wenn die Frauen es uns gleichthun wollen, so wird man sie als unferesgleichen behandeln, das ist logisch, sie haben dann das moralische Recht des Schwächeren verwirkt.“ Hier auch zu schweigen, brachte Emilie nicht über sich. Mit möglichster Zurückhaltung sagte sie: „Herr Professor, gestatten Sie mir ein Wort der Erwiderung. Die Frauen dürften wohl nur dann ihre Privilegien rechtlich verwirkt haben, wenn sie es in jenen Stücken den Männern gleichthun, in welchen sich die Ueberlegenheit der Letzteren darthut, nämlich in physischer Stärke. Sonst könnten sie wohl das „moralische Recht des Schwächeren“, wie Sie sich auszudrücken beliebten, nicht verwirken. Ferner repräsentiren die Frauen in ihrer Erscheinung nicht nur, sondern auch in ihrem Wesen und in ihren Sitten das Schöne, und es ist der Cultus des Schönen, welcher die Seele aller der freiwilligen Dienste und Huldigungen bildet, welche die Männer den Frauen zollen. Also erst wenn die Frauen aufgehört haben, schön zu sein und das Schöne zu üben, werden edle Männer aufhören, ihnen zu huldigen. Dem Manne bleiben darum immer noch, als der stärkeren Natur, gewisse Privilegien, bestimmte Klassen von Beschäftigungen, sowie die größere Ungebundenheit der Sitte und der Selbstbestimmung, welche die Privilegien der Frauen aufwiegen.“ Professor Seeborn rief „Bravo“, fügte aber hinzu: „Sie haben die Sache principiell ganz richtig aufgefaßt, aber glauben Sie mir und meiner Erfahrung, eine Frau, welche den häuslichen Kreis verläßt und z. B. die Universität besucht, wird mehr, als sie es selbst weiß, das Schöne verlernen. — Die rauhen Berührungen von außen werden nur zu schnell den Schmelz von den Flügeln der zarten Psyche abstreifen.“ „Aus Ihnen

sprach wohl Ihr Fräulein Schwester,“ bemerkte jetzt Ammon sarkastisch, ohne seinen Aerger über die schlagende Antwort verbergen zu können. „Das Fräulein muß, wie man nach ihrem Zwillingbruder urtheilen kann, nicht nur sehr schön sein, sondern auch über ein ansehnliches Arsenal geistiger Waffen verfügen, welche Sie selbst, mein lieber Freund, wohl indessen etwas vorsichtiger und bescheidener gebrauchen sollten. Ich bedauere indessen persönlich, daß das Fräulein nicht an unserer Universität anwesend ist, es wäre dies gewiß sehr interessant.“ — Emilie schwieg, indeß ein leichter Schauer sie durchrieselte. Der Mann war ihr entsetzlich und nun hatte sie noch seine üble Gefinnung auf sich gezogen. Professor Seeborn aber ließ seine Blicke wieder so seltsam theilnahmsvoll und mitleidig auf ihr ruhen, daß sie vollends beklommen wurde. Ein banger Seufzer entrang sich ihrer beängstigten Brust. Sie wünschte, es wäre dies Alles, Alles ein böser Traum und sie dürfte sich nur recht besinnen, um wieder daheim zu sein, als Emilie, als das glückliche, junge Mädchen, als die geliebte Tochter und Schwester.

Das Theegeschirr wurde indessen weggeräumt und die Herren waren bald wieder in ihre wissenschaftliche Discussion versunken. Sie saßen in ihre Sessel zurückgesunken und dampften nach Herzensluft. Emilie langweilte sich nun noch recht gründlich. Wie gerne hätte sie eine Handarbeit, eine Näherei oder Stickerie hervorgeholt, sie war es gewöhnt, Abends zu arbeiten, während Vater oder Bruder vorlasen oder plauderten. Ihre Finger wußten nicht wohin und knüpften und flochten eifrig an den Fransen der Tischdecke. Sie ahnte dabei nicht, daß die Blicke der beiden Fremden so häufig auf diesen zarten, schmalen Fingern, auf ihrem reizenden, sinnenden Antlitz ruhten. Doch stieg, als sie über das Vorgegangene nachdachte, die bange Sorge in ihr auf: „Sie ahnen es gewiß, da sie wissen, daß ich als Mädchen hier ankommen wollte.“ Und sie schaute schüchtern nach den Gefürchteten, welche, in ihre Rauchwolken gehüllt, so sicher und selbstbewußt darsaßen. — Die drei Professoren vereinigten sich darüber, die angeregten Forschungen gemeinsam allsobald vornehmen zu wollen. Auch wurde erwähnt, man müsse irgend einen intelligenten Studenten zur Assistentz haben. „Würde

ich entsprechen, Dunkel?" rief Emilie schnell entschlossen. „Ach, das wird eine langweilige, manchmal recht anstrengende Arbeit sein," meinte Seeborn mitleidsvoll. „D, ich stehe für Emil ein," rief der Professor Herrmann, „er ist aufmerksam und ausdauernd." „Ganz recht, kommen Sie nur, mon jeune ami," lächelte Ammon, ihr mit widerlicher Freundlichkeit zublinzelnd. Emilie begegnete ihm mit einem ganz gleichgiltigen kalten Blicke und erklärte sich gerne bereit, den Herren zu Diensten zu sein. Die Gäste brachen sodann auf. — An diesem Abend dachte Emilie vor dem Einschlafen, wie herrlich es wäre, gar nicht mehr zu erwachen, oder — daheim — daheim — daheim — das war ihr letzter Gedanke, ehe sie einschlummerte. — — — Der nächste Tag war ein Sonntag, ein trüber, regnerischer Herbsttag, er gehörte dem armen Mädchen allein. Der Dunkel war den größten Theil des Tages abwesend, er machte Besuche bei seinen Collegen und sonstige Gänge. Emilie schwelgte in der Einsamkeit, sie schrieb lange Briefe an den Vater und den wirklichen Emil, die fast nichts enthielten als endlose Zärtlichkeitsergüsse. Dann schrieb sie einen langen Brief an Linden, sie stellte sich vor, er habe nie um ihre Hand angehalten, er sei nie beleidigt und beleidigend gewesen, er sei eben ein wahrer Freund ihres Herzens und ihrer Seele, unparteiisch und selbstlos, in reinem, theilnahmvollem Verkehr mit ihr, ganz so wie ihre reine Seele es sich ausmalte. Sie schrieb ihm, wie sehr er recht gehabt, wie sehr unglücklich sie in diesem feindlichen, liebearmen Leben sei, aber wie sie den Muth nicht verlieren wolle. Sie sagte ihm Alles, Alles, was ihr Herz bedrückte, sie stellte sich vor, er würde es lesen und verstehen und das that ihrem liebebedürftigen Herzen wohl. Als sie fertig war, las sie den Brief lächelnd durch und — verbrannte ihn. Der Konrad Linden, an den er gerichtet war, existirte ja nur in ihrer Phantasie, der wirkliche Linden war ja ganz anders. Sie lachte wieder, als der Brief aufflackerte, über die große Mädchenthorheit, aber es kamen ihr doch dabei die Thränen in die Augen, sie wußte selbst nicht warum. — — — Gegen Abend kam der Dunkel nach Hause, eilig und geschäftig. „Mache Dich bereit, Emil," rief er, „wir gehen gleich in das chemische Laboratorium. Ich habe mir

mit Ammon und Seeborn ein Rendezvous gegeben. Wir wollen gleich heute einige Versuche machen.“ Emilie hüllte sich seufzend in ihren Mantel. Der Onkel dachte nicht daran, ob sie seiner Aufforderung gern oder ungern folgte, er war schon mit ganzer Seele bei seinen Untersuchungen. „Wir sprechen noch vorher bei Wallbek's ein,“ sagte der Oheim, als sie auf der Straße waren. „Wallbek ist Custos des chemischen Laboratoriums, ich möchte ihn gern dazu bewegen, heute unseren Versuchen beizuwohnen.“ — Emilie erwiederte nichts, sie war heute in der Stimmung, alles über sich ergehen zu lassen. Sie betraten das Haus und klingelten an einer Treppenthüre, an welcher ein Schild mit dem Namen „A. Wallbek, Professor“ angebracht war. Ein zierliches, sauber gekleidetes Dienstmädchen, welches Emilien trotz ihrer Traurigkeit angenehm auffiel, öffnete und wies sie in das Wohnzimmer ihrer Herrschaft. Ein gemüthliches Genrebild entrollte sich vor den Augen der Beiden, als sie dasselbe betraten und Emilie erkannte in den Hauptpersonen sofort jene Gruppe, welche sie neulich von ihrem Fenster aus beobachtet, das glückliche junge Mädchen mit ihren Aeltern. Herr Professor Wallbek saß, behaglich eine Cigarre schmauchend, im Schlafrock und Pantoffeln am Sopha, es war ein freundlicher, älthcher Mann, dessen joviales und intelligentes Gesicht, reiches, schon ergrautes Haar umgab. Seine Frau neben ihm, eine liebenswürdige, einnehmende Matrone, hielt ihr jüngstes, 3 bis 4jähriges Töchterchen am Schooß. Die älteste Tochter, ein etwa 15jähriges, blühendes Mädchen, las den Aeltern aus der Zeitung vor. Professor Herrmann entschuldigte tausendmal die Störung zu so ungelegener Zeit. Aber das freundliche Paar wollte davon nichts wissen, sondern empfing Onkel und Neffen auf das Herzlichste. Emilie mußte sich erst wieder auf ihre Rolle besinnen, als sie bemerkte, daß der joviale, alte Herr so sans gêne vor ihren Augen seinen Schlafrock schwenkte. Herrmann stellte seinen Neffen, Wallbek seine zahlreiche Familie vor, denn aus dem Nebenzimmer hatten sich bei dem Eintritt der Fremden neugierig eine Schaar kleiner Mädchen in verschiedener Größe herbeigedrängt, alle wie ihre älteste und jüngste Schwester mit allerliebsten, runden, kleinen Gesichtern voll Intelligenz und Leben, alle mit dunklen

Vodenköpfen und munteren braunen Augen. „Da sehen Sie, werther Colleague,“ rief Wallbek, mit zärtlicher Wehmuth auf die Kinder blickend, „meine Mädchenschaar, meine ominöse Sieben, sieben Mädchen ohne Heiratsgut. Ach, Sie sind nicht Vater, Sie können die Bedeutung dieser Worte: „Sieben Mädchen ohne Heiratsgut“ nicht fassen. Freilich sind sie mir um so mehr an's Herz gewachsen, diese Kinder der Sorge, aber was nützt es, wenn ich ihnen nichts vererben kann als höchstens die Liebe zur Wissenschaft, welches Erbtheil eher fatal für sie wäre, die armen Kleinen!“ „Lassen Sie sie studiren und promoviren,“ lachte Herrmann. „O, Sie rühren an die wundeste Stelle meines Vaterherzens,“ seufzte Wallbek, „denn Talent und Lernbegier haben sie alle, aber ach, es hat Gott gefallen, sie zu Mädchen zu machen, zu Mädchen! Ja, wenn nur eine ein Knabe wäre.“ Wallbek nickte bei diesen Worten wehmüthig mit dem Kopfe und obgleich er seine Klagen mit einem humoristischen Anstrich vortrug, sah man doch, wie tief sie ihm aus dem Herzen kamen. „Sie werden nicht verloren gehen in dem Haushalt der Welt, obgleich es nur Mädchen sind,“ tröstete Prof. Herrmann theilnahmsvoll, die Frau Professorin pflichtete ihm sanft und gottergeben bei. Aber der arme Vater war nicht so leicht zu beruhigen. „Da meine Aelteste, meine Julie, hat sogar lateinisch gelernt, so spielend nebenbei, ohne daß ich es eigentlich wollte.“ „Nun, Du hast sie eben unterrichtet, weil es Dir Vergnügen macht, Väterchen,“ schob die Frau Professorin ein, „ich war auch nicht sehr zufrieden damit.“ — Der Herr Professor kratzte sich hinter den Ohren. „Sie werden Ihre Kenntnisse eines Tages schon verwerthen,“ sagte Emilie dem jungen Mädchen, „Kenntnisse sind ein unvergängliches Gut, welches immer seine Zinsen trägt.“ „Hörst Du, Zulchen, was der junge Herr da sagt?“ triumphirte der Professor, „nicht wahr, wir lernen fleißig weiter!“ — „Ja, Papa, wir lernen weiter,“ rief das junge Mädchen fröhlich und ihre braunen Augen glänzten freudig auf. „Da mein Nefse Emil,“ nahm Herrmann das Wort, „war auch nicht zum Studium bestimmt, aber er folgte seiner Lernbegier und bildete sich fleißig aus, obgleich ihn Verhältnisse auch auf ein anderes Feld wiesen. Jetzt ist er doch Student geworden und wie ich

hoffe, ein tüchtiger.“ „Ja, wenn man nur kein Mädel ist, nicht wahr?“ meinte Wallbek, Emilien auf die Schulter klopfend, „da geht Alles!“ „Nun, es geht Emil schwer genug,“ beschwichtigte Herrmann, „er ist mit seiner Zwillingsschwester aufgewachsen und erzogen worden, er ist schüchtern, zurückhaltend und noch sehr jung, daher wird er sich hier nicht sehr wohl fühlen, trotz seiner Liebe für das Studium.“ „Oh, das wird sich schon machen,“ rief Wallbek jovial, „so ein junger Bursche hat einen tüchtigen Fond von Muth und Lebenslust in sich. Kopf in die Höh', junger Freund!“ commandirte er, indem er Emilien unter dem Kinn faßte und ihr freundlich in's Gesicht sah, „wir sehen freilich noch ein bißchen — ein bißchen — — nesthäkchenmäßig in die Welt, aber wird sich schon machen — wird sich schon machen!“ — „Mein Gott, Sie sind auch noch gar zu jung und auch etwas schwächlich,“ sagte die Frau Professorin den Kopf schüttelnd, indem ihr mütterlich sorgenvoller Blick Emilien heute recht bleiches und trübes Antlitz prüfte, „wenn ich Ihre Mutter wäre, ich hätte Sie nicht von mir gelassen.“ — „Siehst Du, Emil,“ sagte der Oheim erleichtert, „die Frau Professorin wird sich Deiner freundlich annehmen, wenn Du dessen bedarfst. — Ich empfehle meinen Liebling Ihrer Güte, gnädige Frau!“ — „Ich werde gewiß von Herzen gern thun, was nur eine Mutter thun kann,“ sagte die liebenswürdige Frau freundlich und dann wandte sie sich zu Emilien und sprach mittheilsvoll: „Es ist Ihnen gewiß recht bange?“ Emilie nickte stumm mit dem Kopfe, sie vermochte nicht zu sprechen. Schweigend küßte sie die Hand der freundlichen Dame. Wie wohl that ihr in diesem Augenblick diese mütterliche Theilnahme. Professor Herrmann hatte sich indessen des Zweckes seines Hierseins erinnert und war bald mit Wallbek in ein Gespräch verwickelt. Die Frau vom Hause führte Emilien zu einem Sitz in ihrer und ihrer Tochter Nähe. „Sehen Sie, mein Mann kränkt sich so, daß unsere Kinder Mädchen sind,“ nahm sie das Wort, „er liebt sie zwar deshalb nicht minder und thut es nur der Kinder selbst wegen, aber eben darum pflege ich ihm immer zum Troste zu sagen: Unsere Mädchen bleiben wenigstens in der Familie, unter dem unmittelbaren Einfluß der Mutter. Es ist ein

von Gott selbst gegebenes Gesetz, daß die Kinder von ihren Aeltern erzogen werden. Und bei gewissenhaften Aeltern erstreckt sich diese Pflicht doch nicht nur bis zu dem Zeitpunkt, wenn ihre Kinder körperlich herangewachsen sind, sondern bis sie auch innerlich gereift und gestählt sind, gegen die wechselnden Einflüsse der Welt. Wie traurig und gefährlich ist es für ein junges Wesen, der Familie entrissen zu werden und allein dem Leben überlassen zu sein. — Das Mädchen aber kann und darf dem häuslichen Verbande nicht entrissen werden, es braucht die Elternliebe nicht zu entbehren. Und darum bin ich froh, daß meine Kinder Mädchen sind, sie gehören doch ganz mir.“ — Sie küßte ihr jüngstes Töchterchen, welches seinen Krauskopf in dem Schooße der Mutter gelagert hatte. Emilie hatte mit gesenktem Haupte zugehört. Konnte diese einfache Frau, die eben nur ihrem natürlichen Gefühl folgte, nicht wahr sprechen? „Meine Mutter weilt nicht mehr auf Erden,“ sagte das junge Mädchen träumerisch, „sonst wäre ich wohl nicht hier.“ — Die freundliche Frau kritisirte diese etwas räthselhaften Worte nicht weiter, sondern überließ sich nur ihrer mitleidvollen Rührung darüber, daß ihr neuer Schützling mutterlos sei. „Aber warum sind Sie denn an die Universität gegangen, wenn es Sie so wenig glücklich macht,“ fragte die hübsche Julie, welche merkwürdigerweise vor diesem Studenten durchaus den Respekt nicht empfand, wie sonst vor dieser Species, „es hat Sie doch wohl Niemand gezwungen?“ „Gezwungen, o nein,“ wiederholte Emilie, „ich ging gern und freiwillig, ich folgte einer inneren Stimme. Ich wollte eben studiren, aber das Studium allein macht das vollkommene Glück nicht. Aber würden Sie z. B. nicht auch gern studiren, Fräulein Julie?“ — Das muntere Mädchen lachte. Es kam ihr so drollig vor, daß der fremde Student diese curiose Frage so ernsthaft vorbrachte. „Ich, ach gewiß, ich möchte gerne studiren, aber nur, wenn ich bei Mama bleiben könnte, allein, so wie die Studenten, würde ich mich fürchten.“ — „Da haben Sie Recht,“ erwiderte Emilie und staunte selbst über das, was sie sagte. „Aber,“ sprach sie dann sich besinnend, „Sie würden ja gern studiren, würden Sie dem Studium zu Liebe, allein unter die Studenten gehen?“ Julie senkte das

Köpfchen zur Seite und dachte eine Weile nach, dann sagte sie kleinlaut: „Ach nein, sie würden mich alle so anschauen und das vermöchte ich nicht auszuhalten.“ — Es klang kindisch, was das junge Mädchen sagte und doch mußte sich Emilie zugeben, daß es instinctiv das Peinlichste und Unangenehmste herausföhlte. „Es gibt auch manchmal Blicke, die man fürchten könnte, Sie haben recht,“ sagte Emilie bange und sie schauderte in diesem Augenblicke vor den Blicken Professors Ammon's, die sie wieder erwarteten.

„Nun, wenn Sie es selbst gestehen,“ rief Julie erleichtert, „dann darf ich es freier sagen. Mama, Du weißt, ich fürchte mich vor Professor Ammon's Blicken, er schaut mich immer so sonderbar spöttisch an und lächelt, als machte er sich immer lustig über mich. Es ist so häßlich und unheimlich.“ — „Flüchten Sie sich dann nur zu Ihrer Mama und er wird Sie nicht mit seinen Blicken verfolgen,“ sagte Emilie traurig und dachte an seine Bemerkung vom „herrenlosen Gut“. Julie lachte. „Sieh Mama, ich sagte Dir das schon einmal und Du nanntest mich kindisch.“ „Nun, mein Kind,“ sagte die Mutter, der Tochter sorgsam einige wirre Locken aus der Stirn streichend, „ich meinte damit nur, daß Du unter dem Schutze Deiner Aeltern weder Blicke noch sonst etwas zu fürchten hast.“ — Emilien's Seele durchschossen in diesem Augenblick weittragende Gedanken. Sie dachte, daß, wenn sie zur Promotion gelangte, sie wohl zahlreichen Nachfolgerinnen die Bahn brechen würde, welche dann sicher und vom Gesetz begünstigt unter dem Schutze ihrer Familien ihr Ziel erstreben konnten. Aber sie, sie, die vereinsamte Vorkämpferin, sie stand da allein, rechtlos, schutzlos, auf sich selbst angewiesen. — „Ich begeben mich mit den Herren nach dem chemischen Laboratorium,“ rief jetzt der Hausherr seiner Gattin zu. „Jetzt Abends,“ rief diese besorgt „dann muß Du wenigstens eine Tasse Thee vorher trinken, lieber Mann. Und den beiden Herren wird es auch nicht schaden, wer weiß, wann ihre Arbeiten beendet sein werden. Ich kenne das!“ — Professor Herrmann nahm die Anforderung nach kurzem Widerstreben an, es war zu dem Rendezvous noch eine halbe Stunde Zeit. Der Hausherr vervollständigte eiligst seine Toilette, die Hausfrau verschwand auf eine kleine Weile, der

Tisch wurde gedeckt, ein einfacher, gemüthlicher Theetisch und die trauliche Kugellampe erschien, da es indessen dunkel geworden war. Emilie saß traurig neben Julie. Es that ihr unendlich wohl, wieder mit Frauen zusammen zu sein, und doch konnte sie den rechten Ton nicht finden. Julie Wallbet wunderte sich recht sehr über den wortfargen melancholischen Studenten, sie war das nicht gewohnt. Emilie, so beklommen sie heute überhaupt schon war, quälte noch fortwährend die Angst, man müsse ihre Verkleidung durchschauen und diese liebenswürdigen Menschen besonders würden dann, da sie ihre Beweggründe nicht recht kannten, ein mißliebiges Urtheil über sie fällen. Mit jedem Wort, mit jeder Geberde fürchtete sie sich zu verrathen. Und so saß sie ängstlich und schweigend da, währen sogar der ernste verschlossene Oheim in dem reizenden Familienkreise munter und heiter wurde. Die Blicke der gutmüthigen Hausfrau ruhten theilnahmenvoll auf Emilien und ihr feinsühndes Herz war bald darüber einig, daß den jungen Gast noch etwas anderes als Heimweh bedrücken müsse. Es wurde erwähnt, daß die Professoren Seeborn und Ammon auch in das Laboratorium kommen sollten. „Professor Seeborn auch!“ rief die Hausfrau, „die armen Kinder, da werden sie wieder den ganzen Abend den unverläßlichen Dienstboten überlassen sein, welche vielleicht gar nicht daheim bleiben. Die armen Kleinen! Ich möchte sie gleich her haben!“ „Ist Professor Seeborn verheiratet?“ frug Emilie theilnehmend, denn sie entsann sich seiner Ansichten über die Frauen. „Seine Frau ist seit drei bis vier Jahren todt und hinterließ ihm zwei arme verwaisite Würmchen,“ war die Antwort und die Hausfrau schilderte weiter das traurige Loos der beiden Kleinen, sowie die ausgezeichneten Eigenschaften ihrer verstorbenen Mutter. Die Herren brachen auf, nachdem der Thee genommen war. Mit stillem Schmerz betrachtete Emilie das gemüthliche Gemach und den traulichen Tisch, wo Julie sich eben daranmachte, für ihre kleinen Schwestern ein Puppenkleid zu nähen. „Das glückliche Mädchen,“ seufzte Emilie, indem sie an das chemische Laboratorium und die vier experimentirenden Professoren dachte, denen sie Gesellschaft leisten sollte. Professor Wallbet küßte beim Abschiede seine Mädchen, die Professorin lud Emilien mit tausend

herzlichen Worten ein, bald wieder zu kommen, Julie lächelte ihr voll egoistisch sorgloser Heiterkeit zu und eilte zu ihrem Puppenkleide. So gingen sie. In den Räumen des chemischen Laboratoriums war außer den beiden Erwarteten, Seeborn und Ammon, Alles still und einsam an dem düsternen Sonntagsabend. Die Fensterläden schlossen den letzten bleichen Tagesdämmer aus, der den Experimentirenden nur hinderlich sein konnte. Nur mangelhaft erleuchtet kam das hohe Gewölbe Emilien recht beklemmend vor und vergebens bemühte sie sich, ihre Aufmerksamkeit auf die Arbeiten zu fixiren, welche die Herren jetzt vornahmen. Sie hatte durch ihren Oheim nicht unbedeutende Vorkenntnisse in der Chemie und derselbe hatte daher so fest auf ihre Hilfeleistungen gerechnet. In dieser richtigen Voraussetzung hatte er nur eines nicht in Betracht gezogen, das bangende schwankende Mädchenherz. Heute, wo eine qualvolle Sehnsucht nach einer befreundeten Seele, der sie sich frei und offen hingeben konnte, Emilien's Brust erfüllte, heute, wo tausend Ängsten und Befürchtungen vor der nächsten Zukunft sie peinigten, heute, wo ihre ganze Seele dahem bei ihren Lieben weilte, heute hatte sie keinen Sinn für das Verhältniß der Alkalien zum thierischen Körper und als sie in dem weiten unheimlichen Raume, abgeschlossen von der übrigen Welt, ziemlich unbeachtet von den vier Gelehrten, welche ganz in ihre Beschäftigung versunken waren, melancholisch die Anordnungen ihres Oheims erfüllte, kam sie sich vor wie verrathen und verkauft. Es war ihr, als hätte sie sich ihres eigenen Ichs entäußert, als habe sie es an einen bösen Zauber verhandelt, der sie nun gefangen hielt, der sie ihrer heimatlichen Welt auf immer entriß und sie in einer fremden qualvollen Sphäre fesselte. Sie starrte in das Feuer unter dem Schmelztiegel, ihre Seele löste sich los von der düsternen Umgebung und wandelte in dem unendlichen Reich wacher Träume!

„Emil, aber Emil!“ diese verwundert vorwurfsvollen Mahnworte des Onkels weckten sie mehr als einmal während des Abends aus ihrem Sinnen und lenkten sie zu ihrer Aufgabe zurück. Und wieder schaute sie Seeborn so seltsam mitleidig, Ammon so spöttisch bedeutungsvoll an und Wallbef ermutigte sie, „den Kopf in die Höh“ zu halten.

Emilie raffte sich schnell wieder auf. „Sie haben doch recht,“ sagte sie sich mit bitterem Lächeln, „die da sagen, die Frauen seien zu einer Arbeit, welche klares, unbeirrbares Denkvermögen fordert, ungeeignet, weil bei ihnen die mächtige Welt der Gefühle Alles überwuchere. „Ich bin wohl das erste Mädchen, welches unter solchen Umständen einigen Gelehrten bei ihren geistigen Arbeiten hilft, aber wie schlecht bestehe ich die Probe.“ Sie seufzte tief auf und bemühte sich Acht zu geben, was die Professoren thaten und sprachen. Aber es ging nicht, der Kopf schmerzte sie heute von dem vielen peinigenden Nachdenken, vielleicht auch von der ungewohnten Atmosphäre dieses Raumes, und ihre Brust war so furchtbar beklommen, sie war keines klaren Gedankens mehr fähig. — Da trat Professor Seeborn an sie heran. „Sie sind gewiß müde, mein junger Freund, sagte er freundlich, der Abend ist schon weit vorgerückt. Sie könnten nun wohl nach Hause gehen, wir bedürfen Ihrer jetzt nicht mehr. Wir haben nur noch einige Aufzeichnungen zu machen.“ Aber Emilie scheute sich in der Nacht allein den Weg zu machen. Sie dankte daher und versicherte gar nicht müde zu sein. Sie wollte auf ihren Dunkel warten. Die Herren begaben sich jetzt in ein Nebengemach. Sie freute sich allein zu sein. Sie öffnete den halben Fensterladen und blickte zum Nachthimmel auf, der traute Anblick der Sterne that ihr wohl. Die Worte des Dichters:

„Vertraue dich dem Licht der Sterne,
Bist du erfüllt von bangem Weh',
Sie sind dir nah' in weiter Ferne,
Wenn Menschen fern, in nächster Näh'.

gingen ihr durch den Sinn. „Wenn Menschen fern, in nächster Näh',“ wiederholte sie sich im Betrachten der lieben trauten Himmelsfreunde. Sie wußte nicht, wie viel Zeit vergangen war, als sich plötzlich ein Arm um ihren Nacken legte, ein härtiges Antlitz sich zu ihr herabneigte und eine ihr wohlbekannte Stimme hinter ihr sagte: „Kommen Sie, mein Schatz, wir gehen nach Hause.“ Emilie schnellte mit wortlosem Entsetzen in die Höhe und starrte in stummer Seelenangst, die großen, dunklen Augen weit geöffnet, Professor Ammon an, der von der Blendlaterne, die geöffnet am Tische stand,

hell beleuchtet, lachend vor ihr stand und sich der gelungenen Probe höchlich zu freuen schien. „Warum erschrecken Sie denn gar so sehr, Sie junger Held“, rief er, „ich bin ja kein Menschenfresser.“ Aus seinen funkelnden Augen, aus seiner ganzen faunischen Miene leuchtete unverhüllt der Hochgenuß, welchen ihm der Gedanke bereitete, das schöne Mädchen unter so seltsamen Umständen in seine Gewalt bekommen zu haben. Emilie stand noch immer von Entsetzen gelähmt da, unfähig, ein Wort hervorzubringen. Mit Windeseile ermaß ihr Geist die riesige Gefahr, die für sie daraus erwuchs, daß dieser cynische, rücksichtslose Mann sie durch die Kenntniß ihres Geheimnisses in der Hand hatte, eine Gefahr, die das arglose Mädchen nie in Anschlag gebracht, die sie aber in ihrem schwerbedrückten Herzen in diesen Tagen geahnt. — Da traten die drei anderen Herren zum Gehen gerüstet, ein. „Wo steckst Du denn Emil,“ rief der Onkel. „Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten, mein liebes Kind,“ flüsterete ihr Ammon vertraulich zu. „Warum sollte ich Sie fürchten, Herr Professor,“ sagte sie laut, „ich habe mir ja kein Vergehen zu Schulden kommen lassen.“ Er lachte halb unterdrückt. Sie schritten jetzt durch die nächstlich stillen Straßen. Ammon spielte mit Emilien wie eine Katze mit der gefangenen Maus. Er war ein wenig zurückgeblieben und hielt sie durch gekünstelt unbesangene Gespräche über die heutigen Experimente fest. Emilie wußte nicht mehr, was sie antwortete, sie war betäubt, erstarrt. Da kam ein Haufen angeheiteter Studenten, singend und jubelnd durch eine Seitengasse dahergezogen. „Welche Schande machen diese Herren doch der Universität durch ihre Ungezogenheit,“ sagte Ammon in unwilligem Tone. „Sie könnten doch die tölpelhaften Bursche etwas zur Ruhe verweisen, Herr von Waldheim.“ — Der Professor ergökte sich ohne Zweifel an dem Gedanken, daß das junge Mädchen nun auf seinen Schutz angewiesen sei. Die Empörung darüber ließ Emilien den letzten Rest ihrer Entschlossenheit aufraffen. Sie wandte sich von Ammon weg, und rief Landau an, welchen sie an der Spitze des Zuges erkannte und flüsterte ihm eiligst zu, daß die Professoren in der Nähe seien. Aber der Anblick der Studenten, welche ihrer Weinlaune auf allerlei Art Ausdruck gebend, sie schnell

umgaben, flößten ihr so viel Widerwillen und Entsetzen ein, daß sie sich von ihrem Unwohlsein von vorhin, welches der kühlen Nachtlust etwas gewichen war, von Neuem überkommen fühlte und von einem plötzlichen Schwindel erfaßt nach der nächsten Mauer griff. Professor Ammon war ihr indessen gefolgt und bei seinem Erscheinen zogen sich die Studenten stumm grüßend zurück. Aber als er Emiliens todtenbleiches Gesichtchen, auf welches der Sch. in der nächsten Gaslaterne fiel, erblickte, erfaßte ihn eine Regung von Mitleid für das liebliche und doch so muthige und charakterfeste Wesen. Er faßte ihren Arm und frug besorgt, ob sie unwohl sei. — Emilie bejahte einfach, denn sie fürchtete sich den stützenden Arm loszulassen. Schweigend führte sie Ammon bis an das Haus, wo sie seinen Arm mit einem kurzen Dankesworte losließ.

Professor Herrmann war dergestalt in das Gespräch mit seinen gelehrten Freunden vertieft gewesen, daß er an Emilie gar nicht gedacht, sie gar nicht mehr beachtet hatte. Auch jetzt, zu Hause angekommen, entwickelte er ihr seine Pläne und Gedanken, ganz von denselben absorbiert und dasselbe Interesse heute, wie immer bei Emilien voraussetzend. Endlich bemerkte er doch, daß sie nicht antwortete und angegriffen aussah. Er hielt daher inne und sagte: „Ich glaube, Du warst heute schläfrig, Emilchen, und bist es jetzt noch mehr, geh' schlafen, mein Kind!“ „Ja, ich bin müde,“ sagte Emilie tonlos und mechanisch, indem sie sich an die schmerzende Stirn griff. —

Sie fühlte es, — — — die Wellen schlugen über ihrem Haupte zusammen!

Drittes Capitel.

Neues Leben und Streben.

Die Wellen schlugen über ihrem Haupte zusammen. Das wiederholte sich Emilie am Morgen nach einer schweren Nacht, die sie in wirren Träumen zugebracht. Immer war ihr gewesen, als eile sie in einer wüsten Gegend dahin, verfolgt von Konrad Linden

und Professor Ammon. Fortwährend hörte sie Linden in besorgtem, kummervollem Tone ihren Namen nennen, sah sie seine weinenden Blicke zärtlich auf sie gerichtet, aber da wurde sie von Professor Ammon mit höhnischem Lachen gepackt und indem er ihr verworrene Dinge vom herrenlosen Gute zuschrie, sank sie mit ihm in den Abgrund — immer tiefer und tiefer. Die häßlichen Träume! Emilie war froh, daß es Morgen war. Sie überdachte jetzt klaren, ruhigen Geistes alle die peinlichen Vorgänge, welche sie gestern überwältigt und nachwirkend noch im Traume gequält. Ach, es waren traurige, tief niederdrückende Dinge, die sie so schweren Herzens prüfte. Sie hatte sich der großen, schönen Aufgabe, an die sie mit so hoher Begeisterung gegangen, gleich am Anfange als nicht gewachsen gezeigt, sie hatte sich unter den Schwierigkeiten, welche sie so gering angeschlagen, nicht behaupten können, sie hatte sich da, wo sie als kühner, strebender Geist erscheinen wollte, als ein schwaches, furchtsames, sentimentales Mädchen erwiesen. Sie hatte sich die Erreichung ihres Zieles unendlich erschwert, wo nicht unmöglich gemacht; durch ihr scheues, widerstrebendes und in sich versinkendes Wesen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und Professor Ammon sogar ihr Geheimniß durchschauen lassen, sich ihm in ihrer ganzen Schwäche gezeigt; er konnte sie jeden Augenblick mit großem Geclat entlarven und preisgeben. In diesen wenigen Tagen schon war sie bis zum Aeußersten gekommen, hatte sie sich in die bedenklichste Gefahr gestürzt, die ihr nur drohen konnte. Und wodurch war dies geschehen? Hauptsächlich nur weil sie sich müßig zum Spielball ihrer übermächtig werdenden Gefühle hingeeben, weil sie die Bangigkeit übermannte, als sie sich nicht mehr von der Liebe der Thren gestützt, von Gewohnheit, Sitte und Herkommen beschirmt sah, weil sie mit einem Worte allein auf ihre Kraft und ihren Muth angewiesen war. Unter diesen Bedingungen hatte sie sich nicht zu behaupten gewußt. — Ach, wie sehr war Linden im Recht gewesen, als er sie von ihrem Plane abhalten wollte. Wie sehr hätte er triumphiren können, würde er jetzt in ihr Inneres geblickt haben. Mein Gott, wie weit hatte sie es kommen lassen! Es gingen ihr plötzlich die Augen auf und ihr

war, als erwache sie aus einem schweren, traumhaften Banne, der sie bisher gefangen gehalten. Die Erinnerung an Ammon, an seine Blicke, Worte und Geberden stachelte ihren Stolz und ihr Selbstbewußtsein auf und machte sie sich gewaltsam aus der schweren Lethargie aufraffen, welche ihren Willen fesselte. Das Ziel, das sie erstrebte, stand wieder vor ihren Augen in seiner leuchtenden Klarheit, in seiner ganzen geist- und herzerhebenden Bedeutung. Sie überdachte, was sie schon verspielt und verloren. Es war mehr vor ihr selbst als vor der Welt, hier hatte sie nur mit Professor Ammon zu kämpfen. Aber sie glaubte nicht, von ihm etwas Ernsthaftes befürchten zu müssen, davor schützte sie der Einfluß ihres Oheims, wegen dem Ammon sie ohne Zweifel schonen würde. Freilich durfte sie ihm nie mehr durch das Sichtbarwerden von Furcht und Scheu Anhaltspunkte liefern, sie mußte ihm sicher und unbefangen gegenüber treten; das war schwer, aber bei Gott! sie wollte es durchführen. Auch Seeborn ahnte wohl den wahren Sachverhalt, aber trotz seiner gegnerischen Ansichten sagte Emilien ein Gefühl, daß sie von dem wohlwollenden, humanen Manne nichts zu fürchten habe. Nein, noch war nichts verloren! — Sie hatte diese Unannehmlichkeiten selbst verschuldet, sie konnte sie auch wieder gut machen. „Wie klein bist Du gewesen, Emilie,“ sagte sie zu sich selbst, indem sie die Augen mit ihren Händen bedeckte, „o wie klein, wie klein! Bist Du es dennoch, Du mit Deinen großen Plänen und Ideen, die Du für Dein ganzes Geschlecht kämpfen wolltest und es nicht einmal für Dich selbst kannst? Und Du warst im Begriffe, wegen der frivolen Tändelei eines eigenlächtigen Mannes, wegen den albernen Späßen von ein paar Studenten Dein ganzes ideales Streben auf's Spiel zu setzen? Nein, das darf mich nicht besiegen,“ schloß sie fest, „sie sollen mich nicht haben, diese feigen, hochmüthigen Seelen, die da behaglich und selbstbewußt am Gängelband des Herkommens einherstolziren. Sie sollen mich nicht haben und Du auch nicht,“ fügte sie leise im innersten Herzen hinzu, indem sie an Linden dachte. — Sie eilte zu dem Oheim, der sie mit besorgt prüfendem Blicke empfing. Sie sah zwar noch etwas blaß aus, aber aus ihren Augen leuchtete

wieder der frohe Muth, das feste Vertrauen, die unerschütterliche Willenskraft, mit einem Worte die ganze, alte Emilie. Der Oheim küßte sie bei diesem Anblicke voll Freude auf die Stirn. „Mir scheint, Emilchen, die Frau Professorin hatte Recht, es war Dir ein wenig bange, nicht wahr?“ sagte er. „Es ist vorüber,“ sagte sie aufathmend. Sie wollte gleich in die Vorlesung gehen, aber der Onkel ließ es aus Besorgniß um ihre Gesundheit nicht zu. „Ein Student darf nicht so mondscheinhaft aussehen wie Du, mein Kind,“ meinte er. Und so benutzte Emilie den Tag, um sich zu sammeln und sich zu erholen. Beim Mittagstische theilte ihr der Oheim mit, er würde heute mit seinen Collegen die gestern begonnenen Versuche fortsetzen. Emilie erklärte sich sogleich bereit, wieder anwesend zu sein, sie wollte, wie sie versicherte, heute gut machen, was sie gestern an Ansehen eingebüßt. Der Onkel willigte nach kurzem Schwanken ein, da er seinen Zögling bei seinen Arbeiten in der That nicht gern entbehren wollte. Als Emilie am Abende mit Doctor Herrmann in das Laboratorium kam, waren die beiden Herren schon anwesend, Wallbek wurde heute nicht erwartet. Zwar schauerte sie unwillkürlich zusammen, als Ammon ihr wieder einverständnisvoll zulächelte und hüllte sich unwillkürlich fester in ihren Mantel, aber schnell entschlossen schritt sie fest und unbefangen auf ihn zu und dankte ihm mit kurzen, aber achtungsvollen Worten für seine Freundlichkeit bei ihrem gestrigen Unwohlsein. Dann wandte sie sich gleichgiltig, ohne ihn weiter zu beachten, ab und traf ruhig die Vorbereitungen zu den Arbeiten der Gelehrten. Mit großem Eifer und Umsicht folgte sie denselben im Verlaufe des Abendes, selbst gefesselt, nachdem sie nur einmal ihre Aufmerksamkeit darauf fixirt. Die beiden Professoren konnten ihr Erstaunen über das intelligente Verständniß des jugendlichen Studiosus nicht unterdrücken, und Emilie bemerkte mit Befriedigung, daß Ammon sie von der Seite mit zweifelhaftem, prüfendem Blicke betrachtete. „Sie werden einmal ein tüchtiger Gelehrter der Chemie werden,“ sagte Seeborn in seiner freundlichen Weise. „An mir sollte es nicht fehlen,“ sagte Emilie ernst und bescheiden und Doctor Herrmann blickte ganz selig auf seinen Liebling hin. Das junge

Mädchen fand indessen noch eine Gelegenheit, ihren neu gestärkten Muth zu beweisen. Professor Ammon stellte die Vermuthung auf, daß die aus einer eben bereiteten Mischung aufsteigenden Gase einige explosive Kraft haben dürften. Emilie erklärte sich sogleich bereit, die Richtigkeit dieser Hypothese zu prüfen. „Nein, nein, das dürfen Sie nicht thun,“ rief der Professor. „Die Sache ist doch nicht ganz ohne Gefahr.“ — „O es lohnt doch des Versuches, Herr Professor, die Gasmenge kann nur sehr unbedeutend sein und man verbrennt sich im schlimmsten Falle ein wenig die Hände.“ „Dann lassen Sie es mich ausführen,“ rief Ammon nicht ohne Theilnahme, indem er Emilien mit unsicheren Blicken prüfte und ihre leichte Gestalt bei Seite zu drängen suchte, „dann dürfen wenigstens Sie sich nicht exponiren.“ „Und warum ich nicht eher als Sie, Herr Professor,“ erwiderte sie, ihn fest ansehend, „warum wollten Sie mich denn schonen? — Ich bin heute nicht mehr unwohl und danke für Ihre gütige Rücksicht.“ Mit sicherer Hand entzündete sie das aus dem Entwicklungsgefäß entströmende Gas, welches richtig mit einer heftigen Detonation explodirte. Emilie fühlte, daß Ammon kein Auge von ihr abwandte, aber sie zuckte kaum mit der Wimper, sie konnte sich auf ihre Nerven verlassen, obgleich sie überdies eine leichte Brandwunde an der Hand davongetragen hatte. „Sie haben sich verletzt,“ rief Ammon herbeistürzend und sagte mit auffallender Theilnahme ihr hübsches, zartes Händchen. „Sie wollen mich beschämen, Herr Professor,“ erwiderte Emilie ruhig, ihm die verwundete Hand entziehend und kaltblütig ihr rasch in kaltes Wasser getauchtes Taschentuch um dieselbe wickelnd. Sie verrieth auch weiter nicht den Schmerz, den ihr die Verletzung nothwendig bereiten mußte, sondern handtirte, soweit sie von derselben nicht behindert war, ruhig weiter. „Sie besitzen sehr viel Muth und Selbstbeherrschung, mein junger Herr,“ sagte Ammon noch mit eigenthümlichem Lächeln, „Sie sind in der That ein ganzer Mann.“ „Auf dieses bißchen Muth, welches doch Jedem natürlich sein sollte brauche ich wohl kein besonderes Privilegium,“ erwiderte sie unfangen. Unwillkürlich hatte Ammon sein vertraulich herausforderndes Benehmen gegen sie mit einem weit achtungsvolleren vertauscht,

ebenso hatte Seeborn heute keine Gelegenheit, ihr seine mitleidige, zwar wohlgemeinte, aber demüthigende Theilnahme zu zeigen und Emilie kehrte an diesem Abende in gehobener Stimmung mit freudiger Zuversicht auf die Zukunft in ihr einsames Zimmer zurück. —

Sie hielt diese Stimmung fest, als sie in den nächsten Tagen die Collegien besuchte. Es war seltsam, wenn sie ihr stilles Zimmer verließ und sich anschickte, unter ihre Collegen zu treten, konnte sie sich einigen Bangens, einer inneren Aengstlichkeit nicht erwehren, aber wenn sie die Schwelle des mit Studenten gefüllten Hörsaales überschritt, schwanden diese Empfindungen und es überkam sie jenes Gefühl frohen Stolzes, sich den Eintritt in diesen Raum errungen zu haben, wie es gleich beim erstenmale ihr Herz hoch und freudig pochen gemacht. Ruhig und selbstbewußt nahm sie ihren Platz ein, von ihrer Umgebung nur ganz flüchtig Notiz nehmend, höchstens ihrem Jugendfreund Vandau einen leichten Gruß zunickend. Dieser bekümmerte sich nicht sonderlich um sie; das zurückhaltende Wesen des alten Spielgefährten hatte ihn etwas beleidigt. Emilie that es leid um den wackeren Burschen, aber sie konnte sich den flotten Musesohn nicht auf den Hals laden. Die übrigen Studenten betrachteten den seltsamen Collegen, der trotz seiner Knabenhaften Erscheinung doch sein ungeselliges, stolzes und selbstbewußtes Wesen festhielt und überdies durch den Ausdruck geistiger Reife und Ueberlegenheit, durch ein gewisses würdevolles Etwas imponirte, sie betrachteten ihn mit aus Neugier, Mißtrauen und Unbefriedigung gemischten Empfindungen. Emilie bekümmerte sich nicht weiter darum und wenn nur erst der Vortrag des Professors begann, dann vergaß sie ganz und gar, daß sie ein einsames junges Mädchen unter lauter fremden Männern war und nur geschützt durch eine leicht zu durchschauende Verkleidung. Sie vergaß es, denn der Eifer, mit dem sie ihrem Studium oblag, ließ sie ganz in demselben aufgehen. Gewiß konnte man annehmen, daß keiner von diesen Jünglingen so von der Würde und Weihe des Wissens erfüllt war, mit solcher heiligen Begeisterung, mit solcher vollkommenen Hingebung, sich auf den künftigen Beruf vorbereitete, mit solchen

Anschauungen und Vorsätzen, mit solchem Bienenfleiß an die Aufgabe ging, als das junge Mädchen. Denn Emilie gab ihrem künftigen Berufe, was wohl nur ein Weib geben kann — ihr ganzes volles Herz. So begann sie ihre Laufbahn an der Universität, und eine innere, überzeugende Stimme sagte ihr, das schwere Werk müsse ihr gelingen, wenn ein edles, reines Streben in der sittlichen Welt noch etwas gelte, wenn der feste, gute Wille noch etwas vermöchte.

Eines Tages bemerkte Emilie, daß sich unter den Studenten eine ungewöhnliche Bewegung kund that, daß sie die Köpfe zusammensteckten und etwas zu planen schienen. Sie beachtete dies nicht weiter, aber als die Vorlesung beendet war, eilte Landau auf sie zu und forderte sie auf, den Studenten des ersten Jahrganges in den akademischen Leseverein zu folgen, wo sie etwas zu besprechen hätten. Als Landau ihr Staunen und Befremden merkte, erklärte er ihr flüchtig, Professor Seeborn habe wegen seines Werkes: „Ueber die Epidemien“ einen Verdienstorden erhalten, — was Emilien seit gestern bekannt war — und die Studentenschaft beabsichtige, bei diesem Anlaß dem hochverehrten Manne, der sich besonders bei der Abschaffung einiger lästiger und veralteter Universitätsgesetze große Verdienste um die Hochschule erworben, eine Ovation zu bringen und es sei an den ersten Jahrgang die Aufforderung ergangen, sich an derselben zu betheiligen. „Dabei darfst Du doch nicht fehlen,“ versicherte Landau und Emilie folgte ihm mit stillem Zagen in das bezeichnete Local. Die Fächer waren alle versammelt und beriethen die Programmpunkte, einen Fackelzug, eine Beglückwünschungsadresse, welche von einer Deputation überreicht werden sollte und einen Festcommerc. Emilie stand mitten unter den durcheinanderschwirrenden und gestikulirenden jungen Männern und bemühte sich, ihre Geistesgegenwart und ihren Muth festzuhalten trotz der Angst, welche ihr im Angesicht dieser bedenklichen Dinge die Brust zuschnürte. Die Studenten wollten sich alle an den Festlichkeiten betheiligen und unterzeichneten eine diesbezügliche Liste. Emilie hielt sich zagend im Hintergrunde, ungewiß, was sie thun sollte. „Nun d'rauf und d'ran, Waldheim,“ rief Landau, sie in den Vordergrund drängend,

„nun mußt auch Du einmal an das Tageslicht.“ „Ich betheilige mich an der Beglückwünschungsadresse, aber nicht an dem Fackelzug und Festcommerz,“ sagte sie schnell entschlossen. Laute Rufe des Befremdens und der Mißbilligung wurden hörbar. „Das geht nicht,“ rief der wilde Landau, „Du mußt auch bei den Letzteren dabei sein, Du mußt, das gehört zu unserem Comment — hab!“ — „Ich werde aber nicht,“ erklärte Emilie, indem mit der Gefahr auch ihre Kaltblütigkeit wuchs, „es ist gegen meinen Grundsatz und ich werde diesen vertreten.“ „Dann darfst Du auch die Adresse nicht unterzeichnen,“ schrie der jähzornige Landau. „Das wäre ein Terrorismus, den wohl Niemand rechtfertigen kann,“ sagte Emilie, unwillig im Kreise umherblickend. „Und der doch seine Berechtigung hätte, wenn Sie sich so uncollegialisch aus unserem Kreise ausschließen,“ nahm Elvers das Wort. „Wer so hochmüthig unsere Gesellschaft zurückweist, braucht sich auch an dem Gesamtausdruck unserer Gesinnungen nicht zu betheiligen,“ meinte ein Anderer. Andere stimmten bei. „Ich lasse mich zu nichts zwingen,“ sagte Emilie stolz, „und entsage also der Ehre, mich an Ihrer Adresse zu betheiligen.“ — Ein Sturm des Unwillens folgte. „Ich verstehe Dich nicht, Waldheim,“ rief Landau, „warum sträubst Du Dich eigentlich so gegen den Fackelzug und den Commerz?“ „Ich will ja die Berechtigung dieser beiden Acte nicht schmälern oder dieselben herabsetzen,“ antwortete Emilie, „aber sie entsprechen meiner persönlichen Neigung und Anschauungsweise nicht. Ich liebe solche lärmende, öffentliche Festlichkeit nicht und werde mich am allerwenigsten durch äußere Pressionen bestimmen lassen, daran theilzunehmen.“ „Sie arbeiten wahrscheinlich an einem gelehrten Werk, welches das Seeborn's weit überstrahlen wird und Ihre Muße darf deshalb nicht gestört werden,“ spottete Elvers. „Er hat vielleicht ein Mäßigkeitsgelübde abgelegt, er sieht nicht darnach aus, als hätte er schon Wein gekostet,“ rief eine zweite Stimme. „Vielleicht hat er ein Liebchen daheim, dem er versprochen hat, hübsch fein solid zu sein,“ eine dritte. „Das Liebchen würde sich dann während seiner Abwesenheit mit der Puppe trösten,“ meinte einer der Fuchse, der schon einen tüchtigen Schnurrbart, aber jedenfalls keine geistige

Frühreise aufzuweisen hatte. Emilie wandte sich gleichgiltig ab, um zu gehen. Landau hielt sie noch fest. „Aber weißt Du denn, Waldheim, was es bedeutet, wenn Du Dich von einer Ovation ausschließt, die dem freisinnigsten und beliebtesten Professor der Universität gilt?“ „Ich werde meine Handlungsweise schon vertreten,“ erwiderte Emilie ruhig, „doch wollte ich ja meiner Gesinnung durch das Unterzeichnen der Adresse Ausdruck geben.“ „Wie uncollegialisch!“ und wieder stimmten Alle bei. „Du wirst gewiß der Einzige von uns sein, nicht wahr?“ frug Landau, im Kreise umherblickend. Allgemeine Bejahung, nur eine klägliche Stimme aus der Ecke wurde laut: „Ich werde auch fehlen, Freunde!“ Es war ein derber, hochaufgeschossener Bursche in ziemlich dürftiger Kleidung, der so sprach. Aus seinem freundlichen, munteren Gesichte lachte ein gewisser Schalk, trotz der trübseligen Miene. „Ei, Hiller, Du darfst nicht fehlen,“ rief der gutmüthige Landau. Er flüsterte dem Anderen etwas zu, indem er leise mit der Börse in der Tasche kimperte. Hiller schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Freund,“ sagte er, „ich bin von Professor Ammon mit einem langen tabellarischen Bericht über chemische Versuche, die er gemacht hat, betraut worden und die Arbeit muß zum nächsten Erscheinen der „Naturwissenschaftlichen Revue“ fertig sein. Ich muß sie daher morgen abliefern.“ „Ach, laß sie von Deiner Schwester vollenden,“ warf einer der Studenten ein. „Die Sache ist nicht leicht,“ seufzte Hiller, „ich kann sie ihr nicht anvertrauen. Es sind nur flüchtige Notizen, die zu Grunde liegen.“ — Emilie hatte aufmerksam zugehört, jetzt trat sie zu dem Studenten Hiller. „Sie könnten mir einen großen Gefallen thun,“ sagte sie athemlos, während Alle erstaunt aufhorchten, „überlassen Sie es mir, den Bericht, den Sie erwähnten, auszuarbeiten. Ich habe den chemischen Versuchen beigewohnt und bin daher besonders geeignet für diese Aufgabe. Sie aber könnten mir den Gegendienst erweisen, mich bei den heutigen Festlichkeiten zu ersehen, was Ihnen bei meinem Mangel an gesellschaftlichen Talenten gewiß nicht schwer fallen wird. So ist uns Beiden geholfen und vielleicht wird der Vorwurf der Uncollegialität ein wenig von mir genommen. Nicht wahr, es gilt? — Ich liefere

Ihnen morgen die vollendete Arbeit ab, Sie können darauf zählen.“ — „Schlag ein,“ jubelte Landau, als der junge Mann betroffen und verlegen zögerte, „schlag ein, für den Bücherwurm da ist die Geschichte ein Plaisir.“ „Schlag ein,“ riefen die Anderen dazwischen, „es ist keine Schande. Ein so braver Commilitone darf heute nicht fehlen!“ —

„Thun Sie mir den Gefallen und schlagen Sie ein,“ bat Emilie mit herzgewinnender Freundlichkeit. „Nun, so sei es denn,“ rief Hiller nach längerem Zögern und schlug dankbar in Emilien's Hand ein. „Obgleich Sie so zartfühlend sind, mir die Sache als eine Ihnen erwiesene Gefälligkeit darzustellen, so weiß ich doch ganz gut, daß ich nur zu danken habe und ich bitte Sie daher, auf mich zu zählen, wenn Sie einmal eines Gegendienstes bedürfen. Ich bin mit Freuden bereit.“ Er schüttelte Emilien nochmals herzlich die Hand. „Sie haben mir wirklich einen Gefallen gethan,“ versicherte diese froh, „doch habe ich schon eine Bitte an Sie im Plane. Sie werden später einmal hören.“ Hiller betheuerte ihr auf das Wärmste seine Dankbarkeit und übergab ihr die Notizen, welche er bei sich hatte. —

„Es macht mich glücklich, durch diesen kleinen Zwischenfall wenigstens einen Freund gewonnen zu haben,“ sagte Emilie mit Betonung und verließ unter dem achtungsvollen Schweigen der Anwesenden den Saal. — Die Studenten hatte sie glücklich gezähmt, aber noch war zu fürchten, daß der Vorfall und ihr Sich-ausschließen von der, Seeborn zugeordneten Ovation unliebsam bekannt würde. „Was das öffentliche Leben Alles mit sich bringt,“ seufzte sie für sich, „ich werde noch manchen Kampf zu bestehen haben.“ —

Emilie arbeitete den größten Theil des Nachmittags und Abends an der übernommenen Aufgabe und vollendete mit leichter Mühe den Aufsatz, welcher dem armen Hiller so hinderlich gewesen. Mit ziemlich schwerem Herzen blickte sie aus dem Fenster auf die sackeltragenden Studenten, die das gegenüberliegende Café, in dem auch der Commers abgehalten werden sollte, zum Ausgangspunkte gewählt. Wie nahe war sie daran gewesen, dort unter ihnen marschiren zu müssen und in die lärmenden Hoch's einzustimmen,

welche sie bei der Rückkehr auch vor den Fenstern Professor Herrmann's ausbrachten. Ach, Emilie ahnte noch nicht, welche neue Prüfung ihr dieser Abend noch vorbehielt.

Es war ein bis zwei Stunden später, als sie mit dem Onkel aus einem Besatzirkel heimkehrte. — Als sie bei dem Café vorüberkamen, bemerkten sie, daß der Festcommerc der Studenten in vollem Gange zu sein schien. Dicht am Eingang stieß Professor Ammon zu ihnen. — Dieser hatte Emilien, wie sie richtig vermuthet, seither nicht weiter mit compromittirenden Ausfällen gequält, jedenfalls aus Rücksicht für seinen Lehrer Dr. Herrmann, dem er aus früherer Zeit viele Verbindlichkeiten schuldig war. Doch stellte er dem schönen Mädchen, welches sein lebhaftestes Interesse erregt, mit um so größerem Eifer nach, indem es ihm ein Hochgenuß war, ihren Muth, ihre Geistesgegenwart auf die Probe zu stellen. Obgleich Emilie durch die größte Unbefangenheit seine Angriffe zu pariren suchte, ließ er es doch nicht an einzelnen Blicken und Worten fehlen, welche ihr bewiesen, daß er die über sie errungene Gewalt nicht vergessen. Trotz seiner Anschauungen über das „herrenlose Gut“ hätte Emilie noch am meisten auf seine Schonung rechnen können, wenn sie ihm verhüllt oder unverhüllt ihr Geschlecht gestanden. Das wollte Ammon durchaus erzielen und dann hätte er sich als Gentleman gezeigt. Aber dagegen sträubte sich Emilien's Gefühl ebenso als ihr Stolz, sowie der Umstand, daß ihm, dem Lehrer, ihr Geschlecht gleichgiltig sein müsse, sofern sie nur einen gelehrigen und aufmerksamen Schüler abgebe. Unglücklicherweise kam sie durch den Onkel sehr oft mit ihm in nähere Berührung und er strafte ihren Widerstand dadurch, daß er sie mit lächelnder Malice als Jüngling behandelte. So auch heute. Sein Erstes war, sein Erstaunen auszudrücken, daß Herr von Waldheim bei dem Studentengelage fehle. Als er das arme Mädchen eine Weile damit gequält, forderte er Dr. Herrmann auf, mit ihm in das Café zu treten. „Wir haben ebenfalls in den abseitigen Localitäten eine zwanglose Zusammenkunft arrangirt. Die Studenten wissen nichts davon, doch ist wegen der Nähe des Universitätsgebäudes dieses Local besonders beliebt bei uns Professoren. Ich hatte es übernommen,

Sie zu avisiren, wurde aber durch dringende Geschäfte bis jetzt aufgehalten. Es freut mich um so mehr, Sie hier zu treffen. Kommen Sie!“ — Dies „Kommen“ war aber ganz gegen die Neigung des stillen Gelehrten, der die Gasthäuser consequent vermied. Doch erklärte er sich bereit, auf einen Augenblick einzutreten, um sich bei Seeborn persönlich zu entschuldigen. Emilie wollte voraus nach Hause gehen, aber Ammon hielt sie mit boshaftem Lächeln am Arme fest. „Ei, es ist doch nicht nöthig, daß Sie sich vor einem harmlosen Kaffeehaus gar so sehr fürchten,“ sagte er, „Sie können immer hereinkommen und ein Glas Wein auf das Wohl Ihres gefeierten Professors leeren. Oder fürchten Sie, schon von dem Anblick einer Weinflasche berauscht zu werden?“ Der Spott weckte Emilien's Trotz und sie folgte. Sie blieb in einem der Buffetzimmer zurück, um dort den Oheim zu erwarten, der mit Ammon bei den versammelten Professoren eingetreten war. Emilie harrete mit Sehnsucht, sie schämte sich doch, vor seiner Zurückkunft die Flucht zu ergreifen, wickelte sich tiefer in ihren gewöhnlichen, verhüllenden Mantel, als sich die Thüre öffnete und ein hübsches, zierliches Schenkermädchen hereinschlüpfte. Offenbar demselben nachstellend, folgte mit bereits ziemlich weinseliger Miene — Fritz Elvers. Als er Emilien erblickte, ließ er sogleich seine Beute fahren und stürzte auf sie los. „Ei, ei,“ lachte er, „man spielt den Asceten, den Mönch, man wendet den Collegen hochmüthig den Rücken und schleicht dann heimlich hier herum. Hah, dafür muß man sich verantworten!“ Er zerzte das in den Tod erschrockene Mädchen davon, dem nur die Wahl blieb, sich mit dem wilden Burschen zu raufen oder ihm zu folgen. Ehe Emilie sich besinnen konnte, stand sie mitten unter den zechenden Studenten. Ihr Erscheinen erregte große Sensation. „Ah, er bereut, er hat sich anders besonnen,“ rief man halb spöttlich, halb triumphirend. Emilie verschmähte es, ihr Kommen ausführlich zu erklären, auch Elvers' verworrener Bericht wurde nur halb gehört. Sie dachte nur daran, wie sie sich dieser peinlichen Lage entziehen könne, während Randau herbeieilend, ihr versicherte, es solle Alles vergeben und vergessen werden, wenn Emil einmal ordentlich kneipen wolle. Er legte den

Arm um Emilien's Hals. „Ich verdiene Deine Zärtlichkeit nicht,“ sagte Emilie, nach Fassung ringend, „ich bin ganz zufällig hier und werde gleich wieder gehen,“ und sie wehrte seine Liebkosung energisch ab. „Ach was, wir trinken heute ein Smollis,“ drang Elvers von der anderen Seite auf sie ein. „Morgen, morgen, Herr Elvers,“ sagte Emilie spöttisch, indem ihr diese Angriffe ihre geistige Ueberlegenheit wiedergaben, „ich möchte sehen, ob Ihre freundlichen Gesinnungen Ihre jetzige heitere Stimmung überdauern werden. Meine Herren,“ sagte sie dann mit gehobener Stimme zu den Umstehenden, „ich halte an dem fest, was ich heute Morgens ausgesprochen und wiederhole, daß ich ganz zufällig in dies Haus gekommen. Ich wünsche Ihnen daher gute Unterhaltung und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“ — Ehe die verschiedenen Meinungen, die auf diese Worte laut wurden, zur Geltung kommen konnten, trat Landau an Emilien heran, ihr ein gefülltes Weinglas reichend, und rief: „Waldheim, Du darfst nicht gehen, Du darfst nicht gehen, besonders jetzt nicht. Wisse, wir waren eben im Begriff, einen Toast auf die Freiheit auszubringen, auf die Freiheit der Wissenschaft, auf die akademische Freiheit, welche unser verehrter Seeborn so sehr gefördert hat. Waldheim, diesen Toast mußt Du mit ausbringen helfen, ihm zu Ehren mußt Du dieses Glas leeren, wenn Du Ehre und Gesinnung hast!“

Emilie zögerte einen Augenblick, dann nahm sie entschlossen das Glas und trat an den Tisch heran, während ringsum die Aufregung über den neuerlichen Rückzug des „Studenten von Waldheim“ gährte und der allgemeine Unwille im Wachsen begriffen zu sein schien. Da tauchte die hohe, elegante Gestalt eines Studenten aus dem Hintergrunde auf und seine feste wohlklingende Stimme gebot Ruhe. Emilie wußte seinen Namen nicht, aber sie kannte bereits dieses edle, bleiche, ernste, fast düstere Antlitz, welches durch einen merkwürdig ausgesprochenen Zug von Adel und Vornehmheit charakterisirt wurde. Der junge Mann schien sich wirklich der allgemeinen Achtung zu erfreuen, denn es trat größere Ruhe ein und die Blicke richteten sich erwartungsvoll auf Emilien. Diese nahm mit fester Stimme das Wort: „Meine Herren,“ sprach sie

mit schwungvollem, selbstbewußtem Tone, „ich hatte heute bereits Gelegenheit, Ihnen zu erklären, daß besondere Ansichten und Umstände mich bestimmten, an die, im schönen Feste nicht Theil zu nehmen und daß ich an meinem Willen festzuhalten entschlossen sei. Nun führt mich der Zufall in Ihre Mitte in einem Augenblicke, in welchem Sie einen Toast auf dasjenige ausbringen wollen, was ich unbedenklich als das höchste Gut der Menschheit bezeichne. Sie erweisen mir nun die seltsame Ehre, meine Herren, mich zu nöthigen, damit ich wenigstens diesen Toast auf die Freiheit mittrinke, auf die Freiheit, die Sie durch diesen Act desavouiren. Sie können doch nicht annehmen, daß man die Liebe zur Freiheit nur dadurch beweise, indem man auf ihr Gedeihen ein Glas Wein leert, daß man ihren Cultus nicht auch unter einer andern Form ausüben könne. Sie rechnen mir es schon zur großen Schuld, daß ich nicht zu dem heutigen Festcommers in voller Wichs erschienen, wie es akademischer Brauch ist, aber jedenfalls werden Sie mir es noch mehr verübeln, wenn ich den erwähnten Toast nicht mittrinke. Ich habe gar nichts gegen ihn einzuwenden, als daß ich zufällig keinen Wein trinke, ebenso wie ich diesem Fest die größte Anerkennung zolle, obgleich ich mich an solchen Vergnügungen grundsätzlich nicht zu betheiligen pflege. Ich bin an die Hochschule gekommen, einzig und allein, um die Wissenschaft zu pflegen und ihr ausschließlich zu leben, wogegen principiell Niemand etwas einwenden kann, da doch die Pflege der Wissenschaft der einzige Grundgedanke der Hochschule ist. Um diese Grundidee zur vollkommenen Geltung zu bringen, proclamiren wir die Freiheit der Wissenschaft. Diese muß sich nach jeder Richtung frei entwickeln können, aber sie muß auch Jedem zugänglich sein, es muß sie Jeder frei, wie es seiner Individualität entspricht, üben können. Sie wollen die Befreiung der Hochschule von dem Druck der Dogmatik und der herrschenden Gewalt, ich ebenfalls von dem der Sitte und des Herkommens. Geben Sie erst vollkommene Freiheit der Person, sonst ist der Gegenstand Ihres Toastes ein leerer Schall! Meine Herren, ich will nicht auf das Wohl der Freiheit trinken, aber ich will selbst frei sein! Mit Begeisterung, die auch ohne das Feuer des Nebenblutes in mir glüht, bringe ich ein Hoch

der Freiheit, der Freiheit für und durch die Wissenschaft, der wahren akademischen Freiheit! Sie lebe hoch und nochmals hoch! Dieses Glas aber überlasse ich demjenigen, dessen Empfindungen erst dieser begeisternden Tause bedürfen!“ — Sie stellte das unberührte Glas vor sich hin und verließ mit ernster, würdevoller Haltung das Gemach. Hinter ihr erhob sich ein Sturm der verschieden laut werdenden Meinungen. Viele riefen mit großer Begeisterung „Bravo!“, Einige zischten und piffen, Andere schrien, die eben vernommenen Worte commentirend, durch einander, Elvers und einige Gesinnungsgenossen wollten den kühnen Sprecher zurückholen und ihn zur Rectificirung seiner Worte zwingen, mehrere „bemooste Häupter“ murrten über das anmaßende Wesen des „Fuchses“; der vornehme Student, der schon einmal Ruhe geboten, nahm das Wort und plaidirte warm und energisch, den Studirenden von Waldheim jetzt und fernerhin unangefochten zu lassen. „Ihrem Urtheil und dem persönlichen Verhalten der Einzelnen kann natürlich nicht vorgegriffen werden,“ rief er, „aber ich glaube, das Ansehen der Studentenschaft erfordert es, daß die persönliche Freiheit, die Waldheim so energisch für sich in Anspruch genommen, ihm dahin gewährt werde, daß er unbehelligt seinen persönlichen Neigungen leben könne, auch wenn diese dem studentischen Brauch nicht entsprechen!“ Fast allgemeine Zustimmung folgte diesen Worten und die Brandung verfloß allmählig in immer ruhigeren Wellen.

Im Nebenzimmer fand Emilie den Oheim mit den Professoren Seeborn und Ammon, welche denselben herausbegleiteten. Die Herren hatten richtig vermuthet, daß ihr jugendlicher Famulus unter die Studenten gerathen sei und hatten seiner Spur folgend, die Scene mit angehört; die beiden Fremden waren von Emilien's entschlossenem Vorgehen sichtlich überrascht und betroffen, obgleich sie sie deshalb freundlichst beglückwünschten. Als sie sich mit dem Dunkel von ihnen verabschiedet, hörte sie Seeborn noch zu seinem Collegen sagen: „Ein wunderbares Geschöpf, man wird ganz irre“ — mehr konnte sie nicht verstehen. „So mögen sie es denn wissen oder ahnen,“ sagte sie zu sich selbst, „ich darf doch heute sagen: ich habe etwas errungen!“ Und sie freute sich lächelnd der Beifallsbezeugungen,

welche der entzückte Dufel seinem Emilchen spendete. — Sie war am andern Morgen aus der auffallend schwach besuchten Vorlesung heimgekommen, als Hugo Landau bei ihr eintrat. Emilie hatte sich noch zu wenig in ihre Rolle gefunden, um nicht leicht zusammenzuschrecken und scheu und besangen zu blicken, wenn sie unvorbereitet von einem Fremden überrascht wurde, besonders in ihrem Zimmer. Draußen hielt sie schon mit der größten Vorsicht ihre Maske fest. „Ich bemerke wohl, daß ich Dir ungelegen komme,“ sagte Landau schmollend, „aber es ließ mir keine Ruhe, ich“ — „Nein, Du kommst mir eben recht, lieber Hugo,“ unterbrach ihn Emilie freundlich, „ich wünsche sehr, einmal offen und herzlich mit Dir zu sprechen.“ „Nun, das ist doch gescheidt,“ brummte Hugo „denn ich werde nicht mehr klug aus Dir und wenn ich Dich so sehe und höre, möchte ich mich oft bei der Nase nehmen, um mich zu vergewissern, daß ich nicht träume.“ Emilie lachte. „Es soll möglichst klar zwischen uns werden, mein Freund,“ sagte sie, diesen zu einem Sitz führend und ihm herzlich die Hand drückend, „wir werden uns schon verstehen, nicht wahr?“ Sie nickte ihm lächelnd zu und schaute ihn mit ihren seelenvollen Augen so lieblich an, daß es dem guten Burschen ganz seltsam zu Muthe wurde. Es war ihm schon einige Male so ergangen. Er fühlte dunkel die seelenvolle Anmuth, die sich in Emiliens Wesen ausprägte, er schaute staunend auf die graciösen Bewegungen ihrer zierlichen Gestalt, die er heute das erstemal ohne den verhüllenden Mantel, obgleich auch in der weiten faltigen Sammtblouse sah. Dieser Emil war doch etwas ganz anderes als er und seine Freunde, das empfand er unbestimmt, etwas Besseres, Vollendeteres — es war ein gewisses Etwas in seinem Wesen, welches ihm immer so eigenthümlich auf's Herz fiel. „Nun Hugo,“ nahm Emilie das Wort, indem sie sich an der andern Seite des Tisches niederließ, „nun sage mir doch, was Dich so sehr befremdet hat.“ — Hugo war nun schnell in seinem Fahrwasser. In lebhafter wortreicher Rede schilderte er, welchen befremdenden Eindruck Emil's eigenthümliches Benehmen auf die Studenten gemacht, besonders aber auf ihn, der bei seinem alten Spielkameraden diese seltsame Charakterrichtung nie bemerkt, wie man heute schon überall

munkelte, daß der Neffe Professor Herrmann's sich der, Seeborn zugeordneten Ovation auffallend opponirt, ferner, welcher Sturm sich gestern auf Emils Rede erhoben und wie derselbe beschworen worden. Und nun sage mir offen und ehrlich, wie Du mir versprochen," schloß er, „was das Alles bedeutet und wie Du zu diesen wunderlichen Schrullen gekommen bist!“

„Es sind keine Schrullen, Hugo," sagte ernst Emilie, „und ich kann Dir eigentlich nur wiederholen, was Du schon bei unserem Wiedersehen hörtest und was ich gestern öffentlich erklärte. Ich will nur dem Studium leben und ich werde mich der größten Zurückgezogenheit befleißigen, nichts wird mich davon abbringen, das betheuere ich Dir bei meiner Ehre!“ —

„Aber warum, warum das?“ drängte Landau, „denn wenn das nur von Deiner Neigung, die mir übrigens ganz unbegreiflich ist, herkäme, so würdest Du doch nicht so eigenjinnig darauf bestehen, um solche Sträuße, wie die gestrigen, deswegen auszukämpfen.“

Emilie versank, von diesem Argument getroffen, in kurzes Nachdenken. Dann sagte sie mit leisem Lächeln: „Du hast Recht, Hugo! Ich habe allerdings meine besonderen Gründe für meine Handlungsweise, wenn diese auch mit meinen Neigungen ganz übereinstimmen. Sieh, ich habe meiner Schwester Emilie ein diesbezügliches Gelöbniß abgelegt. Emilie hat mir eine besondere, eine schwere Aufgabe gestellt, die ich zu erfüllen habe. Du hörtest schon, Emilie ist ein seltsames Mädchen und ich muß ihr Geheimniß wahren. Das, mein Freund, ist der wahre Sachverhalt, wie ich Dir beschwören kann.“

Hugo Landau riß seine dunkelbraunen Augen weit auf. „Was seid Ihr für wunderliche Menschenkinder," meinte er kopfschüttelnd, „ich hätte's nimmermehr geglaubt. Aber ich spürte es gleich im ersten Augenblick," fügte er trübselig hinzu, „es sei mit Dir nichts anzufangen, Du seiest der alte Emil nicht!“ —

„Nein, Du darfst nicht so sprechen, Hugo," sagte Emilie voll Herzlichkeit, „ich sagte Dir schon einmal, ich zählte auf Deine Freundschaft, und ich zähle immer auf sie. O Du darfst nicht an mir zweifeln, sieh, ich habe so wenig Freunde.“ — „Nun so war's

ja nicht gemeint," brummte der gutmüthige Bursche dazwischen. — „Und ich brauchte so nothwendig einen — einen wahren Freund. Glaube mir, es gibt so manches, was mich bedrückt," fuhr Emilie bewegt fort, „und mein Loos ist kein leichtes, wie Du aus den gestrigen Scenen ersehen hast. Darum, Hugo, wolltest Du, könntest Du mir nicht der Freund sein, den ich brauche, trotz der seltsamen Schrullen, die Du nicht verstehst?" — Es war gut, daß Emilie an der andern Seite des Tisches saß, denn der feurige, leicht gerührte Hugo hätte ihr sonst schon längst am Hals gelegen. Er lag zu ihr herüber gebogen, halb am Tische, hielt ihre beiden Hände fest und stürmte mit den zärtlichsten Freundschaftsversicherungen auf sie ein. „Wenn Du es Dir schon einmal in den Kopf gesetzt hast, immer über den Büchern zu sitzen, so werde ich mich meinethwegen mit meinem Ziegenhainer vor Deine Thür stellen und jeden kecken Eindringling wegprügeln, obgleich ich mich dabei über Dich ebenjoseph ärgern würde, als über meine Widersacher," so rief er in seinem Eifer.

„Dank, Dank," sagte Emilie wehmüthig lächelnd, „es wird genügen, lieber Hugo, wenn Du auch Deine Collegen dazu vermagst, mich meiner Wege gehen zu lassen." „Das soll geschehen, bei Gott!" versicherte Hugo, „obgleich es jammer schade um Dich ist!"

„Sei ruhig, mein Freund," sprach Emilie wieder ernst werdend, „Du darfst mir glauben, mein ganzes Streben ist nur auf Hohes und Schönes gerichtet und es lohnt sich schon der Mühe, ihm einige Jahre der Jugend zu opfern. — Meinst Du, ich fühlte das Opfer nicht — aber ich bringe es gern," — sie schwieg bewegt.

Hugo sah sie erstaunt an, diese Gedanken gingen über seinen Horizont, aber er empfand doch, daß es etwas Großes sei, was seinen Freund beschäftigte, und er fühlte halb unbewußt eine hohe Achtung vor ihm. „Nun ich will denn Deine Handlungsweise nicht weiter kritisiren," sagte er fügsam, „aber ich will trotzdem als Freund an Dir handeln."

„Und mich wirst Du immer dankbar finden, immer unveränderlich, wenn ich auch Deine Lieblingsvergnügungen nicht theilen

werde," versicherte Emilie und mit herzlichem Handschlag wurde der erneute Bund besiegelt. —

Als Hugo im Gehen war, kehrte er plötzlich an der Thüre zurück. „Ich vergaß," sagte er, „Baron Zsendorf wünscht Dich näher kennen zu lernen, ich soll ihn morgen zu Dir bringen. Meine Eltern und die seinen sind nämlich Gutsnachbarn." — „Wer ist dieser Baron Zsendorf," frug Emilie erschrocken. „Ei, das ist ja Dein Vertheidiger und Vorsprecher von gestern, der cavaliermäßige Student," rief Landau, „also ich bringe ihn morgen. Er ist auch ein Büchermurm, wie Du. Ihr passet zu einander." — Er ging. —

„Also wohl auch ein Freund," sagte Emilie erleichtert. Was sie jetzt am meisten beunruhigte, war der Vorfall wegen Seeborn. Wie leid that es ihr, den hochachtungswerthen Mann, der ihr immer das größte Wohlwollen erwiesen, vielleicht beleidigt zu haben. Sie theilte die Sache dem Oheim mit und dieser versprach auch, Seeborn gelegentlich, soviel als eben thunlich, darüber aufzuklären, aber sie wußte wohl, wie wenig zuverlässig der Onkel in solchen Dingen war.

Es vergingen einige Tage ohne besonderen Zwischenfall, außer daß Emilie den angekündigten Besuch Baron Zsendorf's empfing, welcher allerdings ihr lebhaftes Interesse erregte. Der junge Baron, Aristokrat nur im besten Sinne, in der Feinheit der Manieren und des Umganges, in dem Widerwillen gegen alles Gemeine und Unehle, in dem feinsten Ehrgefühl, studirte Medicin aus reiner Vorliebe für die Wissenschaft und für dieses gemeinnützliche Fach. Er lebte fast ascetisch, mit größtem Eifer dem Studium obliegend. Sein Wesen hatte nahezu etwas Faustisches in sich. Doch hielt eine tiefgewurzelte, rückhaltlose Liebe für alles Gute und Schöne seinem Scepticismus ein wohlthätiges Gegengewicht. Emilien's muthvolles Benehmen und ihre Aussprüche über die Freiheit hatten in ihm die lebhaftesten Sympathien für den neuen Jünger der Wissenschaft erweckt.

Emilien that es unendlich wohl, seine tiefgefühlten Beifallsworte zu hören, ebenso seine Versicherungen, daß er mit ihrem

hingebenden Leben und Streben für die Wissenschaft auf das tiefste und wärmste sympathisire. Die schüchterne Zurückhaltung, die Emilie zeigte, hielt Baron Zsendorf ausschließlich für Bescheidenheit und fand sich dadurch umso mehr gewonnen. Als er ihr am Schlusse offen und herzlich gute Bruder- und Kameradschaft antrug, schlug sie, wenn auch mit natürlicher Scheu, doch hoch erfreut und gehoben ein und sie trennten sich mit den freundlichsten Gesinnungen gegen einander.

Wenige Tage nach diesem Vorfall besuchte Emilie ein Collegium Professor Seeborn's, in welchem er Physiologie las. Sie bemerkte mit ihrem, in dieser Hinsicht sehr scharfsichtigen Auge, daß Seeborn's Blicke öfters mit einem befremdeten, mißfälligen und forschenden Ausdruck auf ihr ruhten. „Gewiß hat er die unangenehme Geschichte erfahren,“ sagte sie sich kummervoll und es beunruhigte sie weit mehr, den geschätzten Mann gegen ihren Willen beleidigt, als sich das Mißfallen des Professors zugezogen zu haben. — Mit diesen Gedanken beschäftigt, verließ sie den Hörsaal. „Vielleicht ist es ihm herzlich gleichgiltig, was ich von ihm denke,“ wollte sie sich beruhigen, aber es ging nicht. Es drängte sie unwiderstehlich, die Wahrheit zur Geltung zu bringen. Und was Emilie jetzt that, war weder von der Sitte noch von der Klugheit geboten, es war echt und recht weiblich, denn sie folgte ganz allein dem Impuls ihres Herzens. Sie stand fünf Minuten später in Professor Seeborn's Arbeitszimmer, dicht vor ihm, um ihn über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Jetzt erst wurde sie über ihr eigenmächtiges Vorfahren etwas besangen, besonders als sie den erstaunten Blick bemerkte, mit welchem Seeborn den jugendlichen, rebellischen Jamulus betrachtete, der jetzt erröthend vor ihm stand und ihn mit seinen schönen Augen so flehentlich anschaute. Sie begann damit, sich mit leiser Stimme zu entschuldigen, wenn das, was sie zu thun im Begriffe wäre, für sie als Schüler dem Lehrer gegenüber unziemlich sei, und dann erzählte sie mit geflügelten Worten, so weit es eben thunlich, den Vorfall von neulich, indem sie den Terrorismus ihrer Commilitonen andeutete, ohne dieselben direct anzuklagen, dann wies sie bescheiden auf ihre, von Seeborn

vernommene Rede bei dem Commers hin, um zu zeigen, wie sehr es ihr mit ihren Grundsätzen Ernst sei. Sie schloß mit der schüchternen Bitte, er möge ihre Rechtfertigung freundlich entgegennehmen und glauben, daß sie an der, von der Studentenschaft gebrachten Ovation mit ihren Gesinnungen lebhafter betheiliget gewesen, als — als — sie stockte. Seeborn, der mit bewegter Theilnahme zugehört, nahm das Wort. „Sie sind ein seltsames Wesen,“ sagte er erregt, „und obgleich Ihre strengen Grundsätze bei Ihrem jugendlichen Alter Staunen erregen, so ist es doch doppelt anerkennenswerth, wenn Sie so eisenfest an denselben hängen. Sie haben deshalb vollkommen richtig gehandelt, mein junger Freund,“ er reichte Emilien die Hand — „und wenn mir die Anhänglichkeit meiner Hörer immer ein unschätzbares Gut ist, so ist mir die Ihre von doppeltem Werthe.“ — „O ich danke, ich danke Ihnen,“ sagte Emilie mit kindlicher Glückseligkeit, „wie froh bin ich, daß ich es wagte, Ihnen die Wahrheit zu sagen!“ —

„Sehen Sie, mein Freund, diese übt doch immer die wohlthätigste Wirkung,“ sagte Seeborn, sie gerührt betrachtend. „Auch ich freue mich, über Ihre Gesinnungen ganz in Klarem zu sein. Sie können auf mich zählen, als auf einen unveränderlichen Freund.“ —

Das junge Mädchen stammelte, dankbar bewegt, einige Dankesworte und sah mit einem fragenden, theilnahmsvollen Blicke zu dem Lehrer auf. Sie dachte an das von ihm gebrauchte Wort „unveränderlich“. Da wurden die Beiden durch ein kleines Intermezzo unterbrochen. Die Thüre öffnete sich und ein Kind, ein kleines Mädchen kroch herein. Die arme Kleine gewährte eben keinen sehr erquicklichen Anblick. Ihr Kleidchen war weder sauber noch ordentlich und das gelblich bleiche verweinte Gesichtchen sah kläglich genug aus. Sie wankte weinend, eine, im unverständlichen Kinderjargon vorgebrachte Lamentation herausstoßend, auf den Papa zu. Dieser riß verlegen in die Glocke, aber Emilien passirte das Malheur, über ihrer Vorliebe für Kinder und ihrem Mitleid für das vernachlässigte kleine Wesen ihre Rolle zu vergessen. Sie trocknete mit ihrem Taschentuche eifrig die Thränen aus dem schmutzigen

Gesichtchen und bemühte sich, zu enträthseln, was die Kleine wollte. „Das arme Dingelchen,“ rief sie, vorwurfsvoll nach dem ebenfalls ziemlich unsaubern Dienstmädchen blickend, welches erschienen war, „ich glaube gar, es hat Hunger.“ — „Ei, ei, was weiß denn der junge Herr da davon,“ sagte das Mädchen grob und riß das Kind hinweg, welches von Neuem zu schreien anfing. „Ich dachte, Sie wären allein, Herr Professor,“ fügte sie kurz hinzu und wollte gehen. „Sie sind eine lieblose Person,“ sagte Emilie entrüstet und suchte das Kind durch Liebkosungen zu beruhigen. Das Mädchen lachte ihr einfach in's Gesicht. Es war in der That ein eigenthümlicher Anblick, den der hübsche junge Student gewährte. Seeborn, auf das peinlichste berührt, war für das Komische der Scene weniger empfänglich. „Die Kleine ist mutterlos,“ sagte er entschuldigend zu Emilien. „Das arme — arme Kind,“ sprach diese wehmüthig und ihr Blick folgte mit unaussprechlicher Theilnahme der Kleinen, welche mit dem Dienstmädchen verschwand. Dann besann sie sich plötzlich und stammelte tieferröthend eine Entschuldigung über ihr unberufenes Dazwischentreten. „Ich liebe Kinder so sehr und ich bin selbst seit frühester Kindheit mutterlos,“ sagte sie und schaute furchtsam zu dem Professor auf. Aber sie las nur Rührung und unendliches Wohlwollen aus seinen Blicken und ging halb erleichtert, halb beschämt. —

Einige Tage nach diesem Zwischenfalle waren die Professoren Ammon und Seeborn bei Dr. Herrmann wegen einer nothwendigen Besprechung zu Tisch geladen. Emilie ging in dem Empfangszimmer auf und ab, der Onkel war noch in seinem Arbeitscabinet. Ammon erschien zuerst, auffallend zeitig. Als er Emilien allein erblickte, was ihm schon lange nicht geworden, ging sein ganzes Gesicht in dem gewohnten boshaften Lächeln auf. „Wie geht's, mein Schatz, wie geht's,“ flüsterte er schmunzelnd, auf sie zuwendend. Aber Emilie war nun schon gestählt. „Sie sind in irgend einem seltsamen Irrthum befangen, Herr Professor,“ sagte sie, ihn fest ansehend, „ich habe nicht die Ehre, für Sie etwas anderes zu sein, als der Studirende von Waldheim.“ „Ei, Sie verstehen mich schon, mein Kind,“ nickte ihr Ammon, diesmal deutlich mit der

Farbe herausrückend, zu. „Sie belieben zu scherzen,“ erwiderte Emilie, indem sie leider zu spät den Ton des Schülers dem Professor gegenüber festzuhalten suchte, „ich darf nicht behaupten, Sie zu verstehen, da ich durchaus nicht ahnen kann, was Sie von mir wünschen könnten. Doch Sie erlauben wohl, daß ich meinen Onkel rufe.“ — Sie hatte nur noch seine Blicke zu ertragen, welche jeder ihrer Mienen und Geberden prüften.

„Emil hat heute einen Brief von seiner Schwester erhalten,“ sagte Herrmann bei Tische, „welche mittheilt, daß in der Gesellschaft der Residenz ein Fräulein Ammon vielfaches Interesse erzeuge. Ist diese Dame eine Verwandte von Ihnen, lieber College?“

„Es ist meine Schwester,“ sagte Ammon in hartem, trockenem Tone, nachdem er mit Seeborn einen Blick des Einverständnisses gewechselt. „Ich erwähnte sie bisher nicht, weil ich ziemlich außer aller Verbindung mit ihr stehe. Ihre Lebensweise und ihre Charakterrichtung entspricht durchaus meinen Grundsätzen nicht.“ — „Fräulein Ammon,“ nahm Seeborn theilnahmsvoll das Wort, „ist ein ungewöhnlich begabtes Wesen, aber ihr Streben nach einer, ihrem Geschlechte von der Sitte nicht zuerkannten Selbstständigkeit wird ihr Glück und das, der ihr Nahestehenden nur untergraben. Und darum,“ fuhr Seeborn sichtlich tief erregt fort, „bin ich der Ansicht, daß die Frauen, um das schönste, reinmenschliche Glück nicht zu gefährden, dem öffentlichen Leben fern bleiben sollen, selbst wenn sie durch ihre Begabung auf dasselbe angewiesen sind. Und ich kann meine Ansicht nicht früher ändern, bis ich einem weiblichen Wesen begegnet, welches mit einer öffentlichen selbstständigen Thätigkeit das Glück einer Gattin, Tochter oder Schwester verbindet und als solche nicht nur glücklich ist, sondern auch glücklich macht.“ — „Dann hoffe ich, Dich mir noch zu gewinnen,“ sagte Emilie zu sich selbst, „Dich und manchen Deiner Gefinnungsgegenossen.“ Und mit freudiger Zuversicht sah sie der Zukunft entgegen.

Viertes Capitel.

Briefe.

Emilie an ihren Vater.

Beliebter Vater! Es ist schon fast ein halbes Jahr verflossen, seit ich Dich und die liebe Heimat verließ, um mich auf meinen künftigen Beruf vorzubereiten. Und doch sollte ich wohl sagen, erst ein halbes Jahr! denn welches Stück Arbeit, welche Reihe ernstest, mühevoller Stunden steht mir noch bevor! Es ist doch keine kleine Aufgabe, ein solches Berufsstudium, wenn man es mit Ernst betreibt, und es nicht, wie eine große Anzahl meiner Studien-genossen als eine Gelegenheit betrachtet, den Becher der Jugendfreuden bis auf den Grund zu leeren. Doch, theurer Vater, betrachte dieses Geständniß nicht als ein Zeichen der Muthlosigkeit, sondern ersieh' nur daraus, mit welcher nüchternen Schätzung ich den Umfang meiner Aufgabe betrachte. Mein gegenwärtiges Leben ist eines der unermülichsten, ununterbrochensten Geistesarbeit! — Ich weiß ja, daß ich einst in meinem Berufe das Außerordentliche leisten muß, um meinem Zwecke gerecht zu werden, denn Fehler und Unvollkommenheiten, welche man bei jedem männlichen Individuum leicht übersähe, würden an mir, der Frau, triumphirend aufgedeckt werden. Ich besuche daher den Hörsaal und die Klinik mit unnachsichtlichem Eifer, ich benütze alle Bildungsmittel, die mir zu Gebote stehen, und pflege alle Nebenstudien, die mich nur irgend für meine Aufgabe tüchtiger zu machen geeignet sind. — So erfreue ich mich des Bewußtseins, zu thun, was nur in meinen Kräften steht. Ich wüßte nicht zu sagen, was mich mehr beglückt, das Studium an und für sich selbst, welches eine große Welt vor den Augen meines Geistes eröffnet, oder die frohe Ueberzeugung, daß ich durch dasselbe einst ein ebenbürtiges, segensreich wirkendes Glied der Gesellschaft werde und vielleicht meinen Mitschwestern einen neuen Wirkungskreis eröffne. Diese Gedanken geben meiner Anschauungsweise einen solchen freudigen Aufschwung, daß ich über die kleinen Plagen und Fährlichkeiten lächeln kann, die da meine

jetzige Stellung erschweren. Sieh', liebster Vater, ich komme mir manchmal vor, wie in einem Zauberreiche. So lebe ich, still innerlich, in meinem Gedankenkreise befangen, meinem geistigen Streben. Niemand in meiner Umgebung ahnt nur die eigentliche Bedeutung desselben, nicht einmal der Onkel, der nur den wissenschaftlichen Standpunkt festhält. — Alle äußeren Beziehungen meines Geschlechtes sind von mir abgefallen und die neuen meiner Studentenschaft habe ich so viel als möglich abgestreift. So stehe ich einsam und unbekannt in dieser fremden Welt, nur im Verkehr mit meinen Ideen, mein begeistertes Streben und Ringen still in meiner Brust verschließend. — Und doch, lieber Vater, bin ich noch ganz Deine alte Emilie, Dein Mädchen mit all' seinem Lieben und Leben, seinem Hoffen und Bangen, mit dem unruhigen, thörichten Herzen. Es ist nur alles tief und still eingesponnen in meiner Brust. Und jeden Abend, wenn ich mir sagen darf, daß ich mein Tagewerk befriedigend vollendet, dann gebe ich meinem Herzen Audienz und verkehre mit Allen, Allen, die d'rin wohnen. Ja, mein eigenthümliches Fühlen, mein eigenstes Wesen, es kann ja hier keine Veränderung erhalten, denn kein äußerer Einfluß kann und darf sich darauf geltend machen, es ruht still eingeschlossen in meiner Brust wie in einem Schatzkästchen. Ich kehre zu diesen heimlichen Schätzen zurück, um bei ihnen von dem bewegten Geistesleben auszuruhen. Ja, bewegt ist dieses, denn bringt mir doch jede Stunde fast einen neuen Eindruck, einen neuen Gedanken, einen kleinen Fortschritt. Außerlich freilich fließen mir die Tage mit seltener Einförmigkeit dahin. Der Besuch der Hörsäle, hie und da des Museums, des chemischen oder physikalischen Laboratoriums, oder gegen Abend ein einsamer Spaziergang mit dem Onkel, die Arbeiten zu Hause und des Abends eine halbe Stunde stiller Träumereien, das füllt abwechselnd meine Zeit aus. Ich kann und darf mit Niemand in einen Verkehr treten, der sich nicht streng auf mein Studium beschränkt, denn ich weiß, daß mein Geheimniß preisgegeben ist, wenn ich Jemandem menschlich näher trete. Ich habe das schon öfter erfahren. — — Ich kann mein eigenstes Wesen, mein Fühlen und Denken dem männlichen nicht ähnlich

machen, wie ich es mit meinen Kleidern gethan. Jede Miene, jedes Wort verräth mich! — Die Gefahr ist ohnehin groß genug, und ich glaube, es ahnen die Wenigen, welche mit mir in nähere Berührung kommen, ohnehin mein Geschlecht. Wie sollte es auch nicht der Fall sein? — Sehe ich doch jetzt, wo ich äußerlich dem männlichen Geschlechte angehören soll, erst recht ein, welche tiefbegründete Unterschiede in der Denk- und Empfindungsweise, in dem innern und äußern Wesen der beiden Geschlechter vorwalten, Unterschiede, welche gewiß nach den Absichten der Natur aufrecht erhalten werden sollen. — Allüberall, wo ich erscheine, muß ich Anspielungen auf mein mädchenhaftes, unmännliches Aeußere hören, doch habe ich endlich aufgehört, jedesmal tödtlich darüber zu erschrecken, denn ich habe allmählig erfahren, daß doch Niemand gleich auf die allzufern liegende Idee kommt, in mir ein Mädchen zu suchen, sondern mein Aeußeres einer zufälligen Laune der Natur zur Last legt. Doch bin ich zur höchsten Vorsicht gezwungen, auch ist mir meine Verkleidung überhaupt viel zu peinlich und zu lästig, als daß ich mich in ihr mehr unter Menschen wagen sollte, als eben unumgänglich nothwendig ist. Dieser Umstand befördert meine ausschließliche Hingabe an das Studium und der Onkel spricht oft sein Erstaunen darüber aus, daß diese Lebensweise meiner Gesundheit nicht weiter schädlich zu sein scheint. Er ist der Ansicht, daß die weniger widerstandsfähige, zwar stärkere aber inflexible männliche Constitution für solche Anstrengungen weniger geeignet sei, als die schmiegsamere, ausdauernde weibliche. Ich fühle mich in der That ganz wohl, doch glaube ich, lieber Vater, daß ich sehr, sehr ernst geworden bin. Das mußte die Atmosphäre des abstracten Denkens, in der ich mich unausgesetzt bewege, wohl nothwendig hervorbringen, da sich hiemit überdies noch der immerwährende stille Kampf mit der Außenwelt verbindet. Mein alter Frohsinn hat selten Gelegenheit, an's Tageslicht zu kommen, höchstens, wenn ich einmal allein mit der schweigsamen Frau Siebert bin und ein wenig Mädchen sein kann. Dann nehme ich eine Weile ihren Strickstrumpf zur Hand, oder koche Onkels Kaffee, um diese hochwichtigen Beschäftigungen nicht zu verlernen. Was den Onkel

betrifft, so traue ich ihm zu, er habe total vergessen, daß ich ein Mädchen bin. Er wird mich gewiß nicht verrathen, denn er sieht längst in mir nichts mehr als einen fleißigen Studenten, der bei seinen neuesten Forschungen einen brauchbaren Famulus abgibt. Ich bin jedenfalls sicher, mein Lebenslang für ihn „Emil“ zu bleiben. Durch den Onkel komme ich häufig mit den übrigen Professoren in Berührung, welche bei ihm aus- und eingehen. Die meisten von ihnen sind keine feineren Beobachter und schenken dem bescheidenen Studenten weiter keine Aufmerksamkeit. Anders die beiden Professoren Ammon und Seeborn, mit denen ich durch meine Assistentz bei den chemikalischen Experimenten am meisten in nähern Verkehr komme. Du weißt, daß ich dem ersteren nicht uur unglücklicherweise mein Geheimniß verrieth, sondern ihn auch durch mein unkluges Benehmen zu meinem Feinde machte. Und doch kann ich eigentlich nichts bereuen. — Professor Ammon vermeidet es, mich öffentlich zu compromittiren, wohl aus Rücksicht für den Oheim, welchem selbst er nichts merken läßt, daß er meine Verkleidung durchschaut. Doch ist in vielen Fällen meine Lage peinlich genug, abgesehen davon, daß Ammon mich rücksichtslos angreift, wenn er mich allein in seine Gewalt bekommt. Unbefangtheit und Sicherheit sind meine einzigen Waffen und deshalb vermeide ich ihn nicht geradezu, selbst da, wo ich es könnte. Ich brauchte z. B. seine Vorlesungen nicht zu besuchen, denn er trägt eigentlich Zoologie vor und hat ein Privatcollegium für Chemie, aber ich bin doch von Zeit zu Zeit unter seinen Hörern. Seeborn erweist mir sehr viel Wohlwollen und auffallende Rücksicht, doch markirt er mir bei jeder Gelegenheit, daß er mich viel lieber zu Hause beim Nähtisch wüßte, als in seinem Hörsaal. Ich habe Dir über seine Ansichten schon geschrieben, ich wollte, es wäre mir vorbehalten, diesen Mann, den ich über Alles schätze, zu bekehren. Im Ganzen und Großen habe ich von den Professoren nichts zu fürchten. Alle kennen mich als fleißigen, strebsamen und zurückgezogenen Studenten und schenken mir ausnahmslos ihr Wohlwollen. In der Familie des Professors Wallbek könnte ich manche angenehme Stunden erleben, aber ich fürchte, besonders unter diesen lieben,

gemüthvollen Menschen mich zu verrathen. Am gefährlichsten sind mir meine Studiengenossen, obgleich es mir bisher gelungen ist, mich vor jeder peinlichen Verührung mit ihnen zu bewahren. Doch bin ich ihnen als Mitstudirender jeden Augenblick zugänglich. Gewöhnlich beschränkt sich mein Verkehr mit ihnen auf einen Gruß und einige flüchtige Worte vor und nach den Collegien. Sie haben sich nun an meine Zurückgezogenheit, d. h. in ihrer Sprache Philistertum, Duckmäuserei u. s. w. gewöhnt und lassen mich unbekümmert meiner Wege gehen. Auch habe ich, wie Du weißt, einige Freunde unter ihnen, welche mich in jeder Hinsicht unterstützen. Dazu gehört vorerst Hugo Landau, der seine mir gelobte Freundschaft redlich gehalten hat. Leider gehört Hugo unter die lockersten Studenten und betreibt Alles eifriger als seine Studien. Ich weiß, in Hugo liegt viel wahre Empfänglichkeit für das Gute, aber auch für schlimme Einflüsse und es wirkt daher die Gesellschaft des rohen gemeingenußsüchtigen Elvers so nachtheilig auf ihn. Ich könnte vielleicht ohne große Mühe die Einwirkungen des Letzteren paralyfieren, aber ich darf mich nicht so eingehend mit den feschen Herren einlassen. In dem Studirenden Hiller habe ich mir, wie Du Dich entsinnen wirst, durch einen kleinen Dienst, einen aufrichtigen Freund erworben. Hiller ist ebenso strebsam und intelligent, als gesinnungstüchtig und ausdauernd. Bei seiner großen Armuth hilft er sich durch verschiedene schriftliche Arbeiten fort, bei welchen ihn eine ebenso begabte Schwester unterstützen soll. Ich werde ihn nächstens darum angehen, mich mit dieser Schwester bekannt zu machen, da er sich ohnehin zu jeder Gefälligkeit bereit erklärt. Auch von Baron Zsendorf habe ich Dir schon geschrieben. Dieser interessante, geistig so bedeutende junge Mann bringt mir immer die freundlichste Sympathie entgegen, welche ich nur erwidern kann. Aber ich kann ihm gegenüber eine gewisse Scheu nicht überwinden, denn mir dünkt, dieser hochgebildete Mensch, dieser feine Denker, dieser seelenvolle Beobachter würde mich nur zu bald ganz und gar durchschauen. Du siehst, wie sehr vorsichtig ich sein muß. — Baron Zsendorf kommt mir obnehin schon bisweilen etwas verdächtig vor. — Da hat Emil wieder einmal Wasser auf seine

Mühle, er behauptet ja doch immer, ich müsse in meiner Rolle „durchfallen“ und er gibt mir in jedem Briefe gute Rathschläge, wie ich diese Fatalität vermeiden könne. — Nun, ich habe bisher erfahren, daß man Alles kann, wenn man nur recht will. Meine Studien nehmen den besten Fortgang und es ist mir bisher nichts widerfahren, dessen ich mich schämen müßte. Ich werde, so Gott will, in dieser gefährlichen Lage nichts an meiner weiblichen Würde einbüßen, ich werde Deiner väterlichen Liebe und der Achtung jedes einsichtigen Mannes werth bleiben. In der *plaine parure* des Salons, inmitten galanter Herren ist es allerdings nicht schwer, eine Art von Würde festzuhalten, ebenso wie hinter dem sichern Schanzwerk des Hauses. Es kommt nun darauf an, ob der ungeprüfte Werth überhaupt ein Werth ist. Es freut mich, daß Konrad von Linden Dich bisweilen besucht und sich nach mir erkundigt. Es ist dies doch ein Zeichen seiner Beständigkeit. Ist doch der Werth seiner Liebe zu mir ein noch ganz und gar ungeprüfter. Ich habe Konrad Linden nichts zu sagen, als daß meine Studien den erfreulichsten Fortgang nehmen, sonst nichts, ganz und gar nichts! — — — —

Lebe wohl, geliebter Vater! Der Friede, der in meiner Seele wohnt, geleite auch Dich. Vertraue ruhig und fest auf Deine

Emilie.

Professor Seeborn an Linda Ammon.

Theuere Linda! Lange, sehr lange konnte ich mich nicht dazu entschließen, von Ihrem Wunsche, mit Ihnen in einen zwanglosen brieflichen Verkehr zu treten, Gebrauch zu machen. Ich gestehe ohne Beschämung ein, daß es mir nicht so leicht wird, die Gefühle, welche uns einmal verknüpften, mit objectiver Kälte zu beurtheilen und unbefangenen gleichgiltige Gegenstände mit Ihnen zu besprechen wie, nach Ihrem Ausdruck, mit einem meiner Collegen. Nein, Linda, wenn ich auch meinen Wünschen und Hoffnungen entsagt habe, so kann ich doch nicht aufhören, Sie als das Weib zu betrachten, welches ich liebte, und mich mit den Ideen und Anschauungen zu beschäftigen, welche mir das Glück entzogen, eine geliebte Frau und

meinen armen Kleinen das, eine Mutter zu besitzen. — Der Schmerz, den mir Ihr hartnäckiges Bestehen auf Ihren Grundsätzen und Ihrer Lebensweise machte, er wühlt noch ungeschwächt in mir fort, und oft kann ich nicht davon lassen, mit dem Schicksal zu rechten, welches in das Heiligthum einer Frauenseele den unglückseligen Trieb nach einer äußern Unabhängigkeit, Ungebundenheit erweckt, wie sie nur der Mann in Anspruch nehmen darf. Doch, verzeihen Sie mir, Linda, daß ich diese alte Bitterkeit wieder in mir aufsteigen lasse; es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, die traurigen Scenen der Vergangenheit zwischen uns zu erneuern. — Ich will Ihnen vorerst ein Erlebniß mittheilen, welches die Erinnerung an den Conflict zwischen uns in mir mit erneuter Macht beschworen, welches von Neuem die von mir behauptete Anschauung wachruft, daß es der Frau nur dann gestattet sei, an einem Thun und Streben, welches bisher nur von Männern in Anspruch genommen, Theil zu nehmen, wenn sie dabei ihre weibliche Würde, ihre eigenthümliche Natur und die Zartheit der Sitten bewahren kann, während Sie fast jeden Unterschied in dem äußern Leben der beiden Geschlechter aufgehoben wissen wollen. Ich habe nun in der letzten Zeit Gelegenheit gehabt, ein weibliches Wesen zu beobachten, welches unter den allerschwierigsten Umständen mit so bewunderungswürdigem Muthe, mit solcher Charakterfestigkeit nicht nur nach den höchsten Gütern des Geistes strebt, sondern auch für die Wahrung seiner weiblichen Würde kämpft, daß ich mich mit Bewunderung erfüllt, und auf das freudigste überrascht fühle. Wenn ich Ihnen dieses Wesen in flüchtigen Zügen zu schildern versuche, geschieht es nicht, um Ihnen ein Beispiel aufzustellen, nein, ich habe dem thörichten Ehrgeiz entsagt, Ihre Entwicklung beeinflussen zu wollen; auch habe ich meine principiellen Bedenken noch keineswegs überwunden; ich möchte Ihnen hier nur den Beweis liefern, daß ein echtes Weib selbst mit selbstständigem geistigen Streben, das nach der Aufrechterhaltung seiner zartesten, weiblichen Würde vereinen kann. Sie werden wissen, daß der in der Gelehrtenwelt hochgeachtete Professor Dr. Herrmann, früher in Ihrem jetzigen Wohnort thätig, an die hiesige Universität berufen wurde.

Vor seinem Eintreffen stellte er an mich privatim die befremdende Anfrage, ob keine Hoffnung vorhanden sei, daß seine Nichte, ein ganz junges hochbegabtes Mädchen, an unserer Hochschule Medicin studiren dürfe. Ich mußte dies natürlich verneinen. Darauf wurde nun sein Nefse, wie es hieß, der Zwillingbruder jener jungen Dame als Hörer der Medicin immatrikulirt. Als ich jenen angeblicken Emil von Waldheim das erstemal sah, fühlte ich mich seltsam berührt. Es sprach aus diesem zarten lieblichen Gesichtchen, aus diesen großen dunklen Augen, die so kindlich scheu und doch so stolz und sinnig in die Welt blickten, ein süßes unennbares Etwas, welches den jungen Emil deutlich genug von seinen Studiengenossen unterschied. Eines Abends, als ich mit Ihrem Bruder, liebe Linda, dessen Ansichten von den Frauen Sie genugsam kennen gelernt haben, bei Professor Herrmann zusammentraf, als Ihr Bruder sich in ziemlich verletzender Weise über die Frauen ausließ, ergriff Herrmann's Nefse, der bisher schweigend und verschüchtert dageessen, plötzlich das Wort und vertheidigte die Frauen mit einem solchen schönen Feuer, wie es ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren wohl nie, am wenigsten aber seinen Lehrern gegenüber thun würde. Emil schien selbst darüber zu erschrecken, er saß nun still und träumerisch da und als ich dieses schöne seelenvolle Antlitz mit den gesenkten langen Wimpern betrachtete, hatte ich keinen Zweifel mehr, es sei der Zauber der Jungfräulichkeit, der sich so rührend in demselben ausdrückte. Mein Herz blutete, dieses holde, unschuldige Mädchen in dieser unpassenden, gefährlichen, mir ganz räthselhaften Lage zu sehen und ich wandte mich voll inneren Zornes gegen ihre Beschützer, die eine solche Herabwürdigung dieses Kleinodes zugegeben. Und warum das? Aus leerem unfruchtbaren Ehrgeiz! Denn wenn das Wagestück gelingt und das Mädchen unter seiner Maske bis zur Promotion gelangt, so dürfte es doch nicht auf Grund des, nach einem falschen Namen einer andern Person ausgestellten Doctordiploms die Praxis ausüben. Mit aufrichtigem Schmerz und doch mit Genugthuung sah ich, wie schwer dem armen Kinde anfänglich seine Rolle fiel und ich war schon im Begriffe, mit Herrmann über die Sache zu sprechen und

ihn zu bewegen, seine Richte das Studium aufgeben zu lassen, als ich Gelegenheit hatte, das junge Mädchen zu beobachten, als es mitten unter ein Studentengelage gerieth. Die furchtlose Kühnheit, die überzeugenden Worte, mit denen das wunderbare Wesen sich von der Gesellschaft der zehenden Bursche los machte, ohne ein rauhes Wort von ihnen vernommen zu haben, flößte mir die Ueberzeugung ein, dieses seltsame Mädchen sei sich über die Tragweite seiner Aufgabe klar, und derselben durchaus gewachsen. Wenige Tage darauf erkannte ich, daß Emilie sich nie durch ihre Schwäche, wohl aber durch ihr Herz als Weib verrathen könne. Nie werde ich die kleine Scene vergessen, als diese muthvolle Jüngerin der Wissenschaft — — die Thränen meines mütterlosen Kindes trocknete, welcher Blick voll unendlicher Liebe auf der armen Kleinen ruhte. Ein halbes Jahr ist seit jenen Vorfällen verflossen und ich habe immer mehr erkannt, daß dieses Mädchen eine Perle echter Weiblichkeit ist, obgleich sie ihre schwierige, zweifelhafte Stellung noch immer einnimmt, und zwar mit einem, was ihre Studien betrifft, fabelhaften Erfolge. Emil von Waldheim gilt allgemein als der begabteste und eifrigste Student der ganzen Hochschule. Von ihm ist ebensowenig eine ausgelassene Vorlesung zu verzeichnen, als sonst eine Unzukömmlichkeit. Welcher der Professoren sieht nicht mit Vergnügen dieses ernste sinnende Antlitz unter seinen Hörern, dieses Antlitz, welches sich während des Vortrages durch den Ausdruck intelligenten Verständnisses belebt, diese klaren, offenen Augen, welche aufmerksam, voll geistigen Lebens förmlich mitlauschen, dieses ganze Wesen, welches ganz in den Gegenstand aufgeht, über das sich die ganze Weihe der Wissenschaft ausgießt. Ich habe mit ängstlichen Blicken das junge Mädchen geprüft am Secirtisch bei der Berührung von Gegenständen, welche man im gewöhnlichen Leben Mädchen und Frauen gegenüber nicht erwähnt, aber ich bemerkte kaum ein Zeichen der Befangenheit, welches den Frieden ihres unschuldigen Antlitzes störte. Sie dachte nicht an die häßliche Nebenbedeutung, welche die Frivolität der Menschen diesen Dingen beilegt, sie sah sie in der Unschuld ihrer reinen Absicht nur in der wissenschaftlichen Verknüpfung mit dem Ganzen. Ihr Leben unter den männlichen

Studiengenossen hat ihr, in sich vollendetes Wesen nicht beeinflussen können, nur eine leichte Wolke sinnenden Ernutes hat sich auf ihrer reinen Stirn gelagert, und ein Zug scheuen Stolzes in dem offenen Antlitz zeugt von dem immerwährenden Kampfe, den das wunderliche Mädchen zu bestehen hat. Ihr überlegener Wille, ihre Sittreinheit und die moralische Kraft ihres selbstbewußten Strebens haben es dahingebracht, daß sie unbehelligt von allen Anfechtungen ihrer Mitstudirenden, nach ihrer eigenen Weise leben kann. Man betrachtet den jungen schönen Studenten, der neben seinem gelehrten Oheim in fast klösterlicher Zurückgezogenheit lebt, als eine Art von Sonderling, aber man achtet ihn und den geheimnißvollen Nimbus, der ihn umgibt. Jedermann begegnet dem jugendlichen Wesen, welches so viel Ernst in seinem Wesen, so viel schöne Grundsätze und edle Gesinnungen, einen so seltenen sittlichen Fond in sich trägt, mit freundlicher Rücksicht und man ehrt seine Eigenthümlichkeiten, wenn sie auch hie und da räthelhaft erscheinen. Ich selbst komme mit dem liebenswürdigen Mädchen durch die chemisch-medizinischen Forschungen, die ich mit Professor Herrmann unternommen, in häufigere Berührung, denn sie leistet uns bei unsern Arbeiten mit der größten Ausdauer und mit dem verständnißvollsten einsichtigsten Interesse die nothwendigen Handgriffe. Mit der größten Bewunderung beobachtete ich ihr bescheidenes, freundliches und doch so edel-selbstbewußtes Wesen, mit welchem sie Jeden gewinnt, ohne doch weiter aus sich selbst herauszutreten, als ihre schwierige Aufgabe gestattet. Ah, ich kann nicht genug beklagen, daß dieses junge Mädchen nicht die Fülle schöner Anlagen und edler Eigenschaft auf ein minder unfruchtbares Ziel verwendet, welche sie, so sehr sie unleugbar dafür geeignet, doch nie so glücklich machen wird, als sie ohne Zweifel verdient. Wie leicht kann ein Conflict, den sie heute glücklich beschworen, sie morgen verderben. Sie sehen, theuere Linda, ich kann im Allgemeinen auch diesem kühnen Mädchen nicht das Wort reden, sich in eine so bedenkliche Lage versetzt zu haben, aber ich kann nicht umhin, anzuerkennen, daß sie sich in derselben auf eine bewunderungswürdige Weise behauptet, ich muß anerkennen, daß es vielleicht nur der Begeisterung und der idealen Hingebung einer Frauenseele möglich ist,

mit den Waffen des Geistes und der sittlichen Kraft einen so erfolgreichen Kampf zu kämpfen, darum ist in mir der Wunsch erwacht, Sie, die Sie auch die Bahn der Selbstständigkeit eingeschlagen, möchten dieses wunderbare Mädchen kennen lernen, ehe dessen Stellung hier vielleicht durch einen Zufall unmöglich wird, oder ehe gar die Männerkleider, die es trägt, ihren verderblichen Einfluß üben. Linda, wenn es Ihnen Ernst ist mit Ihren leitenden Ideen, kommen Sie und sehen Sie dieses Mädchen, welches das Aeußerste leistet, was ein Weib thun kann, ohne aufzuhören, ein Weib zu sein und sagen Sie noch, die weibliche Würde sei ein Wahn! Ich sehne mich, noch zu sehen, welchen Eindruck dieser Anblick auf Sie ausüben wird. Ich möchte Sie neben Emilien sehen und dann sinnen über das noch ungelöste Räthsel der weiblichen Natur. —

Lassen Sie uns einander wiedersehen, vielleicht zeigt uns das liebliche Antlitz Emil von Waldheim's einen neuen Weg, auf welchem wir uns verständigen können. Es erwartet Sie mit Sehnsucht Ihr unveränderlicher Freund

Eduard Seeborn.

Baron Fsendorf an seine Cousine Ada v. Mühler.

Süße Ada! Du fragst mich, ob ich noch immer einsam und freundlos meinen Studien lebe, ob ich, wie ich Dir versprach, nur mit Deinem Andenken verkehre und Du drohst neckisch Jedem mit Deiner tödtlichen Eifersucht, der Dein Bild verdrängen will. Sei ruhig, mein Herz! Ich menge mich nicht mehr unter meine lustigen Collegen, als es die akademische Sitte mit sich bringt und meine Lebensweise ist noch ganz die alte, wie Du, mein kleiner Tyrann, sie gnädigst zu sanctioniren geruht. Und doch bin ich Dir ein seltsames Geständniß schuldig! Eine Sphinx hat es mir ein wenig angethan und läßt mich oft über ihr Räthsel grübeln, eine wahre unergründliche Sphinx. Sie zeigt aber gar keine Lust, sich von mir ergründen zu lassen, und Du hast darum wirklich keinen Grund, auf das wunderliche Geschöpf eifersüchtig zu sein. Doch nun laß Dir von dieser wahrhaft fabelhaften Geschichte erzählen, liebste Ada! Die medicinische Facultät zählt heuer unter ihren Hörern eine interessante Persönlichkeit, welche ein romantischer Schimmer

geheimnißvoll umweht. Es ist dies der auffallend junge, traumhaft schöne Student Emil von Waldheim. Jedermann kennt diese seltsame anziehende Gestalt, die fast nur in den Collegien sichtbar ist. Regelmäßig erscheint er im Hörsaal, kurz vor dem Professor, in dunkle faltige, ziemlich ungewöhnliche Kleidung gehüllt, von der das zarte edle Antlitz seltsam absticht. Wie häufig bei geistvollen Köpfen, ist der obere Theil, Stirne und Augen, stärker entwickelt, Mund und Rinn klein und fein. Die großen Augen von räthselhaftem Dunkelblau-Gräu schauen unter dem kleinen, tief in die Stirne gedrückten Mützeu stolz und scheu in die Welt. Waldheim grüßt freundlich, aber kurz seine wenigen Bekannten, läßt sich kaum mit Jemandem in ein Gespräch ein, begibt sich gleichmüthig an seinen Platz und zieht sein Collegienheft hervor. Dann vertieft er sich in den Vortrag, denn er ist ein ebenso fleißiger als hochbegabter Student, der Abgott des Professors und nach dem Collegium verschwindet er ebenso, wie er gekommen, stolz und unnahbar. Dann sieht man ihn noch an der Seite seines gelehrten Oheims, des Professors Herrmann, auf einem Spaziergang begriffen und sonst kaum hie und da bei einer besonderen Gelegenheit. Man hat anfangs über ihn zu spotten versucht, man wollte ihn gewaltsam zu den Vergnügungen der Studenten ziehen, aber er hat dies mit so viel stolzem Muth und geistiger Ueberlegenheit von sich gewiesen, daß man ihn sich selbst überlassen und sich an seine Eigenthümlichkeiten gewöhnt hat. Ich fühlte mich sogleich von diesem anziehenden Menschenräthsel gefesselt, ich sann staunend über den leichten Schleier der Schwermuth nach, der über dieses jugendliche Antlitz wie eine stille Klage gebreitet war, ich fühlte mich von dem seltsam durchgeistigten, in sich vollendeten Wesen gefesselt, welches so gar nicht mit der Vorstellung, die man sich von einem kaum den Flegeljahren entwachsenen Jüngling macht, übereinstimmte, und ich suchte Waldheim's Bekanntschaft. Da erwartete mich eine neue Ueberraschung. Ich fand anstatt des stolzen abweisenden Sonderlinges ein schüchternes freundliches, über alles lebenswürdiges Kind, welches sich jedoch von seiner Zurückhaltung nicht abbringen ließ. So oft ich mit ihm verkehrte, fühlte ich mich überrascht von seinem überlegenen

Geiste, von seiner hohen Begabung, seinem reichen Seelenleben, seinem liebenswürdigen Gemüth. Und nun, was meinst Du zu diesem Räthsel, meine Ada? Man nimmt allgemein an, der Einfluß des gelehrten Oheims habe den, mit besonderen Eigenthümlichkeiten ausgestatteten Jüngling zu dem gemacht, was er ist. Mir schien diese Lösung nicht genügend, ein wunderbares Etwas in diesen Zügen ließ mich ein besonderes Geheimniß ahnen, dessen wahres Wesen zum ersten Male in mir aufdämmerte, als ich Emil von Waldheim über seinen Beruf sprechen hörte. Diese wunderbare Begeisterung, diese selige Hingebung, dieses ideale Feuer, ist ein solcher Knabe dessen fähig?! Aber als ich mit ihm die Klinik besuchte, als ich mit ihm an dem Bett einer armen, alten, schwer leidenden Frau stand und die heiligen Thränen des Mitgeföhles in seine lieben Augen traten, als er unter dem Vorwand, den Fall zu studiren, die ganze Nacht an dem Schmerzenslager der Armen zubrachte und diese ihn segnend, in seinen Armen verschied, als ich Zeuge war, wie er mit liebevoller Pietät ihr die letzten Liebesdienste erwies, da ward mir plötzlich klar, daß Emil von Waldheim jenem Geschlechte angehört, dem vielleicht nicht die größten und berühmtesten, gewiß aber die heiligsten, die reinsten aller menschlichen Wesen entsprossen, dem Geschlechte meiner geliebten Ada! Was sagt Du dazu? Mir ist nun der räthselhafte Schleier gelüftet, der dieses seltene Wesen umgeben, aber ich lasse ihn mit bescheidener Hand wieder sinken. Emil von Waldheim soll nicht ahnen, daß ich sein Geheimniß durchschaue, im Gegentheil, ich will ihm soviel als möglich behilflich sein, dasselbe zu bewahren, ich will sein räthselhaftes Streben, seinen Frieden nicht stören! — Doch ich sehe Ada das Näschen rümpfen, ich höre sie schmollend sagen: Pfui, wie kann man sich mit dem häßlichen Studium abgeben, wie kann man da verkleidet unter die Studenten gehen und dieser unausstehliche, unverbesserliche Bernhard schreibt ganz entzückt über dieses Geschöpf! Nein, auf die bin ich d'rum doch nicht eifersüchtig! Sagst Du nicht so? — Ja, sei ruhig, denn dieser Emil will nicht sehr viel von mir wissen, mein Goldkind, und ich will nur einen Collegen in ihm sehen. Aber er ist doch jedenfalls ein herrliches, einziges Menschen-

Kind, wenn ich auch seine eigentlichen Absichten nicht ganz durchschaue. groß und edel sind seine Motive gewiß — gewiß. Und nun habe ich Dir das einzige bedeutendere Interesse, welches ich außer meinem Studium habe, gebeichtet und ich gestehe Dir, meine Kleine, es ist kein kleiner Trost für mich, unter dieser Menge mittelmäßiger oberflächlicher Geschöpfe, die hier meine Genossen sind, gleich einer Perle dieses wunderbare Wesen hervorleuchten zu sehen. Manchmal, wenn das Räthsel des Menschenthums drückend auf mir lastet, schaue ich in jenes friedvolle durchgeistigte Antlitz und mir ist, als müßte die Seele, die aus demselben spricht, dieses Räthsel längst gelöst haben, wenn sie auch selbst in räthselhafter Hülle erscheint. Doch Ada schilt über den langweiligen Philosophen, der sich da schon wieder breit macht! Für sie ist das Räthsel des Lebens — ja auch keines. Ich will für heute lieber schweigen! Das Leben ist Liebe — kein Räthsel, sagt mir eine liebe Stimme, Deine Stimme und es sendet Dir tausend dankbare Küsse Dein

Bernhard.

Fünftes Capitel.

Zwei Brautpaare.

Zwei Verlobungsanzeigen cursirten in der Gesellschaft der Residenz. Eine trug die Namen „Gräfin Clementine Hartach“ und „Baron Armand Steinbrud“, die andere die Namen „Hortense v. Röder“ und — „Benno Alberti“ schlechtweg. Die erste der beiden Verlobungsanzeigen machte weiter kein ungewöhnliches Aufsehen, sie kam weder unerwartet, noch enthielt sie eine auffallende Zusammenstellung. Zwar hatte man in der letzten Zeit gefunden, daß des Ministers neuer Secretär und großer Liebling auffallend viel an der Seite von „Comtesse Clemence“ gesehen wurde, aber die Sache nahm weiter keinen bestimmten Charakter an. Lag doch eine Verbindung zwischen diesem Paare allzufern, da beide Theile bekanntlich fast vermögenslos waren und der Gehalt des jungen Secretärs zwar

zu einer behaglichen bürgerlichen Existenz, aber nicht zu einem gräßlichen Haushalte ausreichend war. Auch hatte man Linden der Comtesse nie eigentliche Huldigungen darbringen sehen, er besuchte nur häufig, aber zwanglos das Haus ihrer Eltern. So wurde die Verlobung der Letzteren ohne weitere Glossen aufgenommen, man stattete die üblichen Glückwünsche ohne ungewöhnliche Heuchelei ab und unterzog das Brautpaar einer mild-gleichgiltigen Kritik. Anders die Verlobung der einzigen Tochter des Hofrathes Röder mit dem Journalisten Alberti. — Hortensen's Verhältniß zu Linden, der plötzliche Bruch und nun ihre Verbindung mit dem jungen Dichter, der zwar enfant chéri in den Salons war, sich auch einen geachteten Namen erworben hatte, aber doch als Ehestandscandidat niemals in Betracht gekommen war, besonders nicht für die vornehme verwöhnte und anspruchsvolle Hortense, deren Eltern als sehr reich galten, wie man wenigstens aus dem großen Hause, welches sie machten, schloß. Welcher Stoff für den vornehmen Klatsch, für die feinere und gröbere Medisance! So eine Verlobung par depot, das ist ein dankbares Thema!

Doch die beiden Bräute?! Clementine ging mit ähnlichen Gefühlen in den heiligen Ehestand, wie etwa zu einem langweiligen pompösen Hofball. Es war eine Consequenz ihrer ganzen Erziehung, des aristokratischen Lebens, ihrer Weltanschauung! Sie machte eine äußerlich gute, standesgemäße Partie, neben welcher sie höchstens noch ein adeliges Fräuleinstift zur Wahl gehabt hätte, was ihr noch weniger verlockend schien. Baron Steinbruck war nicht gemein und ungebildet, welche Eigenschaften man ihr als besonders hassenswerth dargestellt, er war nicht gerade dumm, was sie als am langweiligsten, vor allem fürchtete, er war ihr nur gleichgiltig, höchstens hie und da etwas fad, ganz wie fast alle die übrigen Mitglieder ihrer Gesellschaft, aber er war ihr nicht antipathisch und sie sagte — Ja. Gleichgiltig empfing sie von ihm den Verlobungsfuß, gleichgiltig ließ sie sich von ihm am Arm umherschleppen und gleichgiltig sah sie die Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit treffen. Vielleicht kam ihr das Leben jetzt noch um einige Grade langweiliger und öder vor, vielleicht fühlte sie hie und da die Vorstellung in sich aufsteigen, wie

ihr wäre, wenn ein anderer Mann den Verlobungsfuß auf ihre Lippen gedrückt, aber äußerlich merkte man ihr nichts an. —

Nicht so in halbem Seelenschlummer, sondern mit tiefgehenden Empfindungen hatte die sonst so harmlos tändelnde Hortense das wichtige Lebensstadium des Brautstandes angetreten. Als sie nach der Scene mit Linden in Begleitung ihrer Aeltern abreiste, hatte sie über den „horriblen Affront“ Hunderte von Thränen vergossen, doch versiegten diese Thränen viel früher, als sich das hoffrätliche Ehepaar über dieses endgiltige Scheitern ihres Lieblingsplanes trösten konnte. Hortense suchte die Eltern zu beruhigen, denn für die „Versorgungsfrage“ hatte sie weniger Sinn und bald entschlüpfte ihr das Geständniß, daß ihr an der Person Linden's im Grunde nie viel gelegen habe — ein Anderer wäre ihr viel lieber, es blieb nicht lange Geheimniß, wer dieser Andere sei. Die Eltern aber waren längst darüber einig, daß „der Welt wegen“ ihre Tochter die erste halbwegs acceptable Partie, die sich darbierte, annehmen müsse. Der Journalist Alberti — freilich keine gerade glänzende Heirat — aber — die Frage blieb offen. So kehrte die Familie Röder in die Residenz zurück. Dort hatte indessen Alberti seinem Freunde Konrad, da dieser Hortensen endgiltig entsagt, in einer vertraulichen Stunde gestanden, daß er dem Mädchen immer von Herzen gut gewesen, daß er aber diesem Gefühl für immer Schweigen geboten, da er nicht in der Lage sei, auf Erhörung hoffen zu dürfen. „Wenn Du glücklich zu werden glaubst,“ hatte Linden bitter geantwortet, „halte nur um das Mädchen an. Es ist dies keine Emilie. Dort gilt die Parole: Geheiratet muß werden! Vielleicht auch bist Du Hortensen theurer, als Du ahnst.“ Alberti glaubte das hoffen zu dürfen. Die Frage blieb ebenfalls offen. Als Alberti das Röder'sche Haus wieder betrat, war seine erste Aufgabe, auf verblümmte Weise seinen Freund zu entschuldigen und dessen Liebe zu Emilien v. Waldheim in das rechte Licht zu setzen. Unwillkürlich ließ Hortense ihn ahnen, daß sie Linden leicht verschmerzt. Alberti zeigte sich hierüber auffallend glücklich und — lag seiner Muse zu Füßen. Diese fand den jungen Dichter ebenso liebenswürdig, als sie dem abscheulichen Linden herzlich gern etwas zum Troß thun

wollte. Genug, Hortense und Alberti verständigten sich zu ihrer großen Seligkeit, die Eltern zeigten freilich größere Bedenken. Alberti war allerdings an und für sich keine unbedeutende Persönlichkeit, auch seine bürgerliche Herkunft kam nicht in weiteren Betracht, da des Hofraths Adel nur ein ganz junger, sogenannter „Verdienstadel“ war, wie er allerdings am werthvollsten sein sollte, doch gilt in diesem Punkte das diametrale Gegentheil, welcher Umstand für das Institut des Adels nicht gerade empfehlend ist. — Also Alberti hatte nur ein Hinderniß zu besiegen und der junge Mann mußte das selbst zugestehen, er war kaum in der Lage, der verwöhnten Hortense eine entsprechende Existenz bieten zu können. Aber das junge Paar war so glücklich, so hoffnungsreich, Hortense war das einzige Kind ihrer Aeltern, und gewöhnt, nach ihrem Willen zu handeln, überdies wollte man der Welt so gern mit einer Verlobung entgegenreten. Genug — die Einigung kam zu Stande. Der Hofrath verpflichtete sich zu einer bedeutenden jährlichen Zulage, Alberti brachte es dahin, Chefredacteur der „Tagespost“ zu werden, ein bedeutender Vorschuß des Hofrathes machte ihn auch zum Eigenthümer des Blattes, welchem das Ministerium eine bestimmte Subvention sicherte, man hoffte auch später für den Redacteur, wenn er entsprechende Verdienste aufzuweisen haben würde, irgend einen klingenden Titel zu finden — so ließ sich alles günstig an — und die Verlobungskarten wurden ausgegeben. Hortense und Alberti waren ein wahrhaft glückliches Brautpaar und stachen darin von ihren aristokratischen Gefährten glücklich ab. Der junge Dichter mit seiner glühenden Phantasie, seinem Schönheitsgefühl, seiner Vorliebe für Luxus und Comfort, besaß zu viel Leichtsin, um sich über die praktische Seite seiner Hoffnungen Skrupel zu machen. Hortense entsprach den Anforderungen, die er an die Frauen stellte, sie war ein feines, graziöses, dahintändelndes Kind, welches seine schwärmende Dichterphantasie durch keinerlei Hervorheben der ihm so verhassten Alltagsmisere herabzog, er ward durch sie in die feine parfümirte Salonatmosphäre versetzt, die ihm so zusagte, er liebte sie, — sie liebte ihn wieder, — er heiratete sie. Alberti war der liebenswürdigste Bräutigam, den man nur denken konnte, er über-

schüttete seine Braut mit Aufmerksamkeiten, Zärtlichkeitsbeweisen und feinen Schmeicheleien, er trug sie förmlich auf den Händen. Die Art und Weise, mit welcher er mit ihr verkehrte, dies ununterbrochene Tändeln und Verhättscheln mußte in Hortensen die Anschauung erwecken und befestigen, die einzige Lebensaufgabe, die ihr nun durch ihre Ehe zufalle, sei die, sich lieben zu lassen und ihrem künftigen Gatten vorzuplaudern und vorzuschmerzen. Aber das entsprach so ganz ihrem Wesen und ließ ihr Alberti über alles lebenswürdig erscheinen. Sie selbst war in dieser Zeit fesselnd wie noch nie, denn alle Seiten ihrer Individualität, die sonst reizend an ihr gewesen, entwickelten sich jetzt mit erneuerter Macht. Wem wäre das junge anmuthige Mädchen nicht bestechend erschienen, wie es so in seiner Herzensseligkeit schwelgte und die Zukunft als eine rosige Unendlichkeit ansah, wie es anmuthig spielend und scherzend mit seinem Brautstaat und der Aussteuer herumwirthschaftete, der einzigen Sorge, die es kannte? Und ihr Benno, der halbe Tage lang figürlich und buchstäblich ihr zu Füßen lag und reizende Kinderpöffen mit ihr trieb, konnte es Jemand geben, der so unvergleichlich amüsant und einzig lebenswürdig war, als er? — Nein, das war nicht möglich. Hortense sang mehr, als sie sprach, sie tanzte mehr als sie ging und der Dichter der „Fiorina“ konnte natürlich aus zärtlicher Sympathie nicht zurückbleiben. Mit den beiden unvernünftigen Leutchen war nichts anzufangen, die Hofrätthin übernahm es daher allein, den künftigen Haushalt einzurichten, dabei durfte freilich nicht gespart werden, schon der Welt wegen nicht, auch durfte das „arme Kind“ doch nicht gleich am Anfange des neuen glückverheißenden Lebens entbehren, es mußte den von Kindheit an gewöhnten Comfort haben. Es wurde eine geräumige Wohnung mit eleganten Salons gemiethet, luxuriös ausgestattet, auch eine Haushälterin nebst dem sonstigen entsprechenden Dienstpersonale engagirt, da das liebe Kind von häuslichen Angelegenheiten wenig verstehen konnte. Das würde sich alles später erst finden, hieß es, am Anfang könne man es nicht verlangen, denn dazu gehöre Erfahrung. Hortense war noch so jung, und sollte daher ihre Jugend doch ein wenig genießen. Jetzt als Braut hatte sie

am allerwenigsten Sinn für solche Beschäftigungen und auch keine Zeit, denn sie arbeitete ja selbst mit an ihrer prachtvollen reichen Aussteuer, welche ohnehin ihr Stolz und ihre Freude war. Sie stückte fleißig Lingerien und häkelte Spitzen, so viel es eben der böse Benno mit seinen ewigen Liebkosungen zuließ. Vernachlässigte sie sogar doch ihr Klavierspiel, sie hatte kein Interesse mehr für daselbe, da sie es ohnehin nur cultivirt hatte, um damit zu glänzen, auch konnte sie doch als Braut und junge Frau nicht täglich zwei Stunden üben; ebenso wie nun auch die englischen Conversations- und Zeichenstunden unterbleiben mußten. Im Grunde war sie recht froh, daß sie nun endlich ausgelernt hatte und sich mit allen diesen Dingen, die ihr oft langweilig geworden waren, nicht mehr befassen durfte. Was mochte Hortense von ihren künftigen Pflichten und Obliegenheiten für Begriffe haben? wie erschien ihr überhaupt ihre Vermählung? Sie erschien ihr vor allem als ein zwar natürliches, aber doch höchst erfreuliches Avancement, da sie als junge Frau doch wieder eine andere und bedeutendere Rolle in der Gesellschaft spielte, denn als Mädchen und mit der größten Genugthuung sah sie daher die Vorbereitungen zu dieser wichtigen Wendung treffen. Sie betrachtete nebenbei auch noch als einen besonders glücklichen Umstand, daß sie ihren Benno so von Herzen lieb hatte und mit Stolz erzählte sie ihren Freundinnen, wie Benno sie vergöttere. Mit selbstbewußter Glückseligkeit nahm sie die nun unverhüllten, zahllosen Huldigungen in Empfang, die er ihr auch öffentlich spendete. Dies alles entschädigte das von Natur keineswegs ehrgeizige und prunkliebende Mädchen dafür, daß ihr geliebter Benno weiter keine glänzende Stellung in der Gesellschaft aufzuweisen hatte. Die Visittarten, die sie sich mit dem Namen „Hortense Alberti, née de Röder“ stechen ließ, fand sie überdies ausnehmend effectvoll. Was ihre neuen Pflichten betraf, so schwebten ihr darüber ziemlich unklare Begriffe vor. In erster Reihe stellte sich wohl die wichtige Obliegenheit dar, nun allein als Hausfrau zu repräsentiren, überhaupt die Hausfrauenwürde zur Geltung zu bringen, dann dem guten Benno immer hübsch und anziehend zu erscheinen, ihm in seinen freien Stunden amüßant vorzuplaudern und vorzuschäkern.

Was den Haushalt anbelangt, so machte er ihr weiter keine Skrupel. Mama war ja in der Nähe, und würde sich ihrer schon annehmen und Benno würde gewiß mit allem zufrieden sein, er war ja gut, er hatte sie ja so lieb. O, Benno hatte so oft schon versichert, seine künftige Frau sei ihm zu einer Haushälterin viel zu theuer und kostbar, sie habe eine andere Mission im Hause zu erfüllen, als am Kochherd zu stehen, lieber würde er selbst sich solch' niederer Geschäfte unterziehen. O, dieser Benno hatte so köstliche Einfälle, dafür war er aber auch ein Dichter und es war etwas Interessantes, die Frau eines Dichters zu sein.

So nahte der bedeutsame Tag der Hochzeit. Konrad v. Linden war zu dem Feste auch geladen. Wie es die feine Weltbildung mit sich bringt, waren Linden und die Familie des Hofrathes sich möglichst unbefangen begegnet, beide von dem Wunsche beseelt, nichts von dem merken zu lassen, was sie sich ohnehin selbst nicht direct gestanden. Linden besuchte wie ehemals das Röder'sche Haus und wurde daselbst wie ehemals zuvorkommend empfangen, nur war dies weniger warm und aufrichtig gemeint, als einstens. Auch machte Linden seltener Gebrauch davon, da er überhaupt weniger gesellig lebte. Er hatte sich nach seinen letzten, sein Innerstes so tief berührenden Erlebnissen mehr in sich selbst zurückgezogen. Die ihn umgebende Welt, die ihm einst ein so behagliches, ihm zusagendes Element gewesen, hatte für ihn einen großen Theil ihrer Reize eingebüßt, seit das Mädchen seiner Liebe geistig und räumlich von ihm getrennt war. Das schöne liebenswürdige Wesen, das doch dabei so schroff und stolz war, es hatte seinen Frieden für immer zerstört und mit sehnsüchtiger, leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing er an ihrem edlen Bilde. Wie unbedeutend, wie reizlos erschienen ihm neben ihr die Frauen, mit denen er in Berührung kam. Er fühlte immer mehr, daß ihm Emilie das Theuerste auf Erden bleiben würde und mit immer erneuter Macht überkam ihn das heiße Weh der ver- schmähten verlorenen Liebe, eines untergrabenen, hoffnungslos zertrümmerten Lebensglückes. Der einzige schwache Trost, den er sich mit Genugthuung zusprechen konnte, war der, daß er Emiliens Andenken den Vorwurf machen konnte, es sei eine nicht unwürdige

Persönlichkeit gewesen, deren Sympathien sie so unbedenklich verworfen. Linden widmete sich mit dem größten Feuereifer seiner neuen Berufsthätigkeit und, wie er sich sagen mußte, mit dem besten Erfolg. Der Minister, dessen erklärter Liebling er war, schenkte ihm das größte Vertrauen und verhiess ihm bei allen Gelegenheiten eine glänzende Zukunft. Linden sah sich den obersten Triebfedern des Staates nahegerückt, er trat mit den einflussreichsten bedeutendsten Persönlichkeiten in Verkehr, er bewegte sich in den hohen und höchsten Kreisen, wo ihm sein Adel und sein ganzes vornehmes Wesen Eintritt verschaffte. Er konnte sich selbst froh bewußt sagen, das Schicksal hatte ihm die Bahn, auf welcher man zu den höchsten Zielen menschlichen Ehrgeizes emporstrebt, auf das Beste geebnet. Aber er vermochte dessen nicht recht froh zu werden, denn ihn quälte der Gedanke, welchen Werth diese Erfolge erst für ihn haben würden, wenn er mit ihnen und durch sie seine geliebte Emilie erfreuen könnte. So fand wohl sein Ehrgeiz Nahrung, aber sein Herz blieb unbefriedigt. Und doch war es nur noch dieses ehrgeizige Streben, welches für ihn ein Gegenstand mächtigen Interesses war, auf welches sich seine Kräfte und Fähigkeiten concentrirten. Nach Emiliens Abreise hatte Linden die öffentlichen Blätter stets mit stillem Bangen zur Hand genommen, immer fürchtend, Emilie würde als die erste Hörerin an der S.'schen Universität der öffentlichen Kritik preisgegeben werden. Aber zu seiner Erleichterung blieb alles still. Entweder war die Angelegenheit unbemerkt vor sich gegangen, oder hatte Emilie ihre hochfliegenden Pläne dahin modificirt, daß sie nur, wie es ohnehin allgemein hieß, bei ihrem Oheim bedeutenden Privatstudien oblag. Bei Major von Waldheim, wohin Linden Sehnsucht und Besorgniß immer wieder trieben, um Erkundigungen einzuziehen, erfuhr er nichts, als die unbestimmte Nachricht, daß ihre Studien den besten Fortgang nähmen. Er mußte sich bescheiden, und mit der Annahme begnügen, Emilie werde wohl nie das Ziel ihres Ehrgeizes erreichen. Aber er kannte sie, er wußte, daß sie dasselbe nicht so leicht aufgeben würde und er seufzte: „was wird bis dahin aus ihr werden!“ —

Die Hochzeit Alberti's und Hortensens hatte für ihn nur peinliche Eindrücke in Bereitschaft; dieser liebestrunkene selige Bräutigam, diese glück- und wonnestrahrende Braut, die sich mit kindlicher und kindischer Freude in ihrem Brautstande bespiegelte, die sich so sorg- und bedingungslos, zärtlich und vertrauend ihrem Benno für's Leben angelobte, welcher peinliche Contrast mit seinen Erfahrungen! Hortense sah an dem bedeutungsvollen Tage recht lieblich aus, der edle Kern ihres Wesens war zum Durchbruch gekommen, und sie war ganz in Liebe und Glückseligkeit aufgegangen. O Gott, hätte Konrad Emilien einmal so sehen können! Aber nur ein ehrgeiziges Ideal war es, dem dies Mädchen liebevolle Treue geschworen und bisher gehalten! O diese Vorstellung, daß er seine Braut an ein Phantom verloren, an einen Titel, eine Würde, welche bisher nur das Ziel des männlichen Ehrgeizes gewesen, diese Vorstellung ließ keine Resignation in ihm aufkommen. Eine qualvolle Bitterkeit preßte sein Herz zusammen, als er die zwischen Lächeln und Weinen schwankende Hortense im wallenden Brautschleier und grünem Myrthenkranz zum Altare geleitete. Als sie ihr prachtvolles Brautkleid beim Niederknien besonders in Acht nahm, sagte er sich mit ironischem Lächeln: „Das würde Emilie allerdings nicht thun, sie würde an das Opfer der ihr so theuren Freiheit und Selbstständigkeit denken, nicht an das Zerknittern ihres Kleides.“ Als das Brautpaar die Ringe wechselte und das inhaltschwere „Ja“ aussprach, stellte er die selbstquälerischen Vergleiche fert. „Schwebt nicht jedem Mädchen dieser Act als ein süßer Zukunftstraum vor,“ sagte er sich, „aber Emilien nicht; ihr Sinnen und Streben ist auf ihre Examina gerichtet, auf die Promotion und das Doctordiplom, O Gott, warum muß dieser unglückliche Dämon in dieser lieblichen Form wohnen? warum muß er sich mit so viel liebenswürdigen Eigenschaften paaren, um desto unheilvoller zu erscheinen?“

Indessen war Hortense für immer mit ihrem Benno verbunden. Es folgten noch einige heitere Feststunden dem feierlichen Act. Kein ernster Gedanke an das Leben, welches sie jetzt antrat, kam in Hortensens Seele auf. Ihre Hochzeit war eben für sie nichts anderes als ein Fest, nur ein besonders interessantes. Sie scherzte und

plauderte wie immer, nur doppelt heiter und anmuthig. Mit kindlich grazioser Freude zeigte sie den prachtvollen Brautschmuck, den Benno ihr verehrt. Die Rechnungen für denselben lagen unbezahlt in der dunkelsten Ecke von Alberti's Schreibtisch. „Er habe jetzt keinen Sinn für Geschäfte,“ hatte er sich gesagt, als er sie dorthin schob. Freilich hatte er zufällig auch kein Geld. Aber dieser Umstand störte den leichtsinnigen Bräutigam nicht. Er meinte, solche Opfer sei man einer schönen liebenswürdigen Braut jedenfalls schuldig. — Linden indessen sollte dem Hochzeitsfest seines Freundes den schweren Tribut erzwungener Heiterkeit. Seine Seele war mehr als je bei Emilien, bei dem geliebten Mädchen, welches jetzt einsam und preisgegeben in der Fremde seinem unseligen Streben nachhing. Doch der Festjubiläum verklang und das neuvermählte Paar trat seine Hochzeitsreise an.

Kurze Zeit darauf fand die Trauung Baron Steinbrud's mit Comtesse Clementinen statt und auch diesmal war Baron Linden mit der Ehre betraut, die Braut zum Altare zu führen. Es bestand zwischen ihm und Clementinen eine Art von einverständnißvollem freundlichen Verhältniß, wie sehr es eben bei ihrem Wesen möglich war. Sie hatte immer verlangt, von Emilien zu hören und obgleich sich Linden etwas befremdet fühlte, daß sie sich mit ihrem Verlangen eben an ihn wandte, so hatte es ihm dennoch wohlgethan und er hatte ihr von Emilien erzählt, was er konnte und wußte. — Clementine zeigte bei solchen Gelegenheiten eine ungewöhnliche Theilnahme und hie und da fielen von beiden Seiten Worte, welche das Eingeständniß verriethen, wie leer und unbefriedigend sich im Contrast zu diesem Wesen Menschen und Verhältnisse darstellten, wie sie Linden und Clementine umgaben. Linden ahnte, daß dieses Mädchen ihren Kreis geistig überrage, aber daß sie dennoch fest in seinen Banden liege. Als Linden am Tage vor der Hochzeit Clementinen seinen förmlichen Glückwunsch abstatten wollte, begegnete er einem seltsam bewegten Blick, mit dem sie ihn betrachtete. Er staunte über dieses Anzeichen von Seelenleben, wie er es selten an ihr bemerkt, und verstummte unwillkürlich. „Bitte, lassen Sie das,“ sagte sie mit einer leichten Handbewegung. Gleich darauf aber bewegte sie sich

wieder wie immer nach der Schablone der Convenienz. Aber Linden konnte die kleine seltsame Scene nicht vergessen. „Sie verkauft sich an diesen Becken,“ sagte er sich bewegt und sah mit stillem Unwillen, wie gleichgiltig und obenhin Clementine diesem wichtigsten Schritt ihres Lebens entgegening. Sie betrachtete ihre Hochzeit eben als ein lästiges, aber unausweichliches Ceremoniell. Mit unerschütterlichem Anstand ließ sie sich die Zärtlichkeitsbeweise ihres Bräutigams gefallen, dieselbe mit höflicher Kälte so viel als nöthig erwiedernd. Aber Baron Steinbrud fühlte selbst sehr wenig und er vermifste daher den Mangel an Gefühl bei seiner Braut nicht besonders. Mit vornehm würdevoller Haltung, ein gleichgiltiges Gespräch auf den Lippen, schritt Clementine an Konrad's Seite zum Altare, und in derselben Verfassung ließ sie den Act der Trauung über sich ergehen. Keine Thräne, kein Zeichen der Bewegung! nur ein artiges Lächeln für den Bräutigam. Und wieder dachte Linden an Emilie! das Mädchen mit seinem hochfliegenden Geist und reichem Gefühlsleben stand vor seiner Seele. Nein, lieber hätte er sie nie zum Altare führen wollen, als so, wie Clementine sich zeigte. Mit unnennbarer Zärtlichkeit kniete er im Geiste vor ihrem Bilde und gelobte ihr ewige — ewige Treue!

Sechstes Capitel.

Unter neuen Bekannten.

Emilie hatte ihr erstes Studienjahr vollendet. — Kein störender Zwischenfall, keine unangenehme Veränderung war trübend in ihr stilles, geordnetes Dasein eingetreten. Sie erfreute sich eines ruhigen Fortganges in ihren Studien, eines unangefochtenen Friedens in ihrem äußern Leben. Sie hatte nichts eingebüßt an der geachteten Stellung, die sie sich errungen, aber insofern gewonnen, als sie mit unerschütterlicher Consequenz auf dem, gleich anfangs eingeschlagenen Pfade ausharrte und dies ihr Ansehen bei Lehrern und Mitschülern erhöhen mußte. Auch die Macht der Gewohnheit

wurde ihr zu einer immer verlässlicheren Stütze und erleichterte ihr nicht nur die äußeren Anforderungen ihrer Rolle, sondern benahm auch in den Augen ihrer Umgebung ihrer Erscheinung einigermaßen das Ungewöhnliche und Auffallende. Emilie konnte sich sagen, daß sie viel gewonnen, indem sie nun so weit die schwierige Situation beherrschte. Und so lebte sich das willensstarke Mädchen immer tiefer und ernster in ihre Studien ein und je mehr sie darin fortrückte, je näher sie sich ihrem Ziele kommen sah, desto leichter vermochte sie sich über einzelne peinliche Momente hinwegzusetzen, welche ihre Lage mit sich brachte. Freilich vollkommen befriedigt und glücklich konnte sie dieses vereinsamte, dem Dienste abstracten Wissens geweihte Leben nicht machen, und die stille, verschwiegene Nacht sah wohl manches heimliche Thränenopfer, welches das junge Mädchen in seiner Herzenseinsamkeit seinem Streben brachte, aber Emilie zählte diese Thränen nicht, sie flossen ungesehen in den Schooß der Vergessenheit. Die Ferien brachten ihr endlich einen tröstenden Lichtblick. Sie begleitete während derselben den Onkel nach der Sommerwohnung im Gebirge, wo derselbe in ungestörter Einsamkeit seine Mußezeit zubringen wollte. Dort wurde Emilien das ersehnte Glück zu Theil, sich auf einige Wochen mit dem so heiß geliebten Vater vereinigt zu sehen. Welches Entzücken für sie, mit ihm nun die Gedanken über ihr neues Leben auszutauschen. Sie las aus seinem Antlitze, ach! nur zu deutlich die Seelenängsten, die geheimen Qualen, die er um sein Kleinod ausgestanden. Aber das Wiedersehen Emilien's, der Einblick in ihr Wesen und ihre Erfahrungen war das beste Mittel, ihn aufzurichten. Er sah, das Wesen, welches er wieder in den Armen hielt, es war noch dasselbe, wie er es von seinem blutenden Herzen ließ, er sah, daß der Einfluß ihrer gefährlichen Lage nicht bis an ihre reine Seele herangereicht und erkannte mit frohem Stolz, daß seine Tochter groß das Große erstrebe. — Emil konnte sich des gewünschten Wiedersehens mit der Schwester nicht erfreuen, seine Berufspflicht hielt ihn für den Augenblick uerbittlich fern.

Emilie aber hatte sich fest gelobt, das Vaterhaus nicht früher zu betreten, als bis sie ihr Ziel erreicht. Nicht nur ein mächtiges

Gefühl gebot ihr das, auch äußere Gründe stimmten dafür. Sie durfte sich jetzt ihrem vergangenen Leben keine Stunde hingeben, es mußte todt für sie sein, bis sie sich ihre vorgezeichnete Stellung in demselben errungen, sie durfte vor Allem Linden nicht wiedersehen. —

Es vergingen ihr im Verkehr mit dem Vater einige frohe wohlthätige Wochen, nach Ablauf welcher sie mit neuem Muthe, neuer Lebenslust und erhöhter Willenskraft zu ihrer Aufgabe zurückkehrte. Emilie war überhaupt seit dem Tage, wo sie pochenden Herzens zum erstenmal in den Hörsaal getreten, zum Theil eine Andere geworden. Anfangs, als ihre Kräfte noch ungeübt waren und sie, denselben mißtrauend, vor den Anforderungen ihrer Aufgabe sagte, da hatte sie eigentlich nur an dem Zielpunkt festgehalten, unter allen diesen Fährlichkeiten ihrer eigenen Person den Erfolg zu sichern. Aber allmählig ward sie sich der sittlichen Macht bewußt, welche ihr reines geistiges Streben ihr inmitten der tausend frivolen Nebenzwecken nachjagenden akademischen Jugend verlieh; ihr einsames, innerliches Leben inmitten dieser heiter bewegten Umgebung, die Welt ihrer mächtigen Empfindungen und weitschweifender Gedanken, die sie tief in der Brust verschlossen umhertrug, alles übte seinen Reiz auf ihr begeisterungsfähiges, empfängliches Gemüth. Das Bewußtsein, nicht nur für sich, sondern für ihr ganzes Geschlecht diese Geistes that zu thun, im Namen desselben ihr Recht auf die bedeutendste bestehende Bildungsanstalt geltend gemacht zu haben, wurde in ihrer Seele immer mächtiger und senkte über dieselbe den schönen Frieden, den ein unvergänglich hohes Streben allein zu verleihen vermag. Die Weihe des reinen Gedankens gab ihrem ganzen Dasein eine weit über die Grenzen ihrer äußern zufälligen Verhältnisse hinausgehende Bedeutung und dieser Gedanke verknüpfte sie durch ein schönes erhebendes Band mit der Menschheit, von der sie persönlich zurückgezogen lebte. Die Umstände zwangen sie, ihr eigenes, reichfühlendes Selbst in den Hintergrund zu drängen, aber mit um so wärmerer Theilnahme und umfassenderer Menschenliebe weihte sie sich dem Ganzen. Mit sinnenden theilnehmenden Blicken prüfte das vereinsamte junge Mädchen besonders die Bilder einzelner Frauen

und ihres Vooßes, wie sie hie und da an ihrem engen Pfade auftauchten. So hatte besonders eine Erscheinung dieser Art ihr herzengewarmes Interesse gefesselt und ihre Gedanken beschäftigt. Es war dies die Schwester des Studenten Hiller, von welcher Emilie schon vielfach sprechen gehört. Hiller selbst war ihr ein unveränderlicher, dankbarer Freund; der strebsame gesinnungstüchtige junge Mann wußte das ernste geistige Streben des „Obscuranten zc. v. Waldheim“ zu schätzen und Emilie wiederum suchte ihn durch den Einfluß ihres Oheims auf alle Art zu unterstützen und behilflich zu sein. Man sah die zwei verschiedenen Collegen, den vornehmen, ernsten und verschlossenen Emil von Waldheim und den muntern, derben, fidelen Hiller, zwar nur selten miteinander verkehren, aber dann stets in freundlich einverständnißvoller und von gegenseitiger Achtung zeigender Weise. Hiller war der Sohn eines, nun betagten quiescirten Lehrers, der an einer unheilbaren Augenkrankheit litt. Der junge Mann mußte im Verein mit seiner Schwester nicht nur sich selbst fortzubringen suchen, sondern auch den hilflosen Vater unterstützen. Diese Aufgabe fiel fast ganz der Schwester zu, denn der Bruder war beschäftigt, seine Studien zu decken. Klara Hiller war eines jener seltenen wohlthätigen Wesen, denen unablässige Thätigkeit ein natürliches Element ist, ohne daß sie daraus ein besonderes Verdienst machen. Sie theilte überdies vollständig den reichen Schatz von Intelligenz, den klaren praktischen Verstand, die verläßliche Auffassungsgabe, die Energie und Charakterfestigkeit ihres Bruders. Klara war die Seele, nein, die Existenzbedingung der kleinen Familie. Mit ruhiger praktischer Emsigkeit besorgte sie den bescheidenen Haushalt, pflegte sie den Vater und verwerthete ihre Zeit, nur zu oft sogar ihre Nächte in Nadelarbeiten und feiner Wäsche. Oft noch übernahm sie minder schwierige schriftliche Arbeiten des Bruders, da dieser in seinen freien Stunden Lectionen gab und des Abends sich seinen Studien widmen mußte. Noch als er das Gymnasium besuchte, hatte sie wie oft seine Pensa ausgearbeitet, während Georg als Correpetitor fungirte. Dieser war nie darauf verfallen, der Schwester eigentlichen Unterricht zu geben, aber sie sammelte still aufmerksam alles in sich auf, wenn der lebhafteste Bruder

von seinen Studien erzählte, wenn er nach seiner Gewohnheit laut lernte. Sie und da warf sie einen Blick in seine Bücher und verarbeitete dies alles innerlich bei ihren mechanischen Beschäftigungen und wenn Georg wegen seiner Pensa in Verlegenheit war, siehe, da war sie nach wenigen Anleitungen bereit. Klara machte ihrem Namen Ehre. Klar, ruhig und sicher war ihr ganzes Wesen und Wirken, unbeirrt und geräuschlos ging sie ihrer schweren Aufgabe nach, unbewußt fast ihrer großen und seltenen Vorzüge. Sie erschien nie heiter, manchmal entschlüpfte ihr bei ihren mühseligen mechanischen Arbeiten ein Seufzer, aber sie zeigte sich nie muthlos. Ihr nicht schönes, aber in seinen festen reinen Zügen ansprechendes Antlitz trug stets den gleichen Ausdruck selbstbewußter ergebener Ruhe. Emilie fühlte sich lebhaft angezogen von dem seltsamen Mädchen, welches, ohne äußere Bildung zu besitzen, so klare verständige Urtheile fällte. Auch war es ihr erfreulich zu sehen, welche liebevolle Achtung Georg der Schwester, der er so viel schuldete, zollte, wie überhaupt um das kluge arbeitsame Wesen sich das Wohl und Wehe Aller concentrirte. Das Geschwisterpaar hatte anfangs die Annäherung des ebenso als stolz wie menschlichen verschrienen Studenten von Waldheim mit Befremden bemerkt, aber das theilnehmende herzliche Wohlwollen, das menschenfreundliche Interesse, welches Emilie ihnen entgegenbrachte, verscheuchte ihre Bedenken und übte vollkommen seine Wirkung. Klara war recht überrascht, daß der fremde junge Herr für ihr eigenstes Wesen ein antheilvolles Verständniß zeigte, wie noch nie Jemand, und fühlte sich bald durch das freundschaftlichste Vertrauen an ihn gefesselt. Das stille Mädchen thaute förmlich auf und schwelgte in dem neuen Genuße, sich von einer befreundeten Seele ganz verstanden zu sehen. Sie erzählte dem aufmerksam lauschenden Gaste ihre ganze Entwicklungsgeschichte, sie enthüllte ihm ihr ganzes Seelenleben, wie sie noch nie gethan, und dieser wiederum schilderte ihr mit lebhaften Farben seine Schwester Emilie. Klara fand in diesem Bilde bekannte Anklänge an ihr eigenes Geschick, sie faßte eine wahre Zärtlichkeit für die Abwesende und trug in ihrer naiven Weise dem Gaste die schönsten Grüße an dieselbe auf. Der blinde Vater fand anfangs diese Vertraulichkeit

seiner Tochter mit dem jungen Fremden, dessen Schönheit er allseitig rühmen hörte, etwas bedenklich, aber die Geschwister lachten über diese Besorgnisse. Herr von Waldheim war so ganz anders, ihm fiel so gar nichts Derartiges ein. „Der ist nicht für's Courmachen geschaffen,“ kamen sie überein. Doch auch der Alte fühlte sich bald von des Gastes kindlich einfachem herzlichen Wesen entwaffnet und trieb nur manchmal die Röthe auf dessen blasse Wangen, wenn er sich kopfschüttelnd über den weichen lieblichen Klang seiner Stimme wunderte.

Emilie fühlte stets eine Art von innerer Empörung, wenn sie Klara Hiller mit Nähen, Waschen und Plätten beschäftigt fand. Sie erkannte, daß dieses Mädchen nicht nur durch seine intellectuelle Begabung, sondern ebenso durch seine Charaktereigenschaften zu einer höheren bedeutungsvollen Thätigkeit geeignet sei. Klara selbst ahnte dies, sie haschte nach Bildungsmitteln und geistiger Anregung, dennoch aber stand sie zu sehr unter dem Banne der Sitte und der Verhältnisse, um an eine Aenderung ihres Looses zu denken. Emilie fragte sie einmal versuchsweise, was sie für Pläne für die Zukunft habe. Das Mädchen staunte über diese Frage. „Ach, was sollte ich für Pläne haben,“ rief sie, „so ein armes Mädchen wie ich muß bleiben, wo es ist. Arbeiten, so lange ein Fünkchen Kraft in meinen Händen ist. Nähen und Waschen, das ist meine Zukunft. Ja, der Georg, der wird es schon zu etwas in der Welt bringen, ein Mann arbeitet sich schon heraus, selbst aus Armuth und Niedrigkeit. Der Georg kann ein großer Mann werden, aber so ein armes Ding wie ich, was sollte ich machen.“ „Die Kläre könnte so gut studiren wie ich,“ versicherte der anwesende Bruder. „Das weiß ich selbst am besten. Aber sei nur ruhig, Mädchen, wenn ich, wie Du sagst, ein großer Mann werde, dann sollst Du es auch gut haben. Das gebührt Dir.“ — „Weißt Du, Georg,“ erwiderte Klara, „es gebührt sich für einen Jeden, der etwas auf sich hält, für sich selbst zu sorgen. Und wenn Du mir noch so gut bist, ich werde wenigstens mit meinen Händen arbeiten, so lange es geht. Wozu hätte man sonst die Kraft und Gesundheit erhalten?“ Emilie freute sich dieser Charakterfestigkeit und sie hätte gern das wackere Mädchen umarmt und als Schwester begrüßt. Es war ihr

stets eine wahre Herzenserquickung, Klara zu besuchen, wenn sie sich inmitten ihrer unablässigen Geistesarbeiten nach einer gemüthlichen Anregung sehnte. Eine wunderbare Wehmuth beschlich sie in der kleinen niedern Stube, wo die Sachen stets so sauber und ordentlich an ihrem Plage standen, wo der alte Vater mit dem grünen Lichtschirm über den kranken Augen auf der Ofenbank saß, Klara aber an ihrem Nähtisch bei dem kleinen Fenster, den Kopf über die Arbeit gebeugt, ihr gegenüber das geordnete Schreibpult des Bruders und sein Bücherbrett, wo das junge Mädchen so merkwürdig gut Bescheid wußte. Sie brauchte nur die Hand nach den von ihr so sehr geliebten Büchern auszustrecken, aber sie that es nicht, außer an einem stillen Sonntagsnachmittage. So spann sich Klara's Jugend ab, ohne Wechsel, ohne Hoffnung. Es war immer daselbe Bild, wenn Emilie die kleine Stube betrat. Es war immer dieselbe gebückte Gestalt, dort an dem Nähtisch, dieselben emsigen Finger, dasselbe ruhige von der Stubenluft graubleiche Gesicht, dieselben verständigen Reden voll eifrigen Interesses für Leben und Wissen. Emilie saß da lauschend und betrachtend und wechselvolle Gedanken und Empfindungen über Frauenloos und Frauenleben wogten in ihr auf und nieder. Es war ein seltsames Verhältniß zwischen ihr und der armen Klara. Diese empfand eine Art von mütterlicher Zärtlichkeit für den zarten, schönen, träumerischen Hausfreund und doch wieder ein so herzinniges Vertrauen zu ihm, da sie fühlte, daß noch nie Jemand sie so verstanden, ja sich nur so mit ihrem eigensten Wesen befaßt, wie er. Sie gestand einmal Emilien, der neue Freund käme ihr gar nicht vor wie ein junger Herr, er solle es aber nicht übel nehmen, sie fühle sich mehr, wenigstens anders zu ihm hingezogen, wie zu ihrem Bruder. Dieser, der muntere Georg, der künftige Herr Doctor, der einstens die ganze Familie aus Noth und Armuth zu ziehen versprach, auch er erkannte in seinem Commilitonen Waldheim etwas Apartes und Wunderliches, dem er sich halb unbewußt beugte, aber manchmal überkam ihn eine Art von Eifersucht, da Emil von Waldheim mit seinem Vater und Klara sehr merklich herzlicher und unbefangener verkehrte als mit ihm. Doch beruhigte er sich auf Klara's Zureden wieder und stimmte endlich mit dem Urtheil seiner Collegen überein

es stecke in diesem Waldheim eben ein besonderes Philistertum, welches sich überall wohler fühle als in der Gesellschaft der „flotten Bursche“. — Ja, Emilie hatte es nicht ganz über sich gebracht, ihrem Vorsatz treu zu bleiben und sich von allen freundschaftlichen Beziehungen fern zu halten. Sie und da gestattete sie sich eine kleine Abweichung, obgleich sie immer wieder seufzend erkannte, daß die Vorsicht gebiete, das Visir recht fest zu halten. Konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß die arme Klara mit einem wirklichen „jungen Herrn“ nimmer so vertraulich verkehren würde. Zwar that ihr dieser Gedanke wohl, aber die Sache war darum nicht minder gefährlich. Nichtsdestoweniger wagte sie sich manchmal in den Familienkreis Wallbek. Die gute Frau Professorin hatte den jugendlichen Studiosus ganz in ihr Herz geschlossen, erstens, weil sein sittenreiner Lebenswandel der frommen Frau gefiel, und zweitens, weil sein blaßes Gesichtchen, sein trübes und zaghaftes Wesen, der traurige Blick der großen Kinderaugen ihr Mitleid erregte. Emilie bekam immer gute Lehren, in ihrem musterhaften Verhalten zu beharren, ihre Gesundheit in Acht zu nehmen und endlich wurde sie von der guten Dame immer bedauert; dieselbe wußte selbst nicht recht warum, sie fühlte nur, daß etwas mit ihrem jungen Schützling nicht richtig sei. Emilie hörte Alles andächtig an und das mütterliche Wohlwollen, welches aus den Worten der lebenswürdigen Matrone sprach, that ihr unendlich wohl. Auch der Herr Professor wollte ihr herzlich wohl, aber sie hatte mit ihm einen schwereren Stand, denn es war seine Passion, zu necken, und so nahmen die Neckereien über ihr mädchenhaftes Aussehen, ihre Schüchternheit, ihr häufiges Erröthen kein Ende, so sehr auch die gutmüthige Frau Professorin abwehrend und mildernd eintrat. Mit Julie war Emilie bald auf dem intimsten Fuße, die beiden jungen Mädchen fanden sich instinctiv. Julie war ein lebhaftes, hochbegabtes und warm empfindendes Kind, sie hatte sich zuerst mit Emilien dadurch verständigt, indem sie beide zufällig entdeckten, daß ihnen merkwürdigerweise fast alle dieselben Persönlichkeiten an der Universität sympathisch oder antipathisch seien und zwar aus denselben Gründen. Allmählig geriethen sie dabei auf das Thema der komischen und lächerlichen Seiten einzelner Personen, wobei sich die

schelmische Julie in ihrer starken Seite zeigte und auch Emilien lang unterdrückter Frohsinn erwachte. Sie lachte wieder einmal von Herzen und ward munter und heiter. Wie die beiden Mädchen so ihre hübschen Köpfe zusammensteckten und licherten und lachten, nahm sich Emilie in ihrer verhüllenden puritanischen Männerkleidung, von der das reizende sonnige Mädchenantlitz wunderbar abstach, ganz eigentümlich aus und es war ein recht glücklicher Zufall, daß weder die kindliche Julie noch ihre allein anwesenden kleineren Schwestern das seltsame Bild richtig auszulegen wußten. Von diesem Tage an bemerkte die Frau Professorin mit Befremden die wachsende Vertraulichkeit ihrer Tochter mit dem Studenten Emil. Sie sah, wie er nur zu oft der kindlich harmlosen Julie freundlich zärtlich in die Augen lachte, wie er sich die traulichsten Berührungen erlaubte, wie er einmal sogar in Gedanken versunken, den Kopf an ihre Schultern lehnte. Die gute Frau konnte die Sache nicht begreifen. Emil war doch sonst ein so edler sittenreiner Jüngling und hierin nur sollte er mindestens so — rücksichtslos sein? — Aber das konnte so nicht hingehen. Eines Tages saß Emilie der mütterlichen Freundin unter vier Augen gegenüber und erhielt eine feierliche Mahn- und Strafpredigt deswegen. Emilie erschrockt recht sehr, sie hatte daran nie gedacht. Sie vergaß das Komische der Sache und wurde blutroth. „Es war, weiß Gott, nichts Böses dabei,“ sagte sie endlich mit wehmüthigem Rächeln „aber es wird nicht mehr vorkommen,“ schloß sie mit einem schweren Seufzer. Die Frau Professorin war schnell entwaffnet, war sie doch im Vorhinein von der Unschuld ihres Schüglings überzeugt gewesen. Von diesem Tage an war die arme Emilie vorsichtiger, aber auch stiller, wortkarger und zurückhaltender und kam seltener in das Wallbelsche Haus. Der Uneingeweihte, der den Studenten Emil und das kleine Fräulein Julie beobachtet hätte, würde sich nicht wenig über das seltsame Pärchen gewundert haben, denn die muntere Julie war es, welche den verschüchterten Gefährten immer aus seiner Zurückgezogenheit zu locken suchte, welche ihm Muth einsprach und zur geselligen Heiterkeit anregte. Aber dem räthselhaften Wesen, welches sich Emil nannte, war nicht so leicht beizukommen. Allein mit der Frau Professorin und ihrer

Tochter war er manchmal so herzlich und kindlich, er plauderte so freundlich, er sprach mit so rührender Sehnsucht von seinem Vater und seiner Heimat, daß die Mutter Thränen vergoß und die heitere geschwägige Julie still und bewegt lauschte. Und dann war er, besonders wenn Fremde anwesend waren, wieder so scheu, spröde, stolz und unzugänglich. Frau Wallbek beobachtete ihren Schützling mit wachsamem Besorgniß, obgleich sie selbst nicht frei von Kummer war. Es schlich sich nämlich immer merklicher ein kleiner Mißklang in ihre sonst so glückliche Ehe. Ihr Gatte machte sich eben einen Gegenstand des Stolzes und Ehrgeizes daraus, daß seine sieben Mädchen, besonders aber seine Älteste, sich durch ihre Kenntnisse hervorthaten, und nicht gegen die männlichen Sproßlinge glücklicherer Collegen abstachen. Der eitle und zärtliche Vater konnte sich das Vergnügen nicht versagen, seine Julie in freien Stunden in allerlei absonderlichen Wissenschaften, als Griechisch und Latein, Chemie und Physik, zu unterrichten. Das aufgeweckte Mädchen zeigte ebensoviel Ehrgeiz als Wißbegierde und wollte am Nähtisch und bei sonstigen häuslichen Arbeiten nicht mehr Stand halten. Frau Wallbek war nun zwar eine verständige und aufgeklärte Frau, aber sie machte mit Recht geltend, daß das junge vermögenslose Mädchen zwar überall durch häusliche Tüchtigkeit, aber nimmer durch diese Luxuswissenschaften ihr Fortkommen finden werde. Auch fühlte sich die zartfühlende Frau innerlich dadurch verletzt, daß ihre Tochter sie nun geistig zu überragen begann und dem Familienoberhaupte weit mehr Interesse und Aufmerksamkeit abzugewinnen schien, als sie, die Gattin und Mutter. Wallbek war sich freilich dieser Vernachlässigung nicht bewußt, aber dieselbe nagte nichtsdestoweniger an dem Herzen der armen Frau. Um so wohlher that es ihr nun, daß der fremde Jüngling, den man allgemein ebenso hochbegabt als stolz, ebenso in sich verschlossen als selbstständig handelnd und denkend nannte, daß er sich mit kindlicher, fast demüthiger Dankbarkeit um ihre mütterliche Liebe bemühte. Gleich beim ersten Anblick hatte in ihrer Brust ein seltsames unerklärliches Etwas für ihn gesprochen und so sann sie immer wieder mit liebevoller Besorgniß über sein räthselhaftes

Wesen nach, indem sie nur zu sicher ein ihn bedrückendes Geheimniß herausfühlte.

Es war gegen das Ende des Winters, als im Wallbek'schen Hause ein großes Fest gefeiert wurde. Es war das fünfzehnjährige Jubiläum der Anstellung Wallbek's als Professor an der hiesigen Universität, zugleich das Geburtsfest seiner ältesten Tochter. Professoren und Studenten waren in den hellerleuchteten Räumen des gastlichen Hauses versammelt, die Herren Professoren in gesetzter Unterhaltung, hie und da eine Partie machend, die junge Welt sich bei einem Tänzchen tummelnd. Weder Emilie noch ihr Oheim hatten heute fehlen dürfen. Der arme Emil, es war wieder ein schwerer Tag für ihn. So sicher, selbstbewußt und stolz er sich in den Hörsälen bewegte, so scheu und zurückhaltend wurde er in Gesellschaft. Emilie war nicht im Stande, sich unter den vielen fremden Menschen unbefangen zu bewegen oder gar rückhaltslos heiter zu sein. Sie saß, in ihre gewöhnliche dunkle und weite Kleidung verpuppt, in der dunkelsten Ecke und ihre großen Augen blickten scheu und ängstlich in das bunte Getriebe der lustigen jungen Welt. Wie im Traume hörte sie die frischen Töne einer einladenden Polka an ihr Ohr dringen, sah sie die zierlichen weißgekleideten Mädchengestalten im Arm der jungen Männer durcheinander wirbeln. Die Kollegen wunderten sich nicht wenig, daß ein Bursche mit so bildschönem Gesichtchen sein Glück bei den Mädchen so gar nicht versuchte. Freilich bei dem durfte nichts mehr in Erstaunen setzen, aber die jungen Mädchen schielten Alle verwundert neugierig zu ihm hin. Landau und Elvers waren zum Glück wegen ihres, nicht eben vortheilhaften Rufes in der Familie nicht zugelassen, doch blieb darum Emil von Waldheim von seinen Kollegen nicht ganz unbeachtet. Während einer Pause kam ein Schwarm erhitzter aufgeregter Tänzer und besetzte Emilien's Ecke. Es fielen einige Neckereien und spöttische Fragen. Aber ihr stolz gleichgültiges Wesen hatte derlei Waffen längst ziemlich unwirksam zu machen gewußt. Die jungen Leute begannen nun die anwesenden Mädchen zu kritisiren, anzüglich über einige derselben zu witzeln und derbe, zweideutige Späße zu machen. Baron Isendorf, der ebenfalls in der Nähe stand, verwies die Redner, indem er es vermied, auf Emilien

zu blicken. „Pah, wir sind ja entre nous⁷ — ganz unter uns,“ hieß es und der angeschlagene Ton ward frisch fortgesetzt. Entrüstung machte Emiliens Wangen brennen. Aber sie faßte sich. „Meine Herren,“ sagte sie ernst, „Sie sollten diesen Ton für die Kneipe aufsparen, aber nicht mit demselben die Gäste dieses Hauses kritisiren, welches Sie auch nur in gleicher Eigenschaft betreten haben.“ — Zsendorf und Hiller stimmten lebhaft bei und ein Wortstreit über die Verächtigung des Thema's ließ daselbe verloren gehen. Die anhebende Walzer-Introduction trieb die Gruppe auseinander und Emilie war wieder allein. Da trat Professor Seeborn aus der benachbarten Fensternische und schritt an ihr vorüber. Er mußte das Vorhergehende gehört haben, denn sein eigenthümlicher, mitleidiger Blick traf Emilien, das junge Mädchen kannte diesen Blick, er hatte schon oft ihr Herz pochen gemacht. Seeborn's Benehmen gegen sie machte immer einen tiefen Eindruck auf ihr empfängliches Gemüth, welches sich mit Liebe und Hochachtung zu dem edlen Manne hinneigte. Sie fühlte nur zu wohl, daß er ihr Geheimniß ahnte, daß es für ihn kein Geheimniß sei. Diese freundliche liebevolle Schonung, die er ihr im Privatverkehr angedeihen ließ, er hätte sie wohl nicht für einen gewöhnlichen gleichgiltigen Schüler gehabt und dann wieder der leise Ton der Mißbilligung, des sanften Vorwurfes, den sie aus seinen Worten und Blicken herausfühlte, das ängstlich prüfende Anschauen im Hörsaal, sie verstand es Alles und es ging ihr tief zu Herzen. Nur im Lehrsaal vermochte sie seinen Blick auszuhalten, dann dachte sie an nichts anderes, als an den vorgetragenen Gegenstand, aber wenn sie bei sonstigen Gelegenheiten diesem Blick begegnete, machte er sie wider Willen erröthen. Sie versank in Nachdenken über dieses Verhältniß, über ihre Lage. In solchen Stunden, wo sie ihrer eigentlichen Thätigkeit entrückt war, wurde ihr ihre Verkleidung zur Qual. Denn die ungebrosenste Natürlichkeit war ein Grundzug in Emiliens Wesen. Wenn auch der Charakter und die Geistesrichtung des jungen Mädchens ungewöhnlich waren, so entsprangen sie nichtsdestoweniger aus ihrer innersten Natur und sie war sich kaum bewußt, etwas Ungewöhnliches zu thun, wenn sie den spontanen Eingebungen ihres Innern folgte. Die Freiheit von

jeder Vorherbestimmung, von jedem Vorurtheil, von jedem äußern und innern Zwang, in der sie erzogen worden, hatte so des jungen Mädchens eigenthümliche Natur in ihrer unbefangenen Naivetät erhalten. Darum fiel Emilien ihre Rolle so schwer, weil sie nur im Lehrsaal sich so geben konnte, wie sie wirklich war. Eben seufzte sie schwer auf, da sagte eine freundliche Stimme neben ihr: „Emil, hörst Du denn nicht?“ Es war Baron Zsendorf. „Verzeih, daß ich Dich störe,“ sagte er rücksichtsvoll zurückweichend, als Emilien's dunkle Augen erschrocken zu ihm aufschauten. Es war ein eigenthümliches Verhältniß zwischen diesen Beiden. Der junge romantisch empfindende Baron fühlte ein begeistertes Interesse für Emil von Waldheim, wollte aber aus Schonung diesem nie merken lassen, daß er seine Maske durchschaut. Und doch fiel er, sowie er in Emilien's Nähe trat, alle Augenblicke aus seiner Rolle und behandelte sie unwillkürlich als das, was sie wirklich war, ein schönes, bewunderungs- und liebenswürdiges Mädchen. Doch sie „Du“ und „Emil“ zu nennen, hatte er sich erlaubt und diese Freiheit schien seinem romantischen Sinn hoch willkommen. Emilie war sich kaum bewußt, daß auch sie Zsendorf längst nicht mehr als Collegen behandelte, sie kam ihm, unsicher wie sie durch sein Benehmen war, mit einer scheuen stolzen Zurückhaltung entgegen, welche der junge Edelmann unter andern Verhältnissen gewiß nicht so ruhig ertragen hätte. Nur manchmal flammte in ihr ein freundliches Vertrauen zu seinen Gesinnungen auf, und indem sie ihm Ausdrücke gab, fesselte sie den schwärmerischen Freund mit neuen Banden an sich. „Das kleine Fräulein vom Hause,“ sagte Zsendorf lächelnd, „schießt mich zu Dir, um darüber Klage zu führen, daß Du Dich angeblich gar nicht um sie bekümmerst.“ Er legte Emilien's Arm leicht in den seinen und führte sie zu ihrer jungen Freundin. Diese empfing sie mit tausend schmollenden Vorwürfen, daß Emil nicht einmal getanzt habe, daß er sich langweile und sich nicht um sie bekümmere. Trotz der Einsprache der Mama behandelte Julie den jungen Hausfreund noch immer mit kindlich vertraulicher Unbefangtheit. Sie konnte nicht anders, obgleich sie gegen die andern Studenten schon die spröde Dame herauszufehren verstand. „Glauben

Sie, Herr Baron," sagte das geist- und lebenssprühende Kind zu Zsendorf, „daß dieser Emil nur lachen kann? Und er kann es doch, ich habe es gesehen. Nein, heute können Sie es nicht, Emil, geben Sie sich keine Mühe.“ Emilie hatte in der That gelächelt, aber es war ein ziemlich ernstes, ja wehmüthiges Lächeln. Ernste schwere Gedanken zogen durch ihre Seele und stachen seltsam ab von dem heitern Getriebe ihrer Altersgenossen, welches sie umgab. „Nein, ich kann nicht tanzen, Julie, glauben Sie mir, ich kann es nicht,“ beschwichtigte sie das in sie dringende Mädchen, wie man ein Kind zur Ruhe bringt. „Ich finde doch auch Freude an ernstern Dingen,“ schmollte diese; „aber ich tanze darum doch für's Leben gern. Aber Sie wollen ganz Ihren Onkel nachahmen und haben doch keine grauen Haare noch lange nicht. Warten Sie doch, bis Sie selbst Onkel sind, Emil!“ — „Abgesehen davon, daß dies Letztere wohl nicht leicht geschehen wird,“ lächelte Emilie, „so habe ich indessen, wie mein Onkel, das Tanzen und derlei Dinge aufgegeben, weil ich viel Ernsteres zu thun habe. Ich will und kann es nicht ändern, liebe Julie.“ — „Armer Emil,“ sagte das junge Mädchen theilnahmsvoll. „Armer — räthselhafter Emil,“ sagte Zsendorf leise, „warum haben Sie Ihre schöne süße Jugend aufgeopfert!“ „Ich habe sie darum nicht verloren,“ erwiderte Emilie ernst und ein fromm ergebener Blick schweifte über ihre lachenden und tanzenden Altersgenossen hin. Ja sie fühlte es, sie hatte ihrem großen Ziele die sorglos heitere tändelnde Jugend hingeopfert, aber sie hatte unvergängliche Güter dafür eingetauscht.

Julie wurde von einem Tänzer entführt. Zsendorf hing an Emiliens träumerischen Blicken und sann, was in dieser räthselhaften Seele vorgehen mochte. „Wir Beide haben wohl gleich wenig Sinn für diese Fröhlichkeit,“ sagte er dann, Emiliens Wunsch zuvorkommend, „wir wollen uns unter irgend einem Vorwand entfernen, wenn Du willst, Emil!“ — „Ach, thun wir das,“ rief dieser erleichtert und faßte seinen Arm. Sie schickten sich an, ihr Vorhaben auszuführen, wurden aber durch eine, von dem Nebenzimmer, wo die älteren Gäste versammelt waren, ausgehende Bewegung verhindert, die sich unter die Tanzenden fortpflanzte und diese innehalten

ließ. Eine fremde Dame, begleitet von einigen der Professoren und dem Herrn des Hauses, war eingetreten. Es schien ein Mädchen im Alter von ungefähr sechs- bis achtundzwanzig Jahren, deren Aeußeres einen ungewöhnlichen, scharf geprägten Charakter trug. Ihre hohe, kräftige Gestalt war in auffallend einfache, dunkle, mehr zweckmäßige als anmuthige Kleider gehüllt; die dunkelblonden Haare kurz verschnitten, hielt sie den Kopf etwas zurückgeworfen, während ihre festen schönen Züge durch einen, wie es schien, von Lust und Wetter leicht gebräunten Teint ein noch charakteristisches Gepräge erhielten. Ihre großen blauen Augen fesselten durch ihr rücksichtsloses Umschweifen und unbeirrbares Fixiren sogleich die Aufmerksamkeit, ebenso wie ihre unschönen, derben und hastigen Bewegungen. Auch ihre langen, raschen Schritte, ihre selbstbewußt gleichgiltige schroffe Miene, der Totaleffect ihres ganzen Wesens, zeigte durchaus etwas Männliches. Die Fremde schritt auf die Frau des Hauses zu, welche eben beschäftigt war, ihr erhitstes Töchterchen gegen einige zudringliche Tänzer zu vertheidigen und man hörte im ganzen Zimmer die laute Stimme der jungen Dame, mit der sie erzählte, sie sei vor einer Stunde angekommen, im Gasthose abgestiegen, habe nach eingezogenen Erkundigungen von dem heutigen Feste vernommen und sich deshalb eingestellt, um ihre Bekannten alle gleich zu begrüßen. Hierzu schien in der That ein großer Theil der Anwesenden zu gehören, welche die Angekommene in lebhafter Weise umdrängten. Besonders waren es einige der jüngeren Professoren, welche die Dame in ziemlich drastisch-kameradschaftlicher Weise begrüßten. „Wer ist diese Erscheinung?“ hatte sich Niendorf sogleich fragend an Hiller gewendet. „Es ist Fräulein Ammon, die Schwester des gleichnamigen Professors,“ erwiderte dieser und wunderte sich, daß der eigenthümliche Ruf der Genannten noch nicht bis zu dem Frager gedrungen. Emilie erinnerte sich einmal, von Ammon und Seeborn über sie sprechen gehört zu haben und Hiller machte nun bereitwillig einige Mittheilungen über die Dame. Die beiden Geschwister Ammon waren sehr vermögend und früh verwaist. Die bedeutend jüngere Schwester Linda stand unter der Vormundschaft des Bruders und war mit diesem und einer alten Verwandten hierhergekommen, als

Ammon seine Thätigkeit als Privatdocent begann. Das junge, schöne und hochbegabte Mädchen zeigte früh eine große Neigung zur Unabhängigkeit und zu einem ungebundenen Leben, ihr herrischer und eigensüchtiger Bruder hielt das lebhaftes Geschöpf jedoch mit eiserner Hand nieder und reizte dadurch ihre Widersetzlichkeit und ihre eigensinnige Beharrlichkeit auf das Aeußerste. Ein inniges Verhältniß, welches sie mit Professor Seeborn anknüpfte, blieb auch ohne weiteren mildernden Einfluß auf ihren Charakter, obgleich man annahm, daß sie ihm heimlich zugethan sei. Doch Seeborn bestand darauf, daß seine Braut von ihrem unweiblichen und excentrischen Gebahren abstehe, Linda hielt ihn für einen Verbündeten des Bruders und gerieth in Zwistigkeiten mit ihm, die zu einem entschiedenen Bruche führten. Seeborn vermählte sich mit einer Jugendspielin, einem lieben sanften Wesen. Diese Kränkung brachte in Linda vollends den Dämon zum Durchbruch. Sie wollte beweisen, auch ohne männlichen Schutz und männliche Liebe leben zu können und sie wollte es wie ein freier unabhängiger Mann. Bis zu dem Zeitpunkt ihrer Mündigkeitserklärung lebte sie in ununterbrochener Fehde mit ihrem Bruder, und als jene erfolgte, gebrauchte sie ihre Freiheit in unumschränktem Maße. Sie zog von dem Professor weg und lebte für sich allein, indem sie selbst den Schutz ihrer alten Verwandten von sich wies, einer bedauerungswürdigen alten Jungfer, die von beiden Geschwistern verstossen, vereinsamt und ärmlich dahin vegetirte. Linda genoß nun nach ihrer Weise das Leben. Sie besuchte allein alle öffentlichen Orte, knüpfte frei nach eigenem Belieben Bekanntschaften an, empfing alle Besuche bei sich, trieb auch etwas Schriftstellerei u. dgl. Niemand konnte jedoch ihrer Sittenreinheit einen begründeten Makel anheften, obgleich sie das, was man für eine Frau als anständig erachtet, rücksichtslos mit Füßen trat und ihren Ruf der Jama vollständig preisgab. Seeborn war indessen nach kurzer Ehe Wittwer geworden, und trat mit Linda wieder in oberflächlicheren Verkehr. Welches Verhältniß eigentlich zwischen ihnen obwaltet, weiß man nicht zu sagen. „Vor zwei Jahren ungefähr begab sich Fräulein Ammon auf Reisen, natürlich ganz allein. Sie hielt sich an den interessantesten Orten Deutschlands länger oder

kürzer auf, ihre gewohnte Lebensweise fortsetzend. Sie wollte angeblich die Welt kennen lernen. Nun ist es fast ein Jahr, seit sie sich in Ihrem Heimatsorte — Hiller wandte sich an Emilien — aufhält, wo sie sich sehr wohl fühlen soll. Welchem Umstand wir den heutigen überraschenden Besuch zu danken haben, weiß ich nicht zu sagen," schloß der Erzähler.

Emilie hatte schweigend zugehört und beobachtete Linda's Erscheinung und Benehmen. Sie sah, wie die junge Dame mit den anwesenden Herren frei und ungebunden verkehrte, wie sie ungenirt unter denselben umherging, bald diesen, bald jenen anredend oder auch auf die Schulter klopfend, sie hörte, wie sie mit ihrer lauten harten Stimme rückhaltslos und schroff in den derbsten Ausdrücken über alle Conversationsgegenstände absprach. Und doch war nichts in ihrem Wesen, was man hätte herausfordernd oder gefallsüchtig nennen können, im Gegentheil, Linda schien sich auch dieser weiblichen Eigenschaften entledigt zu haben, aber es machte nichtsdestoweniger einen höchst unangenehmen Eindruck, die junge Dame in so kameradschaftlich nonchalantem Tone mit den Männern verkehren zu sehen. Emilie war dies trotz ihrer Männerrolle noch kaum vorgekommen, da sie sich mit der unerschütterlichsten Consequenz von allem gesellschaftlichen Verkehr mit ihren Collegen fern gehalten. Ach, sie begriff nur zu wohl, was Seeborn gemeint, als er behauptet, das öffentliche Leben sei der Ruin für zarte Weiblichkeit. Ja, in Bezug auf ein solches öffentliches Leben hatte er Recht! — Fräulein Linda Ammon sprach eben mit großem Enthusiasmus von ihrem jetzigen Wohnort, mit dessen Verhältnissen und bedeutenderen Persönlichkeiten sie sich durchaus vertraut zeigte. „Du findest unter den heutigen Besuchern dieses gastlichen Hauses zwei, welche N. eigentlich ihre Heimat nennen," sprach Professor Ammon, der nunmehr in kalter gleichgiltiger Weise seiner Schwester begegnete, „es ist Professor Herrmann und sein Neffe." Ammon sah sich in dem Raume um. „Der Professor ist nicht visibel," meinte er, „unser werther College steckt jedenfalls in eine wissenschaftliche Discussion mit einem Gesinnungsgenossen vertieft, in irgend einem beschaulich stillen Winkel. Aber da haben wir ja seinen Neffen, den schönen Emil! Du kannst

sogleich seine Bekanntschaft machen.“ Er wies mit behaglichem Lächeln auf Emilien. Linda wandte sich um und fixirte den Bezeichneten. Ein prüfender Blick in das schöne zarte mädchenhafte Antlitz und es bedurfte nicht des Zusammentreffens des Ortsnamens, um ihr klar zu machen, wen sie vor sich hatte. Seeborn's Brief stand deutlich vor ihrem Gedächtnisse, obgleich sie so lange gezögert hatte, dem darin ausgesprochenen Wunsche zu folgen. Die beiden Mädchen standen sich gegenüber, der neugierige, rücksichtslos forschende Blick Linda's begegnete dem stolzen, mißbilligenden Emiliens. Linda knüpfte in der ihr eigenen ungebundenen Weise mit Emilien ein Gespräch über die Residenz an, indem sie sich erkundigte, wie lange jene von dort schon abwesend sei u. s. w. Die Studenten drängten sich neugierig herbei, um Zeugen zu sein, wie ihr schüchternen Collegen vor der herausfordernden Dame bestehen würde. Ammon stand mit entzücktem Lachen dabei, und schien sich an der Confrontation der beiden Emancipirten höchlichst zu ergötzen, indem er Seeborn fortwährend anstieß, welcher Letzterer die beiden Mädchen mit schmerzlichen, fast finstern Blicken fixirte. Emilien war das Ganze wahrhaft qualvoll, zum ersten Male schämte sie sich ihrer Männerkleider bis in die tiefste Seele, dieser Kleider, welche sie scheinbar noch unter die unweibliche Linda stellten, sie schämte sich vor ihr, sie schämte sich vor Seeborn, vor Ammon, vor sich selbst. Kurz, tonlos und ablehnend antwortete sie auf Linda's Fragen, während ihre Wangen im tiefsten Purpur brannten. Jene begann endlich laut zu lachen. „Ich glaube, Sie sind noch immer consternirt, mein Herr,“ rief sie, „daß ich mir so ohneweiters die Freiheit nahm, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie müssen sich bei mir an solche horrible Neuerungen gewöhnen. Ich sehe nicht ein, warum eine Dame durchaus nur mit dem vorlieb nehmen soll, was ihr zufällig — vorgestellt wird. Ich nehme für mich das Recht in Anspruch, mit meinen Mitmenschen nach m e i n e m Belieben zu verkehren. Honny soit qui mal y pense!“ Linda warf bei diesen Worten stolz den Kopf zurück und fixirte die Nächststehenden mit kalten Blicken. Dann fuhr sie zu Emilien gewendet fort: „Ich hätte betreffs Ihrer Heimat Manches mit Ihnen zu besprechen. Würden Sie mir den Gefallen thun, mich

morgen in meinem Hotel zu besuchen?" — Emilie erröthete für Linda, denn sie fühlte, welchen Eindruck diese freie Einladung auf die anwesenden jungen Männer machen würde. Sie sah ihre neue Bekannte mit erschrocken vorwurfsvollem Blick an und erwiderte schüchtern: „Wenn Sie es wünschen.“ — Die Beiden boten in diesem Augenblick ein seltsames Schauspiel, Emilie trotz ihrer Männerkleider scheu und zurückhaltend in ihrem ganzen Wesen, das zarte Antlitz von jungfräulichem Stolze und mädchenhafter Keinheit befeelt, Linda mit den kalten unbewegten Blicken und Mienen, die es längst verlernt zu haben schienen, vor irgend etwas Scheu zu tragen. Jeder der Anwesenden fühlte unklar, daß hier die beiden Geschlechter ihre Rollen vertauscht zu haben schienen. „Gut, ich rechne auf Sie,“ sagte Linda noch, der viel daran gelegen war, mit Emilien in nähern Verkehr zu kommen, und sie gab ihre Adresse an. Dann wandte sie sich ruhig ab. Allsobald brach der Sturm unter den Studenten los. Die eigenthümliche Constellation, daß die letzte junge Dame sich gerade den schlichternsten und scheuesten ihrer Collegen ausgesucht und ihn so auffallend mit ihrer Gunst beglückt, das war ein zu dankbarer Stoff für Neckereien und Spöttereien. „Eine solche Dame mußte über Waldheim kommen, 's ist eigentlich eine Wohlthat für ihn, so ein moralischer Zwang! Aber was wird er mit der Emancipirten anfangen? wie wird er bestehen? das müssen wir erfahren!“ so schallte es durcheinander. Spöttereien und Neckereien waren eine Waffe, die Emilie längst zu fürchten aufgehört, aber ihr war, als träfen die Anzüglichkeiten, die über Linda Ammon laut wurden, zugleich ihre Person. Stolz und unbewegt sagte sie mit dem Ausdruck der Ueberlegenheit: „Sie wissen, meine Herren, ich habe keinen Sinn für das, worauf Sie hinzudeuten scheinen. Glaubt sich Einer von Ihnen dazu berufen, die Dame dahin zu bringen, daß sie die Sitte nicht mehr herausfordert, so will ich ihm gerne die mir von Fräulein Ammon zugewandte Gunst so viel als möglich cediren. Wenn nicht, so bitte ich aufrichtig, lassen Sie mich mit der Erinnerung an die eben stattgehabte Scene unbehelligt.“ — Gegen diese ernstern Worte wußte Niemand recht einen Einwand und die Unterhaltung wurde ruhiger. Gleich darauf erging

der Ruf zum Souper und Emilie hatte nun keine Gelegenheit mehr, sich, wie sie gewünscht, früher zu entfernen. Sie brachte den Rest des Abendes fast ausschließlich damit zu, Linda Ammon zu beobachten, während Gefühle der bittersten Art ihre Brust erfüllten. „Dahin kann die Freiheit der Frau führen,“ sagte sie sich immer wieder, „dahin kommt ein hochbegabtes, vielleicht recht edel denkendes und fühlendes weibliches Wesen durch die heilige Freiheit, sie kommt dahin, aller zarten Sitte Hohn zu sprechen und den Cultus des Schönen und Anmuthigen auf immer zu begraben. Mein Gott, soll ich auch einmal so werden? Dann will ich lieber gleich heimkehren zu meinem Vater und die Schwelle des Hauses nimmermehr überschreiten!“ —

Ammon machte noch einige vergebliche Versuche, Emilie und Linda zu seiner Augenweide zusammenzubringen, aber Emilie verharrte mit Erfolg unter dem Schutze der äußersten Zurückgezogenheit. Das heitere Fest dauerte indessen bis tief in die Nacht hinein. Die Geschwister Ammon, Seeborn und Professor Herrmann mit Emilien traten zusammen den Heimweg an. Herrmann und Seeborn steckten in einem wissenschaftlichen Gespräche fest, die beiden Geschwister disputirten. Linda wollte allein den Weg in ihr Hotel zurücklegen, aber Ammon rief lachend einen Wagen an, der zugleich auch ihn und Seeborn nach ihren, in der Route liegenden Wohnungen bringen sollte. „Sei nur nicht zu kühn mit Deinen Emancipationsbestrebungen,“ sagte der lebenswürdige Bruder laut genug, um von Emilien verstanden zu werden. „Du solltest sie je eher, je besser aufgeben. Du hast Dir Deinen Teint auf Deinen Reisen viel zu sehr verderben lassen, Du hast Deine Schönheit zu wenig menagirt, meine theure Schwester! Um die Rolle einer Emancipirten mit einigem Erfolg zu spielen, dazu gehört so ein allerliebstes rosiges Kärvchen, so ein paar dunkle, prachtvoll schmachtende Augen, das macht die Sache doch ein wenig interessant! — Doch steigen wir ein! Gute Nacht, werther College! — Ah — a — a — ah! Sie sind ja auch da, Herr Emil, nun gute Nacht, Sie schöner Jüngling!“ —

„Nun, Emil,“ sagte Herrmann zerstreut, „bist Du nicht auch froh, daß wir aus dem Getümmel wieder in unsere stillen vier Wände gelangen? Komm, mein Sohn!“

Siebentes Capitel.

Emilie und Linda.

Emilie kämpfte lange mit sich, ob sie der Aufforderung Linda Ammon's Folge leisten und dieselbe in ihrer Wohnung aufsuchen sollte. Doch hatte sie eigentlich keinen Grund dagegen geltend zu machen, als ein heimliches Gefühl des Widerwillens, welches zu bekämpfen die Klugheit gebot. Sie trat daher den Gang an. Sie hörte, im Hotel angekommen, den Diener, der sie bei Fräulein Ammon melden sollte, lachend zu dem Stubenmädchen sagen: „Schon wieder Einer und ein blutjunges Bürschlein!“ — In der That fand sie, als sie bei der Dame eintrat, Herrenbesuch vor. Emilie kannte flüchtig den hübschen, als geistreich bekannten Privatdocenten Dr. Kleemann, der sich besonders durch seine aristokratischen Allüren hervorthat. Fräulein Linda schritt in nachlässiger Haltung mit dem jungen Herrn, der mächtig eine feine Cigarre dampfte, im Zimmer auf und ab; sie waren in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Linda begrüßte leicht und ungenirt die betroffene Emilie und deutete nachlässig auf einen Sessel. Der Docent nickte dem allgemein beliebten Schüler freundlich zu und machte einige scherzhaft verwunderte Bemerkungen über dessen Erscheinen, indem er zugleich in wohlwollenden Worten seinen ausgezeichneten Ruf als Student hervorhob. Linda prüfte lächelnden Blickes die stumme verschüchterte Emilie, die von der seltsamen Situation unangenehm berührt, gedrückt dasaß. Sie hörte nun schweigend zu, wie die Beiden ihr Gespräch fortsetzten und sie mußte anerkennen, daß Linda ein überraschend klares, originelles Urtheil zeigte, wie es nur die eingehende Kenntniß von Personen und Zuständen mit sich bringt. Sie tauschten ihre Ansichten über die hiesige Universität aus und zwar in rüchhaltsloser, ungenirter Weise, wie ungefähr zwei Collegen

Endlich schickte sich der Docent zum Gehen an und Emilie horchte verdugt, wie er das Fräulein sans façon einlud, seinen Besuch bald zu erwiedern und wie Linda dies unbefangen in Aussicht stellte. Dann schüttelten sie sich die Hände und der Besuch schied, von dem Fräulein bis vor die Thüre geleitet. Linda kehrte zurück, constatirte mit Vergnügen, nun mit ihrem jungen Gaste allein zu sein und ließ sich mit sichtlichem Vergnügen neben Emilien nieder, welche letztere sie mit einem nicht zu unterdrückenden Gefühl des Mißfallens betrachtete. Linda wiederum mit ihrem weltkundigen, sichern und selbstbewußten Wesen hatte für Emilien keine andere Empfindung als ein neugieriges Interesse und deren deutliches Mißfallen und Betroffensein hatte sie bisher nur ergötzt. „Sie haben meine Anwesenheit gewünscht,“ sagte Emilie kalt und fragend. „Mein Wunsch scheint Sie auch allein zu mir geführt zu haben,“ gab Linda lächelnd zurück. „Sie zeigen mir mit merkwürdiger Unverhohlenheit, daß Sie mir nur sehr ungern diese Stunde schenken. Fühlen Sie sich vielleicht nur unter Ihren Studiengenossen wohl?“ „Mein Leben beweist täglich, daß nichts weniger als dies der Fall ist,“ sagte Emilie ruhig, „aber ich hege nur die Befürchtung, daß Ihre freundliche Unterhaltung mit mir Ihnen durchaus nichts Interessantes und Anregendes bieten wird.“ „Das wird sich zeigen,“ erwiderte Linda obenhin, „Sie sind allzu bescheiden.“ „Sie erweisen mir zu viel Ehre,“ sagte Emilie stolz, „ich bin vielleicht nicht so sehr bescheiden, als Sie zu glauben scheinen, mein Fräulein. Ich bin nur im Vorhinein so ziemlich überzeugt, daß mein Wesen, meine Art und Weise Ihren gewohnten Anforderungen nicht entsprechen wird.“ —

Emilie fiel, ihren mißfälligen Gefühlen Ausdruck gebend, so ziemlich aus ihrer Rolle. Linda Ammon sah gereizt auf. „Ich weiß nicht, wo Sie eigentlich hinauswollen,“ sagte sie scharf. „Klingt es doch fast, als machten Sie sich eine Ehre daraus, meinen Anforderungen nicht zu entsprechen. Was veranlaßt Sie denn, meinem freundlichen Entgegenkommen so zu begegnen?“ — „Ich weiß zwar nicht, welchem Umstand ich dasselbe zu verdanken habe,“ sprach Emilie mit ernster Betonung, „doch bin ich gewiß dankbar dafür.“

Aber verzeihen Sie mir eine Offenheit, die mir Bedürfniß ist und mit welcher ich Ihnen gestehe, daß der Eindruck, den ich durch Ihre Bekanntschaft empfing, ein Befremden in mir erregte, welches ich noch nicht überwunden habe.“ Linda lachte spöttlich. „Ei, fassen Sie Muth und sagen Sie nicht gar so zaghaft „Befremden“, wo ich wohl schon stärkere Ausdrücke zu hören bekam. Ich verstehe Sie indessen wohl recht, wenn ich annehme, daß Sie sich durchaus nicht gedrungen fühlen, den Verkehr mit mir fortzusetzen?“ — „Nein mein Fräulein, Sie haben mich nicht richtig verstanden,“ sagte Emilie ablehnend, „ich werde Ihr gütiges Entgegenkommen dankbar annehmen und habe keinen Grund, Ihre Gesellschaft zu meiden. Ich fühle mich nur lebhaft gedrängt im Interesse der Sitte, meinen Gedanken Ausdruck zu geben.“ — „Ach so!“ rief Linda bitter, „Sie machen die Sitte, die heilige Sitte geltend! Und ich denke hierin wieder entgegengesetzt. Ich glaube die Verletzung der Sitte nur vor mir allein verantworten zu müssen und wüßte nicht, welches Interesse die Allgemeinheit an diesem Umstand zu nehmen hätte.“ „Sie irren,“ rief Emilie voll Feuer, „die Frauen z. B. sind nur zu sehr bei einer Verletzung der Sitten von Seiten einer Einzelnen in Mitleidenschaft gezogen. Denn man legt einer derartigen Uebertretung dann allen, nach einer edlen erlaubten Selbstständigkeit strebenden Frauen zur Last.“ — „Das geht zu weit,“ fiel Linda hier heftig ein, indem sich ihre Stirne runzelte, „und das wagen Sie mir zu sagen, Sie!!!“ — Sie fixirte Emilien mit durchbohrendem Blicke, die groß und fragend zu ihr aufschaute. „Sie haben kein Recht, mir derlei Vorwürfe zu machen,“ fuhr Linda fort und indem sie Emilien leicht auf die Schulter schlug, sagte sie barsch: „Sie sind ein Mädchen!“ „Ja, ich bin ein Mädchen,“ rief Emilie, während die innere Erregung und der Schrecken ihre zarten Wangen in brennende Röthe tauchte, „ich bin ein Mädchen, aber ich habe eben das Recht, so zu Ihnen zu sprechen.“ Linda lachte spöttlich. „Eigenthümliche Begriffsverwirrung!“ rief sie, „wenn es mir meine Augen nicht bezeugten, würde ich nicht glauben, daß Sie in Männerkleidern vor mir stehen und die Rolle eines Studenten unter Studenten spielen. Wäre ich so für die Moral und die allgemeine

Sitte besorgt wie Sie, müßte ich Sie sogleich bei der medicinischen Facultät entlarven und dafür sorgen, daß der Student Herr von Waldheim unter die häusliche Zucht zurückversetzt wird.“ — „Sie können die über mich errungene Gewalt gebrauchen, wie Sie wollen,“ erwiderte Emilie, „ich habe jedoch den Trost des Bewußtseins, daß ich, nur um ein hohes Ziel zu erkämpfen, mich der Sphäre der Weiblichkeit vorübergehend entrückte. Nie habe ich freiwillig der Sitte, die der Frau heilig sein soll, nie habe ich sie aus muthwilliger Lust verletzt. Aber,“ fuhr sie leiser, schmerzlich bewegt fort: „es ist ein bitterer Schmerz für mich, daß der Erste, der so schonungslos und feindlich mit meinem Geheimniß verfährt, daß es — eine Frau ist. Es ist dies der traurigste Augenblick, den mir meine schwere Aufgabe bisher gebracht.“ —

Emilie vergrub ihr Antlitz in den Händen. Linda trat dicht an sie heran und betrachtete sie mit schnell erwachter Theilnahme. „Sie sind ein thörichtes Kind,“ sagte sie nach einer Pause in milderem, freundlichem Tone. „Worüber klagen Sie denn? Sie mögen denn wissen, daß ich Ihnen durchaus nicht feindlich gesonnen bin, sondern daß ich im Gegentheil die wärmste Theilnahme und Sympathie für Sie hege. Sie haben meine augenblickliche Schroffheit selbst provocirt und doch hatte ich die beste Absicht, als ich Sie mit der entsetzlichen Wahrheit, daß Sie ein Mädchen sind, und noch dazu ein recht thörichtes, zaghaftes und weichmüthiges Mädchen, niederschmetterte. Ich fühle mich nämlich versucht, Ihnen einige gute Lehren zu geben, damit Sie Ihre Aufgabe mit mehr Erfolg ausüben können. Es ist eine prächtige Idee von Ihnen, unter einer Männermaske zu studiren, und ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu diesem genialen Coup. Aber, mein liebes Kind, Sie fassen die Sache ganz und gar nicht richtig an. Sie erröthen ja noch alle Augenblicke! — Mein Gott, das geht nicht, Sie müssen Ihre Gefühle mehr beherrschen. Um die Wahrheit zu gestehen, war ich allerdings in Ihr Geheimniß eingeweiht, ehe ich hierher kam, aber ich stehe dafür ein, ich hätte Sie alsbald als das erkannt, was Sie sind. Ich will nicht davon sprechen, daß Sie etwas gefährlich hübsch und zart sind, aber Sie verrathen an allen Ecken und Enden Ihre

weibliche Natur. Glauben Sie denn, ein wirklicher Student hätte mich mit der stolzen Entrüstung angeblickt, mit der Sie mir gestern entgegentraten? Daß Sie bisher wirklich für einen Jüngling gehalten wurden, kann ich nur dem Umstand zuschreiben, daß Sie so tüchtig im Studium sind und man dies einem Mädchen, leider Gottes! nie zutrauen würde. Aber Sie werden sich mit Ihrem ewigen Erröthen und anderen Zeichen von Schwäche Ihre Sache nächstens verderben, glauben Sie mir! — das wäre mir selbst herzlich leid und deshalb möchte ich Ihnen ein wenig beispringen. Ich kenne die Welt und die Männer, und ich weiß, wie man Beide behandeln muß. Wenn Sie handeln wollen, wie ein Mann, müssen Sie auch den Muth haben, das zu sein, was man von Ihren Kleidern erwartet.“ — Emilie saß noch immer da, mit der schmerzlichsten Bewegung ringend. Die ganze Begegnung mit Linda, besonders aber ihr barsches Wesen hatte sie tief verletzt und deren letzte Worte trafen Emiliens Herz am empfindlichsten. Es war wieder eine der Stunden gekommen, wo ihre Aufgabe, ihre Männerrolle sie mit verzweiflungsvoller Angst erfüllte und eine beklemmende Bangigkeit ihre jungfräuliche Seele quälte. Und konnte Linda nicht Recht haben? Ja, die Wahrheit ihrer Worte leuchtete ein, aber Emilie konnte nicht vor- und nicht rückwärts und von Neuem preßte das beängstigende Weh ihre Brust zusammen. „Ich danke Ihnen für Ihren wohlmeinenden Rath,“ sagte sie leise mit gepreßter Stimme, „aber mein eigentliches Streben war bisher mit Erfolg gekrönt, d. h. meine Studien nahmen ihren ungestörten Fortgang. Es wäre schrecklich, wenn mir dieses fernerehin nicht gelingen könnte, aber ich kann und darf mich nicht weiter auf eine Rolle einlassen, die mir zur Qual wird. Würde ich mich auch in meinem Wesen der mir aufgedrungenen Kleidung anpassen können, ich vermöchte meinem Vater — und — denen, die mir theuer sind, nicht mehr in die Augen zu sehen!“ — Linda betrachtete mit halber Theilnahme die tiefschmerzliche Bewegung in dem Antlitz des jungen Mädchens, sie faßte ihre Hand, ließ sich dicht an ihrer Seite nieder und sprach eindringlich: „Sie müssen sich von solchen hergebrachten Anschauungen zu emancipiren wissen, mein liebes Mädchen, Ihr Ziel ist einer

solchen Anstrengung schon werth. Was man die zarte Weiblichkeit nennt, ist eben eine mit Pietät betrachtete, durch das Herkommen geheiligte Fabeli. Wenn die Frau nur sonst ihre Ehre zu wahren weiß, und nach den rein menschlichen Gesetzen der Moralität handelt, so hat sie damit Alles gethan, ob sie weiter dem Firtlesanz der Sitte anhängt, oder nicht. Es wäre sehr zu beklagen, wenn Sie solchen unmaßgeblichen Neuzerlichkeiten eine Aufgabe aufopfern wollten, die von so hoher Bedeutung ist. Sie wollen an dem Leben der Menschheit ordentlich Theil nehmen, Sie wollen sich eine Stellung in der Welt erringen, Sie haben Recht, tausendmal Recht! Aber indem Sie den Männern unverdiente Privilegien entreißen, müssen Sie sich stark zeigen, Sie müssen Ihre Empfindungen beherrschen und den Männern durch rücksichtsloses energisches Durchgreifen, durch ein ganz ungebundenes Gebahren imponiren. Das ist, glauben Sie meiner Erfahrung, eine unabweisliche Nothwendigkeit!" —

"Dann würde ich ihr wohl erliegen," sagte Emilie traurig und sie dachte, wie immer, wenn sie litt, mit leidenschaftlicher Sehnsucht an ihren Vater und an Konrad Linden. Sie bemerkte es kaum, daß zwei helle Thränen sich unter ihren langen Wimpern hervor-drängten. — Aber Linda bemerkte sie und schlug mitleidig die Hände zusammen. "Thränen sogar!" rief sie, "ach Sie, haben noch viel zu lernen, mein Kind! — Ich sah es den schönen Augen, welche meinen Herrn Bruder so sehr interessiren, gleich an, daß sie mit dem bitteren Raß nur zu bekannt seien. Die Thränen müssen sie verlernen, meine Kleine! — Sehen Sie, ich habe seit meiner Kindheit nicht geweint, obgleich mein Herz auch manchmal blutete. Anfangs drängte ich meine Thränen zurück, weil diejenigen, die mich tyrannisirten, dieselben nicht sehen sollten und dann versiegten sie allmählig von selbst. Man darf nur seinen Gefühlen nicht so hingebend nachhängen und das scheinen Sie mir zu thun. Sie müssen sich auf das Leben vorbereiten, indem Sie Ihren Charakter befestigen, Sie müssen vor Allem fleißig mit Menschen, besonders mit Männern verkehren, frei, muthig, rüchhaltslos, mit dem hervortretenden Bewußtsein der Gleichheit — doch was flüstern Sie da wieder — Sie schämen sich der Männerkleider? Mein Gott,

welche Kinderei! — Sie tragen dieselben ja nicht einmal zum Vergnügen! Was thut es Ihrem eigentlichen Wesen, ob Sie einen Reifrock oder Beinkleider tragen, ob man Sie Herr oder Fräulein nennt? Glauben Sie, ich würde Anstand nehmen, Männerkleider anzulegen, wenn ich nicht zufällig seit meiner Kindheit an diese langen Röcke gewöhnt wäre? Mich sollte gewiß Niemand durchschauen, wenn ich einmal eine männliche Maske annähme. Aber ich finde es ebenso albern, wenn ein Weib sich dadurch herabgewürdigt glaubt, indem sie Männerkleider anzieht, als wenn gewisse Damen eben durch diesen Schritt, weiß Gott, welche bedeutsame That für ihre Emancipation gethan zu haben glauben. In Rock und Beinkleidern liegt diese nicht, ebenso wenig wie im Reiten, Fahren und Cigarrenrauchen! — Um sich thatsächlich von den hergebrachten Fesseln zu emancipiren, um sich einer Selbstständigkeit, eines unabhängigen Lebens zu erfreuen, gleich dem Manne, der sich frei nennt, dazu bedarf die Frau nur des Einen: Nur des wahren moralischen Muthes. Sie muß es wagen, selbstthätig ihr Leben zu gestalten, wie es ihrer Individualität und ihren Neigungen entspricht, ohne auf den überlieferten Kram von eingebildeten Pflichten und formellen Sitten Rücksicht zu nehmen. Sie muß es wagen, den Männern ebenbürtig und gleichberechtigt, als freier, unabhängiger Mensch entgegenzutreten und sich von keinem conventionellen Popanz einschüchtern lassen. Das ist die Emancipation, die ich mir erringe und zwar mit Erfolg. — Aber Sie, mein liebes Mädchen," schloß Linda, „Sie haben jenen moralischen Muth nicht!“ Emilie hatte ihre Thräne getrocknet und lauschte mit großen Augen. Jetzt schüttelte sie leise den Kopf und sagte traurig: „Sie mögen darin Recht haben, daß Sie verlangen, die Frau solle den Muth haben, ihre Individualität, ihre Ansichten und Neigungen geltend zu machen. Aber das ist's ja eben! Es entspricht durchaus nicht meiner Natur, so jede Zurückhaltung abzulegen und mich ganz so frei und ungebunden in der Welt zu bewegen, wie ein Mann. Im Gegentheil, meine Gefühle sträuben sich ganz und gar dagegen!“ — „Das bilden Sie sich nur ein, meine gute — wie heißen Sie denn eigentlich als Mädchen mein Schatz! — Emilie!“ sagte Linda mit dem Tone der

Ueberlegenheit. „Sie stehen eben noch unter dem Banne des Hergebrachten und Sie halten den unbewußten Respect, den Sie vor demselben haben, für Ihre eigenen; widersirebenden Gefühle. Zwar, ich will Ihnen nicht nahe treten, Sie haben viel Muth bewiesen, indem Sie Ihre gegenwärtige, ebenso schwierige, als bedeutungsvolle Rolle übernahmen, aber es mangelt Ihnen nun die rechte Energie, dieselbe ganz durchzuführen. Es handelt sich nicht nur darum, daß Sie studiren wie ein Mann, Sie müssen zugleich auch beweisen, daß Sie sich ohne den famosen Schutz der Familie und des Hauses sicher und selbstständig in der Welt bewegen können, wie ein junger Mann. Das ist Ihre Aufgabe, Sie kleine Thörin! — Anstatt dessen aber sitzen Sie furchtsam und melancholisch im Winkel und sehnen sich nach einer garde de dame, an deren Rockfalten Sie sich hängen könnten. Wozu bemühen Sie sich denn um das Doctor-diplom, wenn Sie nicht dadurch Freiheit und Unabhängigkeit erkaufen? Ich sehe in Ihrem ganzen Streben keine richtige Logik! Ich sehe nicht ein, warum für die Frauen strengere Sitten, engere gesellschaftliche Grenzen, rigorosere Moral bestehen soll, als wie für die Männer. Ich will mich des geistigen und gesellschaftlichen Lebens erfreuen, wie ein Mann und ich wüßte nicht, welchen vernünftigen Einwand man dagegen erheben könnte. Noch vielmehr hätten Sie derartige Rechte, da Sie auch im Begriffe sind, sich in Ihren Leistungen dem Manne ebenbürtig zu zeigen!“ — Emilie erhob das Haupt, welches sie bisher gesenkt gehalten und erwiderte mit seelenvoller Betonung: „Ich bin mir vollkommen klar über das, was ich erstrebe, über die Rechte, die ich beanspruchen will und darf, über die Pflichten, die damit verbunden sind. Ich will Freiheit und Unabhängigkeit für mich, d. h. ich übernehme es, für meine Existenz selbst zu sorgen und die Bedingungen derselben an keinen Anderen zu knüpfen; — ich will die Freiheit für die Entwicklung meiner natürlichen Anlagen und meiner individuellen Bestrebungen. Ja, in diesem Sinne will ich mir Freiheit und Unabhängigkeit durch mein Doctor-diplom erkaufen, und zwar, indem ich mich einem schönen, gemeinnützigen Berufe widme, dieser Beruf ist es allein, der mich hinaus auf die Weltbühne bringen soll. Nur durch ihn gehöre

ich dem öffentlichen Leben, aber in meiner menschlichen Existenz will ich in der Familie bleiben. Ich will nicht die gesellschaftlichen Freiheiten der Männer, ich will die zarte Sitte, die Pflege des Anmuthigen und Schönen bewahren. Ich will ein Weib bleiben!“ —

„Ja, ein Weib, was man überein gekommen ist, darunter zu versiechen!“ rief Linda lebhaft. „Ich behaupte, die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern sind zum größten Theil eingebildete. Mann und Weib sind in ihren Hauptorganen gleich geschaffen. Ich habe es gewagt, die gesellschaftliche Freiheit des Mannes in Anspruch zu nehmen und ich habe nirgends meiner Natur Zwang auferlegen müssen!“ „Und ich,“ sagte Emilie mit lieblichem Lächeln, „ach, ich muß mir sogar Zwang auferlegen und Sie haben mich trotzdem gleich als Mädchen erkannt. Sagen Sie selbst, ob eine Hoffnung da ist, daß ich je verlerne, ein Mädchen zu sein?! Nein, das bringe ich nimmer zu Stande, und ich danke Ihnen im Voraus für die vergebliche Mühe, die Sie sich geben! — Ich habe Sie als Mädchen durch meinen Zorn beleidigt, Sie haben meine Thränen gesehen, und wenn Ihre Anschauungen richtig sind, so muß ich wohl mit Ihnen übereinkommen, daß mit mir nichts anzufangen ist.“ — Sie stützte halb lächelnd halb trauernd den Kopf in die Hand. — „Armes Kind!“ sagte Linda warm, „ich empfinde die lebhafteste Theilnahme für Sie, und mir ist recht bange für Ihre schönen Talente und für Ihr schwaches Herzchen. Ich möchte gerne — gerne etwas für Sie thun, aber gegen das, was ich für Sie fürchte, habe ich augenblicklich kein Mittel. Ja ich habe eine lebhaftige Sorge für Sie.“ — — Sie faßte Emilie's Kinn, hob ihr Antlig empor und sah ihr prüfend in die Augen. „Nehmen Sie Ihr warmfühlendes Herz in Acht,“ sagte sie, „es ist dies die beste Handhabe für den Egoismus der Männer. Und es wäre Schade, ewig Schade, wenn Ihre edle, großartig angelegte Natur — an den eigensüchtigen Ansprüchen eines Mannes untergehen sollte.“

„Das wird nie geschehen“ sprach Emilie fest. — „Aber es ist doch nicht so leicht,“ sagte Linda düster, und Emilie sah verwundert in die harten, starren Züge ihres schön geformten Antlitzes. Linda lächelte. „Sie meinen wohl, ich könnte die süße gefährliche Macht,

welche die Dichter Liebe nennen, nie kennen gelernt haben? Und doch, meine liebe Emilie, hat die Liebe dazu beigetragen, mich zu dem zu machen, was ich bin. Sehen Sie, die empörende Erinnerung an den Mann, dem ich einst meine Liebe schenkte und der mit seiner vorgeblichen Neigung für mich doch kein Titelchen von seinen anmaßenden Ansprüchen abließ und der, weil er mich nicht unter das Joch zu beugen vermochte, sich durch die Wahl einer anderen Sklavin an mir zu rächen versuchte, die Erinnerung an ihn hat stets den moralischen Muth, von dem ich vorhin sprach, wach zu halten geholfen! —“

„Wunderbar!“ sagte Emilie träumerisch. „Die Erinnerung an den Mann, den ich liebe, hat immer die entgegengesetzte Wirkung auf mich ausgeübt. Diese Erinnerung ist mein guter Genius. Ich fliehe jede raube Berührung, jede Herabsetzung meiner weiblichen Würde, um einst nicht vor ihm erröthen zu müssen.“ — Es war das erstemal, daß das Geheimniß ihres jungfräulichen Herzens über ihre Lippen kam. Linda sah mit mitleidigem Lächeln auf sie nieder. „Sie sind eine kleine Schwärmerin,“ sagte sie, „glauben Sie denn, die Männer, die bisweilen ein Privilegium darauf zu besitzen scheinen, ungestraft zu sündigen, sie seien einer solchen Engelhaftigkeit, solcher idealer Anschauungen werth? Der Mann, den Sie lieben, müßte selbst eine Art verwirklichtes Ideal sein, wenn seine Liebe zu Ihnen eine so edle, reine und uneigennützig ist, um eine so schöne Hingebung zu verdienen.“

Emilie seufzte. „Dann will ich um meiner selbst willen die Sittenreinheit und echte Weiblichkeit hoch halten, um mich nicht zu ihm zu erniedrigen“, sagte sie und wieder traten Thränen in ihre Augen.

„Sie sind unverbesserlich,“ rief Linda ungeduldig, „Sie hegen wunderliche Begriffe von Sittenreinheit. Ich habe während meines unabhängigen Lebens doch auch die Männer stets im Zaume zu halten gewußt, ich habe mir nichts vorzuwerfen, schlimm wäre es, wenn da Muth, Entschiedenheit und Charakterfestigkeit nicht einen ausreichenden Schutz gewährten. Freilich glaube ich mich nicht dadurch herabgewürdigt, wenn ich zum Zweck einer gleichgiltigen Unter-

haltung das verpönte Gemach eines unverheirateten Mannes betrete, wenn auch in meiner Gegenwart ein burschikoser Scherz laut wird, endlich wenn tugendhafte Klatschmäuler meinen Namen maltraitiren u. dgl. Aber, mein Kind, es ist eine kolossale Lächerlichkeit, wenn Sie nicht den Muth haben, sich von der Sitte, die dem Weibe nach allen Seiten Schranken setzt, zu emancipiren und doch einen öffentlichen Beruf ausüben, eine selbstständige Stellung einnehmen wollen, ich wiederhole, es ist eine reine Lächerlichkeit!“—

„Und dennoch wage ich es,“ rief Emilie voll Feuer, „ich will ein freies, ein thätiges Mitglied der Gesellschaft sein, aber als Weib. Nur durch mein nützliches Streben will ich mir Geltung verschaffen, nicht durch ein freies rücksichtsloses Auftreten, ich will ein Weib bleiben in meinen Sitten und eben dadurch mir Achtung erwerben. Ich werde meine Natur, mein Wesen nicht verändern, wenn ich auch höherer Zwecke wegen, diese fatale Kleidung erdulden muß. Wenn der Himmel mir günstig ist, wird zur rechten Zeit meine Maske fallen. Ich erschne diese Stunde! — Wenn Mann und Weib ebenbürtig geschaffen sind, und auf einer Stufe organischer Entwicklung stehen, so muß sich das Weib als solches neben dem Manne geltend machen, ohne seiner eigenthümlichen Natur Zwang auferlegen zu müssen.“ Emilie machte eine Pause, dann fuhr sie mit milderem Tone fort, indem sie Linda's Hand faßte: „Verzeihen Sie, wenn ich in einen aggressiven Ton verfiel, den das Wohlwollen, das Sie mir zeigten, nicht verdient. Ich wollte nur meine Anschauungen verdeutlichen, aber nicht Sie angreifen. Sie mögen Recht haben, wenn Sie sagten, ich wäre nicht berechtigt, Ihr Auftreten einer tadelnden Kritik zu unterziehen. Meine Ansichten sind wenig erprobt durch die Erfahrung, ich habe zu deren Erhärtung nichts anzuführen, als zwei, noch nicht ganz vollendete Studienjahre, während welcher es mir gelang, die Vorbereitungen zu meinem künftigen Beruf entsprechend zu fördern, mir die Achtung meiner Lehrer und Genossen zu erwerben und mich durch ein zurückgezogenes Leben vor unziemlichen Berührungen zu bewahren. Das ist freilich noch wenig, aber ich will hoffen, die Zukunft habe mir vorbehalten, einst mein Ziel zu erreichen, ohne das preiszugeben, was mir heilig ist.“

„Sie sind ein Kind,“ sagte Linda mittheilig, sah Emilien lächelnd in die Augen und küßte leicht ihre reine weiße Stirn. „Gott beschütze Ihr anerkanntes Streben!“ —

Es klopfte heftig an der Thür, dieselbe wurde schnell geöffnet und Professor Seeborn trat ein. —

Der sonst so ruhige und selbstbewußte Mann schien heftig erregt. „Sie haben zwar befohlen, Niemand vorzulassen, Linda,“ rief er, „aber da, wie ich höre, Ihre Thüre allen Herrenbesuchen offen steht, Sie deren schon heute mehrere empfangen haben und ich vermuthete, wer Ihr gegenwärtiger Besuch ist, so glaube ich das Recht zu haben“ — — „Und Ihre tugendhafte Entrüstung erlaubt Ihnen in diesem speciellen Falle einzutreten,“ fiel Linda in hartem, spöttischem Tone ein. „Doch Sie kommen eben gelegen, mein Herr, ich habe Sie über den Inhalt Ihres letzten Briefes mündlich zur Rede stellen wollen, und dazu ist gerade der richtige Augenblick, da Sie wissen, wer mein Besuch ist.“ — — — — —

Beide sahen zögernd nach Emilien, diese erkannte mit hochpohendem Herzen, daß der Moment gekommen, welcher vor Seeborn auch formell die Hülle von ihrem Geheimniß wegzog. Sie trug zwar ruhig unter dem Einfluß der sie leitenden Ideen, ihre Bekleidung, aber der gegenwärtige Augenblick, wo sie dieselbe einem Dritten, einem Fremden direct eingestehen sollte, wo zwei Augenpaare auf ihr ruhten und auf dies Geständniß zu warten schienen, brachte ihre Gefühle in den verwirrendsten Aufruhr und ließ sie die Fassung verlieren. Sie saß wortlos da und verbarg ängstlich ihr Antlitz. Seeborn betrachtete sie mit bewegter Theilnahme, dann schritt er auf sie zu und zog sanft ihre Hände von dem tief erröthenden Gesichtchen. „Mein liebes Mädchen,“ sagte er, sich zu ihr niederbeugend, im Tone väterlichen Wohlwollens, „verzeihen Sie, wenn ich so rücksichtslos den Schleier von dem ziehe, was für mich von der ersten Stunde an kein Geheimniß war. Ich wünschte in Gegenwart dieser Dame, die mir nahe steht, einige rückhaltslose Worte mit Ihnen zu sprechen. Sie werden jedoch längst erkannt haben, daß Sie in mir einen sorglichen Freund besitzen, der bestrebt ist, Ihnen die schwere Aufgabe, welche Sie einmal unternommen

haben, in jeder möglichen Weise zu erleichtern.“ — Linda stand mit kalter, spöttischer Miene dabei, während Seeborn noch immer Emilien's Hände fest hielt und sie theilnehmend anblickte. Als sie sich anschickte, nach einer Pause mit schüchternen, zögernder Stimme zu antworten, rief Linda ungeduldig dazwischen: „Thun Sie mir den Gefallen und erröthen Sie nicht schon wieder, Emilie!“ — „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Nachsicht danken soll, Herr Professor,“ sagte diese leise, „und weil Sie mir so Ihre gütige Theilnahme zuwenden, bin ich recht froh, Ihnen nun vielleicht die Motive schildern zu dürfen, welche mich dazu bestimmten. in dieser compromittirenden Maske — Emilie erröthete leider von Neuem — hier aufzutreten. Ich fürchte so sehr mißverstanden zu werden,“ schloß sie mit einem tiefen Seufzer.

„Wenn Ihre Motive rein und edel sind, werden sich solche Mißverständnisse mit der Zeit von selbst lösen,“ erwiderte Seeborn ernst. „Ich gestehe gern, daß mir Ihr Verhalten während Ihrer bisherigen Studienzzeit ein schönes Vertrauen zu Ihren Beweggründen eingefloßt hat und ich hoffe, Sie werden, indem Sie mir die Pläne darlegen, welche sie bei diesem kühnen und seltsamen Unternehmen leiteten, vor dieser Dame hier meine, in den Augen derselben auffallende Sympathien für Sie und Ihr Streben rechtfertigen.“ „Sie müssen wissen, mein Fräulein,“ nahm Linda mit scharfer Betonung das Wort, „daß zwischen mir und dem Herrn Professor eine langjährige Polemik über die Berechtigung meiner Lebensweise besteht. Sein Ideal war von jeher: Sie herrscht weise, im häuslichen Kreise, regt ohne Ende, die fleißigen Hände u. s. w. Vorüber ich nun auch vorhin schon eine Aufklärung von ihm verlangte, ist der befremdliche Umstand, daß er eine junge Dame, welche in Männerkleidern unter seinen Hörern erscheint und mit Männern, einem, in manchen Beziehungen nicht unversänglichen Studium obliegt, mir nun als eine Art von Vorbild aufstellt, mir, deren verhältnißmäßig so bescheidenen Freiheitsbestrebungen er stets ans das entschiedenste entgegengetreten.“ — Seeborn wandte sich lebhaft zu Emilien. „Die Worte Fräulein Ammons haben Ihnen deutlich bewiesen, welche Auffassung ich von Ihrem Streben

habe. Ihre ernste, consequente Geistesarbeit, unter so schwierigen Umständen, die Ihnen die Achtung Ihrer entschiedensten Feinde erwerben müßte, verbunden mit dem unerschrockenen, erfolgreichen, mit dem heiligen Kampfe, den Sie um Ihre weibliche Würde unter diesen schwierigen Umständen kämpfen, alles das unterscheidet Sie in meinen Augen deutlich genug von denjenigen, die nur zu Ihrem persönlichen Vergnügen die Schranken geheiligter Sitte durchbrechen.“ Er sah Linda mit ernstesten fragenden Blicken an. Sie sind in der That merkwürdig parteiisch, Herr Professor,“ sagte diese bitter und rücksichtslos, „denn, wie ich sehe, lassen Sie mich auch nicht ein Bißchen von der Toleranz profitiren, zu welcher Sie sich plötzlich bekehrt haben. Und weglängnen läßt sich diese nicht. Was Sie mir stets zum größten Vorwurf machten, war, daß ich mich nicht in die Küche und die Kinderstube einsperren lassen wollte, dies aber kann und wird Fräulein Waldheim ebenso wenig, wogegen Sie aber nichts einzuwenden scheinen.“ — „Nein, Fräulein Linda,“ nahm Emilie lebhaft das Wort, „ich werde mich allerdings nicht in das Haus einsperren lassen, sondern ich werde freiwillig darin bleiben, als in meiner wahren, einzigen Heimat, wenn ich meine Berufspflichten erfüllt habe. Dieser Beruf, den mir Niemand streitig machen kann, ist es, der mich unter so seltsamen Umständen hierhergeführt, durch ihn will ich mich meinen Nebenmenschen nützlich machen, durch ihn will ich höhere Menschenrechte gewinnen. Ja, auch ich will gleiche Rechte, aber ich will mir sie verdienen. Durch die Ausübung eines humanen, gemeinnützlichen Berufes will ich mir das freie Weltbürgerthum erringen. Aber ich gedenke die Freiheit nur dahin zu benützen, daß ich physisch und moralisch unabhängig dastehe, wie es dem höheren, freien Menschen zukommt. Dann,“ fuhr sie fast freudig fort, „ach dann begeben sich mich freiwillig zurück unter den Schutz des Hauses, des lieben theueren Vaterhauses, wo mein Herz allein sein Glück findet! — Mein Beruf, und nur mein Beruf soll mich mit der Außenwelt verknüpfen, aber in meiner menschlichen Existenz gehöre ich allein, und dann mit doppelter, dreifacher Berechtigung meiner Familie. Ich will, ich brauche keine Emancipation von der Sitte! — Gott, wie glücklich werde ich sein,“ schloß

sie mit kindlicher Innigkeit, „wenn ich erst wieder bei meinem guten Vater bin.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Seeborn mit ausleuchtenden Blicken. „Sie haben mein Vertrauen nicht getäuscht, meine Meinungsänderung gerechtfertigt. Ich wußte, es könne nur Edles sein, was Sie mit so schönem Ernst anstrebten. Sie gedenken also, als weiblicher Arzt die Praxis zu üben?“ — Emilie erzählte nun in bescheidener Weise mit geflügelten Worten, nach welchen Principien ihr Vater sie erzogen, wie sie vergebens gesucht habe, als Mädchen bei einer Universität unterzukommen, wie sie es unter ihrer jetzigen Maske bis zum Doctorexamen zu bringen und dann durch die Vermittlung ihres Oheims als Mädchen zu promoviren hoffe. Sie schilderte dann in begeisterten Worten, für welche wohlthätige Neuerung sie die Promovirung weiblicher Aerzte halte und mit welcher frohen Hingebung sie die Praxis üben und ihrem **D**iplome Ehre machen wollte. — „Nach der Art und Weise, in welcher Sie bisher Ihre Studien betrieben, ist Ihnen der glänzendste Erfolg zu prophezeien,“ sagte Seeborn, der mit dem freudigsten Interesse Emilien zugehört hatte und indem er ihre Hand ergriff, sprach er ernsthaft feierlich: „Ich erkläre mich von der sittlich schönen, hochbedeutfamen Tendenz Ihres Strebens vollkommen überwunden in allen stillen Einwänden und Besorgnissen, die ich noch hatte und gebe Ihnen als Mann und als Universitätsprofessor das Wort, daß ich mit der freudigsten Ueberzeugung Ihre Pläne fördern werde, soviel es in meiner Macht ist.“ Er nahm sich kaum Zeit, dem bescheidenen, aber glückstrahlenden Ausdruck von Emiliens Dankbarkeit weitere Aufmerksamkeit zu schenken und wandte sich erregt zu Linda: „Und Sie, Linda, haben Sie auch eine ähnliche, sittlich humane Tendenz für Ihre Bestrebungen geltend zu machen? Dann will ich auch mit Ihnen Frieden schließen!“ — Linda zuckte kalt die Achseln. „Sie kennen meine Principien,“ sagte sie ruhig ablehnend. „Es möge Jeder nach seiner Individualität, seinen Neigungen und Wünschen leben! — Wer die Freiheit will, soll sie sich erringen, wer das nicht wagt oder vermag, verdient sie nicht. Ich lebe dann nach meinen Neigungen und lasse mir die Berechtigung hiezu nicht

streitig machen, das ist m e i n e Tendenz!“ „Aber,“ warf Emilie bescheiden ein, „die Richtigkeit eines moralischen Satzes erprobt sich dadurch, ob er auf das Allgemeine angewendet, seine Zweckmäßigkeit bewährt. Aber wenn man das Princip, welches Ihrer Lebensweise zu Grunde liegt, auf das Allgemeine überträgt, so bedingt dies das vollständige Untergehen des Familienlebens. Liegt dies wirklich in Ihrer Absicht?“ — Linda zuckte wieder die Achseln. „Ich wiederhole, ich will ja Niemandem vorgreifen. Es steht jeder Frau frei, sich an dem altfränkischen Entfagungs- und Aufopferungsideale zu erlustigen und sich zur Köchin und Kindsmagd für Lebensdauer zu weihen. Ich würde das nie thun. Kinder können von öffentlichen Erziehungsanstalten erzogen werden und die Frau muß das Recht behalten, sich frei in der Welt nach ihrem Belieben bewegen zu können. Unter andern Bedingungen würde ich mich nie vermählen. Andern steht ja frei, nach i h r e m Sinne zu handeln!“ —

An dem Blicke schmerzlicher Entrüstung, mit dem Seeborn Linda betrachtete, konnte Emilie ahnen, daß ihm die Sprecherin nicht gleichgiltig war. Lebhaft sagte er nun zu Jener: „Antworten Sie ihr, Emilie!“ —

„Was sollte ich sagen?“ erwiderte Emilie traurig. „Ich würde freilich nicht in diesem Sinne handeln, aber ich bin eben ein anderes Wesen als Fräulein Linda und ich würde das, was sie als nothwendig proclamirt, einfach nicht über's Herz bringen.“

„Und ich bringe es nicht zu Stande, mich von eingebildeten Pflichten knechten zu lassen,“ sagte Linda rauh, „Sie aber, meine Liebe, wollen wie jene Königin „von beiden Tafeln naschen“, Sie wollen ein weibliches Ideal spielen und ein freier selbstbewußter Mensch sein. Aber das verträgt sich für die Dauer nicht. Sie müssen sich für Eines der gegenüberstehenden Lager entscheiden!“

„Ich werde handeln, wie mein besseres Selbst mir es ein- gibt,“ sprach Emilie sanft, „und es wird sich zeigen, was der reine feste Wille vermag.“

Seeborn schickte sich zum Gehen an. „Ich habe nur noch eine Bemerkung zu machen,“ sagte er mit scharfem Blick auf Linda, „das H e r z der Frau gibt den Ausschlag bei unentschiedenen Ver-“

hältnissen, wie den eben besprochenen. Eine Frau mit reichem, liebevollem, zartempfindendem Herzen wird in jeder Lage und Stellung ein edles, wahres Weib bleiben. Eine, die jenes Kleinod eingebüßt, wird weder in, noch außer dem Hause eine wohlthätige Erscheinung sein!“

„Und das Herz ist es, welches die Frau zum Eigenthum des Mannes macht,“ entgegnete Linda spöttisch, „darum muß er allerdings wünschen, daß die Frau mit diesem bequemen Artikel reichlich versehen sei.“ — Dann wandte sie sich freundlicher zu Emilien: „Der Zufall und Ihre seltsame Lage hat Sie zur Zeugin einer Scene gemacht, die sich vielleicht tiefer in Ihr Gedächtniß prägen wird und ich fürchte für Sie, daß Sie früher oder später im Verfolgen Ihrer Pläne erkennen werden, ich habe nicht so ganz Unrecht gehabt.“ Seeborn forderte Emilien auf, ihn zu begleiten — er wollte Professor Herrmann besuchen und ihm das wiederholen, was er Emilien in Bezug auf ihre Pläne gesagt. Sie verabschiedeten sich kurz von Linda und gingen. Seeborn dachte, als er neben der leichten, so seltsam verkleideten Mädchengestalt einherschritt, daß er noch nie einen so wunderlichen Schüler gehabt, nie mit Einem in so eigenthümlichen Verhältnissen gestanden, wie mit diesem lieblichen Geschöpf und Emilie stand auch noch ganz unter der Herrschaft der tief bedeutsamen Eindrücke und Scenen der verflossenen Stunde; noch immer vermochte sie nicht Seeborn ohne leichte Verlegenheit in die Augen zu blicken. Er bemerkte es und scherzte leicht und unbefangen über ihre Verkleidung. Aber Emilie vermochte nicht auf seinen Ton einzugehen, sie kämpfte zu sehr mit ihrer Befangenheit. „Ach, wäre ich nur erst befreit von meiner Studentenwürde,“ rief sie, als die Beiden das Zimmer erreichten und sie schleuderte schmollend, zwischen Ernst und Scherz, ihr Köppchen in die nächste Ecke.

Achtes Capitel.

Conflicte.

„Thun Sie es nicht!“ sagte Emilie, „die Studenten werden es als eine Herausforderung betrachten. Die Studenten scheinen überhaupt gereizt gegen Sie zu sein, da dieselben etwas von geringschätzigen Aeußerungen wissen wollen, welche Sie über Kleemann's Auditorium gethan haben sollen.“ — Linda lachte. „Ich that allerdings den Ausspruch, daß mir Kleemann's Auditorium wenig imponirte und ich sagte das in Gegenwart meiner alten Tante, welche bei dem Vater des Studenten Hiller als Abmietherin wohnt. Die alte Klatschschwester hat nun meine Worte jedenfalls brühhwarm an die richtige Adresse befördert.“ — „Sei dem, wie ihm wolle,“ erwiderte Emilie, „in Kleemann's Vorlesungen ist noch nie eine Dame erschienen und“ — „Sie werden doch keinen Anstand nehmen, zu erscheinen,“ unterbrach Linda spöttelnd. „Das bringt mein Berufstudium mit,“ antwortete Emilie fest, „aber ein oberflächliches, fast möchte ich sagen, frivoles Interesse hätte mich gewiß nie dazu bewogen.“ „Sie sind wieder drollig,“ rief Linda, „mich treibt eben ein wissenschaftliches Interesse. Auch habe ich es Dr. Kleemann versprochen, seine Vorlesung zu besuchen, das Recht hiezu kann mir Niemand streitig machen. Die Vorträge sind öffentlich, was weiter?“ — „Nein, das Recht des Eintrittes kann Ihnen Niemand streitig machen,“ sagte Emilie und sah Linda mit ihrem klaren ruhigen Blicke an, „aber ich weiß nicht, ob die Unannehmlichkeiten, denen Sie sich aussetzen, mit dem Genuß, der Sie erwartet, in gleichem Verhältnisse stehen. Die eigenthümliche Lage, in welcher Sie sich inmitten eines männlichen Auditoriums bei der Natur des Vortrages befinden, wird Sie allerdings nicht abschrecken, obgleich sie mir unter den gegebenen Verhältnissen die Bereicherung meines Wissens nicht aufwiegen könnte. Doch ich fürchte, die Studenten werden Ihre Anwesenheit einer besonderen Auffassung unterziehen.“ — „Seien Sie ruhig, mein Kind,“ unterbrach Linda geringschätzig die Spre-

Herin, „ich bin nicht so furchtsam und weiß auf meinem Rechte zu bestehen! —

Dieses kurze Zwiegespräch wurde in Emilien's Wohnung geführt, denn Linda Ammon hatte natürlich keinen Anstand genommen, den Besuch des Studenten Waldheim zu erwiedern. Es handelte sich um die populären Vorlesungen des Docenten Dr. Kleemann über Anatomie, die einen gewissen Ruf erlangt hatten. Obgleich dieselben öffentlich abgehalten wurden, zählte doch die akademische Jugend, nur verstärkt durch ein Häuflein von Dilettanten in der Naturwissenschaft, zu deren hauptsächlichsten Besuchern und die Studenten betrachteten sich seit lange als das zuerst berechnigte und berücksichtigte Auditorium. Linda Ammon hatte nun gegen Emilie den Entschluß ausgesprochen, den letzten Abend ihres Hierseins — ihre Abreise war auf den nächsten Tag festgesetzt — durch einen Besuch von Kleemann's Vortrag auszufüllen. Emilien's Widerspruch rief nur ihren Spott hervor und als sie sich nun verabschiedete, hielt sie noch immer den geringschätzig-freundlichen, halb mitleidigen Ton fest, den sie Emilien gegenüber angeschlagen.

Emilie sah nicht ohne bange Gefühle Linda am Abend in den Saal des Universitätsgebäudes treten, wo die Vorlesungen abgehalten wurden. Ihr war, als fiele die Wirkung von Linda's herausforderndem unweiblichen und emancipationsjüchtigen Wesen auf sie zurück, als könnte auch sie dafür verantwortlich gemacht werden, da sie ja augenblicklich auch die Sphäre echter Weiblichkeit verlassen. Wie vorauszusehen, ließ sich Linda Ammon weder von dem Umstand, sich allein in dem mit Männern gefüllten Saale zu befinden, noch von dem verfänglichen Inhalte des Vortrages, noch von dem auf sie gerichteten Kreuzfeuer der verschiedenartigsten Blicke im geringsten anfechten, und der Vortrag verlief ohne irgend einen Zwischenfall. Dennoch bemerkte Emilie eine gewisse Aufregung unter den Studenten, sie bemerkte, daß dieselben beim Verlassen des Saales Linda umdrängten und gleichsam escortirten, während sich Elvers in ihrer nächsten Nähe durch lose und herausfordernde Rede laut hervorthat. Das Fräulein fixirte ihn dafür mit einem gleichgiltigen Blick und wandte gleichmüthig ihre Schritte nach dem neben anliegenden

Café. Der größte Theil der Studenten, von Elvers angeführt, folgte ihr auf dem Fuß. Emilie zögerte eine Weile, dann ging auch sie Linda nach, obgleich sie sonst nie ein öffentliches Lokal betrat. Aber ihr war, als müßte sie sich vor sich selbst die Beruhigung gewähren, daß ihre neue Bekannte nicht allein unter den unruhigen Burschen sei, obgleich sie, den Spott ihrer Genossen fürchtend, Linda's Nähe mied. Indessen hatte sich Zsendorf Emilien angeschlossen. — Zsendorf war ein recht seltsamer Freund für sie, er ging mit der zartesten Schonung auf ihre Eigenheiten ein, er griff nie störend in ihr zurückgezogenes Wesen ein, aber er war fast immer an ihrer Seite, wenn sie unter ihren Studiengenossen erschien, sie ahnte freilich den wahren Grund davon nicht. Er wählte überall den Platz neben ihr, ohne viel zu sprechen, wenn nicht sie das Schweigen brach, aber manchmal entdeckte sie zufällig zu ihrem Schrecken, daß seine Blicke mit eigenthümlichem Ausdruck auf ihr ruhten, während sie nichts ahnte. Das alles machte sie sonderbar beklommen und dennoch gewährte ihr die Nähe des treuen, verlässlichen Freundes stets ein wohlthuetendes Gefühl der Sicherheit. Linda hatte ruhig an einem leeren Tische Platz genommen und bestellte mit lauter Stimme ein Souper. Emilie saß mit Zsendorf in einer entferntern Ecke und schaute der entschlossenen Dame bänglich zu, welche die Studenten in losen Gruppen umstanden und rücksichtslos musterten. Sonst war das Nebenzimmer so ziemlich leer. „Nehmen wir Platz, meine Freunde,“ rief Elvers plötzlich, indem er an Linda herantrat. „Da das Fräulein unsere Geistesarbeit getheilt hat, wird sie es uns ebensowenig abschlagen, eine Flasche mit uns zu leeren. Das ist nicht mehr als recht und billig.“ Er rief laut nach Wein, während die Studenten den Tisch umringten und sich lärmend anschiekten, sich niederzulassen. Linda hatte sich erhoben und rief mit lauter, barscher Stimme:

„Meine Herren, ich protestire gegen diese Artigkeit. Ich habe Ihre Gesellschaft nicht gewünscht und Sie haben kein Recht mir dieselbe aufzudrängen.“ „Sie haben uns ein moralisches Recht dazu eingeräumt“, erwiderte Elvers frech, indem er ein Glas vollschenkte, „wenn Sie uns die Ehre anthun, sich uns in jenem öffentlichen

lokale gleich zu stellen, so muß dies auch für dieses gelten. Leeren Sie dieses Glas hier auf fröhliche Gemeinschaft mit uns Hurrah!" — Fräulein Linda protestirte mit zornrothem Gesichte. „Wenn Sie mir so gegen alle gute Sitte Ihre Gesellschaft aufnöthigen, bleibt mir wohl nichts übrig, als mich ihr freiwillig zu entziehen“ — sie wollte sich entfernen, aber sie sah sich von einem dichten Kreis lachender Studenten umgeben und Elvers rief: „Mein Fräulein, lassen Sie doch die dumme alte Sitte nicht störend in unser Vergnügen eingreifen, Sie zeigten doch sonst nicht so viel Respekt für die alte Dame. Oder fürchten Sie etwa unsere harmlose Gesellschaft? — Nein, das kann nicht sein, dieses Glas müssen Sie leeren“ — er drang von Neuem auf Linda ein. Diese sah für den Augenblick kaum einen Ausweg, der lächerlichen und peinlichen Situation zu entinnen, da sagte neben ihr eine weiche, sonore, wohlklingende Stimme: „Aber Elvers, Sie scheinen ganz vergessen zu haben, daß es eine Dame ist, die Sie so angreifen“ — diese Worte wurden in einem so ruhig überlegenen, einfachen Tone gesprochen, daß Alle verwundert den Sprecher, den schüchternen, schweigsamen Kollegen Emil von Waldheim anschauten, der unbemerkt herangetreten war und nun den rohen Elvers vorwurfsvoll anblickte. „Nicht wahr, mein Fräulein“, rief dieser Linda lustig zu, „Sie entsagen den Privilegien, welche man dem schönen Geschlechte einräumt, weil es zugleich das schwache heißt, habe ich's nicht errathen!“ — Linda verschwendete vergebens ihre zornig herausfordernden Blicke an die jungen Herren, die ihr trotzig den Weg versperreten. „Lassen Sie das Fräulein allein, meine Herren,“ fuhr Emilie in ihrer klaren unbefangenen Weise fort, als sei das, was sie aussprach, ebenso natürlich, als selbstverständlich, „Sie müssen einsehen, daß dieser Scherz nun enden muß. Hätte das Fräulein selbst den erwähnten Privilegien entsagt, Sie dürften dennoch nicht in ihr ihr ganzes Geschlecht angreifen. Das Fräulein nahm doch nur ein Recht in Anspruch, welches jedem freien, denkenden Menschen zukommt, indem sie sich heute an einem öffentlichen Act geistigen Lebens betheiligte und unmöglich können Sie daraus ein Privilegium folgern, die Schranken guter gesellschaftlicher Sitte mit Füßen zu treten. Jedem Manne

von Ehre sind die Rechte der Frauen heilig und ich fordere Sie auf, dieselben zu achten. Nur die Ungezogenheit wird dieser Dame länger eine Gesellschaft aufdrängen, der sie sich zu entziehen wünscht.“ — „Ich danke Ihnen, Herr von Waldheim,“ sagte Linda kurz und schritt zwischen den zurückweichenden Studenten unbehelligt der Thüre zu, durch welche Dr. Kleemann, mit dem sie sich besprochen hatte, eben eintrat. Es war ihr so die Beschämung erspart worden, von diesem in der unfreiwilligen Gesellschaft der tobenden Studenten gefunden zu werden. Aber an der Thüre blieb sie nochmals zögernd stehen, denn sie sah, daß der erzürnte Elvers heftig auf Emilien eindrang, welche auch von den übrigen Studenten murrend und widersprechend umschlossen wurde. Obgleich das bittere Gefühl der Beschämung Linda's Dankbarkeit gegen die vorher so gering geschätzte Beschützerin bedeutend Eintrag that, widerstrebte es ihr doch, das muthvolle Mädchen nun ihren zornigen Gefährten zu überlassen. Aber der Docent zog sie hinweg. „Sie sind besorgt um Ihren kühnen Anwalt,“ sagte er lachend, da er Emilien's letzte Worte vernommen, „ei, der tapfere, junge Ritter wird seine Sache schon ausfechten.“ Der tief erbitterten Dame blieb nichts übrig, als den vermeintlichen jungen Ritter sich selbst zu überlassen. „Sie mag sehen, wie sie fertig wird,“ sagte sie sich ohne viele Scrupel. „Ich hätte nie so viel Muth und Geistesgegenwart in dem jungen Waldheim gesucht,“ sagte Kleemann, nachdem sie kurz den Vorfall besprochen, „er ist immer so scheu, wie ein junges Mädchen, der bildschöne Bursche hat überhaupt etwas wunderbar Mädchenhaftes an sich, fast möchte ich sagen, etwas Jungfräuliches, welches mit seinem hohen Ernst im Studium und seinem festen reinen Charakter ein eigenthümliches Ensemble bildet. Ich muß gestehen, daß noch nie einer meiner Hörer mich so tief und seltsam interessirte, als dieser wunderbare Jüngling!“ — „Ich behaupte, die Universität hat noch nie einen solchen Studenten gehabt,“ sagte Linda unwillkürlich lächelnd. „Das glaube ich auch,“ stimmte der Docent ernsthaft bei. Der arme Emil von Waldheim kämpfte indessen ein harten Strauß mit dem wilden Elvers, den Niendorf vergebens zu beschwichtigen suchte. Elvers tobte wegen Emilien's Bemerkung über den Mann von

Ehre und wegen der Appellation an die Ungezogenheit. „Du wirst mich vielleicht lehren, was wahre Männerehre ist, heh?!“ — schrie er Emilien an, die ihn ruhig und unbefangen anschaute. — „Du, Du!? — der Du wahrscheinlich noch keine Klinge gehandhabt hast, als das Tischmesser. Denn einen Degen, oder ein Rasirmesser zu führen, das ist Dir gewiß noch nicht passirt.“ — „Und wäre ich deshalb schlechter als Mensch, als Student?“ sagte Emilie unbeirrt, während die Anderen dem Extempore Beifall zollten. „Du hättest dann zum allerwenigsten ein Recht, mir Vorschriften und Lehren über Ehre und Männlichkeit zu geben,“ schrie Elvers wild, „und ich werde mir dies auch nicht gefallen lassen. Du bist kein Mann, aber ich werde Dir beweisen, daß ich einer bin, verstanden?“ —

Emilie lachte. Sie lachte so heiter und unbefangen, daß es auf keinen der Anwesenden seine Wirkung verfehlte. Sie wunderte sich später selbst darüber, daß sie in diesem bedenklichen Moment so herzlich lachen konnte, aber der rohe, rauffüchtige Bursche flößte ihr keine Achtung ein und das Komische des Umstandes, daß er ihr die Worte: „Du bist kein Mann“ als Schimpf entgegenschleudern wollte, drang unwiderstehlich auf sie ein. Emilien's natürliche Heiterkeit zeigte ihren Genossen genugsam, wie wenig ihr Herrn Elvers' Heldemuth imponirte und dies kam ihr auch zu Statten, als sie unbefangen sagte: „Wenn ich Sie richtig verstehe, soll ich mich mit Ihnen schlagen, Herr Elvers. Nein, Sie müssen mir schon auf eine andere Art beweisen, daß Sie ein Mann sind, denn ich werde mich nicht mit Ihnen schlagen. Nie, und unter keiner Bedingung werde ich meine Hand in mörderischer Absicht freiwillig gegen Jemanden erheben. — Also auch gegen Sie nicht. — Ich würde Ihnen also jedenfalls unterliegen, und Sie würden nach Ihrer Logik Recht behalten, d. h. Sie würden ein Recht zu haben glauben, Frauen zu verfolgen und ohne Grund zu insultiren. — Sie sehen, daß ich mich nicht mit Ihnen schlagen werde!“ — Grimmig erwiderte Elvers: „Dann bist Du ein“ — „Fizling,“ fiel Emilie ruhig dem aufbrausenden Elvers in die Rede, — „eine Memme, — ich kenne das. Und dennoch, jeder Vernünftige, jeder Einsichtige wird mir Zeugniß ablegen, daß ich den größeren, den

wahren moralischen Muth besitze, indem ich es wage mich auf das Recht zu stützen, weil es das Recht ist. Wer dasselbe angreift, auf den fällt selbst die Schande dieses Angriffes zurück. Die wahre Ehre kann nur darin bestehen, sich frei für das Recht zu bekennen, und moralisch für dasselbe einzustehen. Ich kann mich nicht dadurch beschimpft fühlen, wenn Sie mir einen Mangel an Muth vorwerfen, den ich gar nicht als eine rühmliche Eigenschaft anerkenne. Sie insultiren mich auf Grund eines mittelalterlichen Vorurtheils, welches ich, für mich, als einen überwundenen Standpunkt betrachte und welches zu allererst von den Universitäten verschwinden müßte, falls diese ihren Zweck als freie Bildungsanstalten für jeden Bildungsbedürftigen erfüllen sollen.“ — „Solche Phrasen, solches wohlfeiles Wortgepränge wird Dich nicht vor der Nothwendigkeit schützen, mir Genugthuung geben zu müssen,“ sagte Elvers höhrend. —

„Ich habe Ihnen keine Genugthuung zu geben, ich bin Ihnen nicht persönlich nahe getreten,“ sprach Emilie fest, „Sie allein sind der Sitte Genugthuung schuldig, die Sie verletzt haben. Und Sie können diese nur leisten, indem Sie künftig die Rechte der Frauen ehren. Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen und kann mich süßlich verabschieden.“ „Halt, aber ich habe noch zu sagen, daß Du mir Genugthuung geben mußt, daß ich Dich dazu zwingen werde“ — er trat mit drohender Miene dicht vor Emilien hin, während die Anderen, die mit bewegter Spannung die Scene beobachtet, fast ungetheilte Zustimmung hören ließen. Nur Einer fuhr heftig zwischen Emilie und ihren Angreifer. — „Keine Rohheit, Elvers, oder Du hast es mit mir zu thun,“ — rief Zsendorf. Aber Emilie wehrte ihn ruhig ab. „Was wollen Sie,“ sagte sie, Elvers fest und klar anblickend, „mich zwingen? Wie das?!“ — Elvers schwieg, eine allgemeine Pause war eingetreten. Emilie blickte noch immer ihren Gegner mit ruhiger, unerschütterlicher Seelenhoheit an, ihre feste, sonore Stimme schien noch immer in dem Kreise nachzuklingen und halb unbewußt schwiegen die jungen Bursche unter dem Zauber eines, dem ihren so eigenthümlich überlegenen Wesens. „Gute Nacht allerseits,“ sagte Emilie freundlich und unbefangen, reichte Zsendorf die Hand und verließ das Zimmer. Aber Elvers hatte sich, als er nicht

mehr unter dem Einfluß von Emiliens klarem Seelenblick stand, rasch eines Andern besonnen, mit einer Fluth von Verwünschungen und rohen Worten auf den Lippen wollte er ihr nachstürzen — aber eine mächtige Hand hielt ihn fest. — — — — —

Emilie ahnte nicht, als sie erst nachträglich bangend und bebend über die stattgehabte Scene nachsann, daß sich erst nach ihrem Abgehen der heftigste Kampf entspann, sie ahnte noch nicht, daß am nächsten Morgen das geschah, was sie so sehr verabscheute, daß in einem mörderischen Kampfe Blut vergossen wurde und zwar — wegen ihr — um sie! —

Es war ein charakteristischer Zug in Emiliens Wesen, daß in Augenblicken der Gefahr, welche ihre ganze Geistesgegenwart und Energie herausforderten, in Augenblicken, wo sie gedrängt wurde, ihr ganzes Ziel und Streben zu vertheidigen, ihr die Begeisterung einen Muth und eine Seelenhöhe verlieh, welche nicht nur keinerlei Bedenken und Befürchtungen in ihr aufkommen ließen, sondern welche auf ihre Umgebung eine mächtige Wirkung ausübten, von der Emilie selbst keine Ahnung hatte. Erst in der Folge wurden die Aengsten ihres Mädchenherzens laut, gewannen die Fädellichkeiten der Sachlage Gewalt über sie. Auch diesmal war es so der Fall gewesen. Erst nachher zitterte sie vor dem Gedanken, daß sie der rohen Gewalt des rauflustigen Burschen so preisgegeben gewesen, daß die größte Insulte ihr gedroht, erst jetzt stieg die Angst in ihr auf, wie Elvers sich fernerhin gegen sie benehmen, was ihre Weigerung, sich zu schlagen, auf die Studenten überhaupt für eine Wirkung üben würde. Mit einem Male hatte sich die Situation zu ihrem Nachtheil verändert, die allgemeine Aufmerksamkeit war auf sie gelenkt, sie war in einen permanenten Conflict mit der Denkweise ihrer Studiengenossen versetzt — alle diese Befürchtungen drangen nun mächtig auf sie ein und eine entsetzliche Angst beklemmte ihr Herz. — In diesem Gemüthszustande empfing sie im Laufe des nächsten Morgens drei Besuche, welche nur geeignet waren, das geängstigte Mädchen noch mehr aufzuregen und zu beunruhigen. — Der erste davon war Linda Ammon. Sie kam ihrer neuen Freundin nochmals zu danken und ihr zugleich Lebewohl zu sagen. Aber die

stolze unerschrockene Linda hatte die empfangene Demüthigung nicht zu verschmerzen vermocht, sie konnte nicht vergessen, daß sie diesmal ihre Würde nicht aufrecht zu erhalten vermocht, daß sie den fecken Bursche nicht imponiren konnte, und daß die, so geringgeschätzte Emilie sie mit ebenso viel Muth als Erfolg aus ihrer peinlichen Lage befreit. Ihr Dank und ihre Anerkennung klangen sehr gezwungen und sie verabsäumte nicht, hinzusetzen, es freue sie recht sehr, zu sehen, daß Emilie ihre Rathschläge genug zu Herzen genommen, um mit so viel Kühnheit den Studenten opponiren zu können. Emilie lächelte, obgleich sie sich ein wenig verletzt fühlte. „Der Muth, mein und meines Geschlechtes Rechte zu vertheidigen, wird und darf mir allerdings nie fehlen,“ sagte sie, „nicht die Männer sollen dies mit den Waffen in der Hand, die Frauen müssen es selbst thun mit selbstbewußter Würde. Auch mich freut es, Ihnen gezeigt zu haben, daß ich nicht so muthlos bin, als Sie annahmen, daß ich es wage, das zu vertreten, was ich will.“ — Auf Linda's Fragen erzählte sie kurz, was nach deren Abgehen vorgefallen. „Da Sie einmal die Rolle eines Studenten spielen, hätten Sie sechten lernen sollen, das hätte Ihre Lage endgiltig befestigt,“ gab Linda zur Antwort. „Ich bin leider gezwungen, die Rolle eines Studenten zu spielen,“ erwiderte Emilie „aber ich will so wenig als möglich die eines Mannes mir aneignen, besonders aber nicht in den Untugenden und Rohheiten.“ — Bald darauf verabschiedeten sie sich voneinander, kalt und fremd. — Die ganze Begegnung mit Linda war für Emilie nur bedrückend und entmuthigend gewesen, sie zeigte ihr nur die Schattenseite der möglichen Consequenzen ihres Strebens. Und doch hatte sich Linda zum Schlusse auch noch in ihrer weiblichen Schwäche gezeigt, indem sie die Gefühle des Neides gegen ihre kühne Geschlechtsgenossin nicht zu unterdrücken vermochte. Gewiß hätte sie sich lieber von einem der geringgeschätzten Männer vertheidigt gesehen, als von dem muthvollen jungen Mädchen. — Emilie hing noch den trüben Gedanken nach, welche Linda's Besuch in ihr wachgerufen, als sie durch den Eintritt Landau's aus ihrem Sinnen aufgeschreckt wurde. Der muntere Bursche trug eine gezwungen feierliche und fremde Miene zur Schau, die seinen offenen

Büßen seltsam stand. Er glaubte jedenfalls, diese Haltung sei für die Würde der Botschaft, die er zu überbringen hatte, erforderlich. Er kam als Cartellträger seines Freundes Elvers und überbrachte in aller Form eine Herausforderung von diesem, jedoch mit dem Zusatz, der Kampf müsse auf unbestimmte Zeit vertagt werden, da er, Elvers, diesen Morgen bereits ein Duell auszufechten und eine lebensgefährliche Kopfwunde davon getragen habe. „Dein Freund ist ja entsetzlich rauflustig,“ rief Emilie erschrocken, „und Du, Hugo, bist also sein Secundant, Du stehst ganz auf seiner Seite?! Das hätte ich doch von Dir nicht erwartet, Hugo!“ — Die feierliche Miene verschwand aus Hugo Landau's gut nützhigen Gesicht, schnell gewann in ihm die festgewurzelte Zuneigung zu dem alten Spielkameraden die Oberhand. „Was bleibt mir übrig, Emil,“ sagte er kläglich, „wenn Du mit Sitte und Brauch, mit uns Allen Fehde anfängst. Wenn ich an Elvers' Stelle gewesen wäre, ich hätte Dich auch fordern müssen! Ah Emil, wenn Du wüßtest, wie's mir nahe geht, daß Du so ein wunderlicher Kauz geworden bist — wenn Du ein echter, rechter Bursche wärest, Du solltest sehen, was Du an mir für einen Freund hättest, aber wie das aus Dir werden konnte, was Du bist — ein solcher Grillenfänger — doch was stimme ich das alte Klagelied an, ich weiß, mit Dir ist nichts zu beginnen. Was soll ich Elvers für eine Antwort bringen?“ — „Die weißt Du ja doch,“ erwiderte Emilie verwundert, „Du hast sie ja gestern schon gehört.“ — „Also Du bleibst bei Deiner Weigerung?“ frug Landau vorwurfsvoll „nein, Du thust doch Unrecht, Emil! — Unsere Universitätszeit ist doch nicht allein zum Büffeln da, wie Du annimmst. Wir sollen und wollen Männer werden, und darum muß man sich vor nichts scheuen, man muß alles mitmachen, man muß für sich selbst einstehen, man muß unter und mit den Andern seinen Charakter bilden. Sieh, ich nehme die Dinge auch nicht gar so leichtsinnig, aber ich bin d'rum doch kein Obscurant, kein Philister!“ — „Du hast Recht, Hugo,“ rief Emilie lebhaft, „wir müssen unseren Charakter bilden — aber nicht nach einer allgemeinen, hergebrachten Schablone. Wir müssen den Muth haben, für unsere eigenen Ansichten einzustehen. So bilde ich meinen Charakter

und deshalb werde ich mich mit Elvers nicht schlagen.“ — „Mit Dir ist nichts auszurichten,“ sagte Landau ärgerlich, „Du hast eben immer Deine Sophistereien zur Hand, und um eine schlagende Antwort bist Du nie verlegen. Aber es geht nicht so, wie Du denkst, mein Freund, und ich rathe Dir wohlmeinend, Elvers' Forderung anzunehmen. Ich kenne ihn zu gut, — wenn Du in Deiner Weigerung fortfährst, kannst Du Dich bestimmt auf eine öffentliche, grobe Insulte gefaßt machen.“ — Emilie saß wortlos, zagend mit abgewandtem Antlitz da. Hugo zupfte sie nach einer Weile am Armel und sagte bittend: „Emil, ich rathe Dir, nimm die Herausforderung an, oder es gibt einen Scandal, der vielleicht Dein Hierbleiben unmöglich macht.“ Emilie zuckte zusammen und sah ihren Jugendfreund erschrocken an. „Ja, Emil,“ fuhr dieser dringend fort, „das kann Dir leicht geschehen. Ihr werdet Euch nicht gleich todtschlagen, dafür laß mich sorgen, aber sie, die Studentenehre muß gewahrt bleiben. Wenn Elvers mit Dir Scandal anfängt, wird sich vielleicht nicht gleich ein hilfsbereiter Freund finden, der die Sache für Dich und trotz Dir aussicht.“ — „Wie — was sagst Du da, Landau?“ fuhr Emilie entsetzt auf. — „Ach ja, Du weißt noch nicht,“ erwiderte dieser, „gestern, als Du kaum zur Thür hinaus warst und Elvers Dir zornig naheilen wollte, hielt ihn Zsendorf auf und band mit ihm an. Wir waren Alle ganz erstaunt, Zsendorf ist sonst so ruhig, — aber er wurde ganz wüthend, schrie, man dürfe in seiner Gegenwart kein unschönes Wort über Dich fallen lassen und als Elvers trotzdem sich nicht eben fein über Dich ausließ, forderte er ihn auf Tod und Leben. — Wie gesagt, Elvers hat eine tüchtige Schmarre bekommen, wer weiß, ob er aufkommt, der arme Kerl! Für den Augenblick hast Du jedenfalls Ruhe vor ihm,“ schloß er seufzend.

Emilie schlug entsetzt die Hände zusammen. „So war ich doch die Ursache, daß diese barbarische Unsitte wieder geübt wurde,“ rief sie schmerzlich, „und welche Schande hat der unselige Zsendorf mir gemacht, — wenn meine Freunde, anstatt meine guten Gründe zu unterstützen, den von mir abgelehnten Kampf auskämpfen, dann bin ich allerdings verloren. Dann muß ich die allgemeine Achtung

einbüßen.“ — Emilie lehnte sich ganz vernichtet in ihren Sessel zurück. „Aber sei doch nicht so närrisch, Emil,“ beschwichtigte Landau, „das nimmst Du wieder viel zu tragisch. Im Gegentheil, wenn eine so angesehene Persönlichkeit, wie der Baron, für Dich eintritt, so kann das nur Deine Ehrenhaftigkeit in das beste Licht setzen.“ — Emilie schüttelte den Kopf, aber sie hatte sich einigermaßen gefaßt. Sie richtete sich entschlossen auf und sagte stolz: „Nein, ich will, ich brauche keine solche Hilfe. Ich habe nichts gethan, um die allgemeine Achtung einzubüßen, ich bin Niemand zu nahe getreten, ich habe nur das Recht vertheidigt. Ich stehe rein vor den Augen der Welt, klar und unanfechtbar ist mein Thun und Streben. Ich brauche keine weitem Garantien für meine Ehre, ich habe Niemand zu fürchten. Sage das Deinem Freunde, auch er kann mir nichts anhaben. Sage ihm, daß ich keinen Theil habe an Isendorf's Herausforderung, daß ich keine Verantwortung dafür übernehme. Ich will, ich darf keine solche Hilfe annehmen,“ fuhr Emilie in höchster Erregung fort, „ich muß mein eigenes Thun und Wollen vertreten können und ich werde es. Auch Elvers wird es nicht wagen, mich durch seine Nothheit zu beleidigen, er wird und kann es nicht!“ — Das junge Mädchen stand hoch und stolz aufgerichtet da, obgleich sie vor innerer Aufregung zitterte. Ihre Wangen glühten und ihre Blicke ruhten voll selbstbewußter stolzer Würde auf dem Jugendfreunde. Landau schaute sie verwundert und zweifelnd an. „Wie wunderbar Du bist, Emil,“ sagte er nach einer Pause kleinlaut, „ich weiß wirklich gar nicht, was ich Dir antworten soll.“ — er schwieg wieder, „Du bist doch ganz anders wie wir,“ fuhr er dann fort, „das ist einmal ausgemacht. Ich wollte, Elvers wäre jetzt da gewesen, ich kann es ihm nicht so in dünnen Worten sagen, wie Du die Sache auffaßt.“ Er seufzte und stand auf. „Ich habe, wie ich glaube, zum zehntenmale eingesehen, daß ich mit Dir nichts ausrichte. Ich will mich also trollen. Ich hoffe, daß so Alles nach Deinem Kopfe geht, Emil, — und es kann ja sein, es kann ja auch sein! Nun Adieu!“ — Emilie sagte ihm freundlich und anmüthig einige Dankesworte für seine Theilnahme und er drückte mit verlegenem Lächeln ihre Hand, er konnte plötzlich dem Jugend-

gespielen gegenüber nicht den rechten Ton finden. So schied er. Das junge Mädchen hatte indessen nicht lange Zeit, seinen schmerzlich aufgeregten Gefühlen nachzuhängen; sie wurde gleich darauf durch den Eintritt dessen aufgestört, der jetzt eben ihre Gedanken zumeist beschäftigte. In Emilien war plötzlich die Angst erwacht, Elvers könne sterben; sie hatte diese schreckliche Möglichkeit noch nicht in's Auge gefaßt, aber jetzt erkannte sie dieselbe mit erneutem Entsetzen, zu ihrer neuen Seelenqual. Da erschien Baron Zsendorf. Der schwärmerische junge Edelmann schien über seine That durchaus keine Reue zu empfinden, seine stolze vornehme Haltung, seine edlen ruhigen Züge drückten nur eine selbstbewußte Befriedigung aus. Emilie, ganz von ihren Betrachtungen erfüllt, eilte ihm lebhaft entgegen und faßte seine Hand. „Zsendorf, mein Freund, warum hast Du mir das gethan?“ rief sie schmerzlich und schaute mit großen feuchten Augen vorwurfsvoll zu ihm auf, „Du hättest ihn tödten können, Du hast ihn vielleicht getödtet.“ — Emilie war in diesem Augenblick ihrer Seelenangst allerdings ganz Mädchen und es bedurfte nur eines Blickes in ihr bleiches, leidendes Antlitz, um Zsendorf die ruhige Ueberlegung zu rauben. Er zog sie näher an sich und rief mit leidenschaftlicher Innigkeit, mit bebender unterbrochener Stimme: „Und wenn ich ihn getödtet hätte, Emil! wie könnte ich ertragen, daß man Dich, mein Alles, mit einem schmutzigen Worte angreift? Wie, Du weißt nicht, daß es mir eine Seligkeit war, diesen Kampf für Dich zu kämpfen, mein Blut, mein Leben, meine Seelenruhe für Dich einzusetzen? Emil“ — er stockte, denn Emil's große, räthselhaft dunkle Augen, die ihn eben erst um seine Fassung gebracht, blickten ihn starr, mit namenlosem Schrecken und Entsetzen an. Emilien war es, als stünde ihr Herz still. Sie kannte diesen brennenden Blick, diesen zitternden leidenschaftlichen Ton der Stimme — so hatte Linden sie einst angesehen, zu ihr gesprochen, damals im Walde, in der schönsten Stunde ihres Lebens, damals war der Himmel selbst in ihr Herz gekommen und hatte die erhabenste Weihe über sie ausgegossen; heute erfüllte sie dieser Blick, dieser Ton mit unendlichem Schmerz, mit Scham, mit Schrecken. Die Hülle war zerrissen, sie sah sich preisgegeben und verloren. Sie

sank in einen Sessel und schlug verzweifelt die Hände vor das Angesicht. „Zsendorf, warum haben Sie mir das gethan,“ wiederholte sie leise, fast unhörbar. Aber er verstand sie wohl. Die Seelenangst des armen Mädchens erfüllte ihn mit der schwersten Reue, mit den bittersten Selbstvorwürfen. Er beugte sich über sie und suchte sie zu beruhigen, indem er sie mit einer Fluth unbefangener Freundschaftsversicherungen überschüttete, aus denen nur hie und da der leidenschaftliche Ton hervorbrach. Lebhaft entschuldigete er das Duell mit seinem heftigen Naturell, mit seinen gewohnten Anschauungen, mit seiner Empörung über Elvers' Rohheit. „Da ich hörte, daß Du Dich nicht schlagen würdest,“ schloß er möglichst ruhig, „und — und ich, sowie alle Anwesenden Deine Gründe achten mußten, so beschloß ich, den Burschen zu züchtigen, wie er es verdiente.“ — „Und warum standen Sie mir nicht bei, Linda Ammon zu beschützen, oder warum thaten Sie dies nicht aus freiem Antriebe?“ klang es vorwurfsvoll von Emiliens Lippen. Zsendorf schlug sich vor die Stirn. „O Du hast Recht, Emil, theurer — theurer Emil, ich bin selbst ein Feigling gegen Dich. Ich dachte nicht daran, meine Gedanken waren eben diesem Weib so ferne — sie weilten anderswo. Willst Du mir verzeihen, Emil, — verzeihen, daß ich Dich so schlecht verstand, daß ich sogar nicht in Deinem Sinne handelte? So wahr, als mich Deine schmerzliche Aufregung mit der bittersten Reue erfüllt, so wahr ist es, daß Du mir fortan rückhaltslos vertrauen kannst. Willst Du das thun, Emil?“ Er fuhr fort mit seinen Bitten und Bethuerungen, mit seinen beruhigenden Worten. Aber nur furchtsam und verschüchtert streifte ihn der Blick des jungen Mädchens. Die Befürchtung, daß nicht nur der Scharfblick ihres Studiengenossen Zsendorf, sondern sogar seine Gefühle ihre Maske durchdrungen, bedeckte ihre Wangen mit dem Purpur der Scham, so oft sie seine Augen auf ihr ruhend wußte. Der junge Mann sah ein, er thue am besten, das geängstigte Mädchen sich selbst zu überlassen und er verabschiedete sich. Emilie war wieder allein und rückhaltslos überließ sie sich ihrer Angst und Verzweiflung

— — — — —

„Was, der schöne Emil hat sich schlagen sollen?“ sagte Ammon am andern Tage und lachte spöttisch dem todtleichen Mädchen in's Gesicht, „ei, das geht freilich nicht. Wie, wenn Sie einen tüchtigen Hieb über ihre Rosen- und Lilienwangen davontrügen? Solch eine Trophäe soll zwar bisweilen sehr interessant aussehen, aber nur, wenn sie durch einen anständigen Schnurbart gehoben wird. Nicht wahr, Emil? Sie sind auch dieser Ansicht?“ Ammon genoß die Befriedigung, daß das unerschrockene Mädchen, welches ihm sonst keine Antwort schuldig blieb, schweigend mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand und seinen Spott muthlos über sich ergehen ließ. „Wollen Sie zu meinem Onkel?“ fragte sie endlich matt. „Ja, mein Kind. Aber halt! ich habe Ihnen noch etwas zu sagen. Ich ängstige mich selbst um Ihre hübschen Wangen und wir wollen daher den bösen Elvers unschädlich machen. Es wird so schwer nicht sein, was meinen Sie, junger Held?“ — Er zog Emilien an sich heran und versuchte ihr in die Augen zu sehen. Er meinte, es sei nun der Augenblick gekommen, sie dahin zu bringen, wo er schon so lange vergebens hingestrebte, nämlich, daß das kühne Mädchen ihm sein Geschlecht eingestehen und seine Hilfe in Anspruch nehmen müßte. „Es könnte Elvers und seinem Gegner geschehen, daß sie Beide nicht nur auf längere Zeit unsichtbar werden, oder gar ganz von hier verschwinden, aber wenn Sie sich schließlich doch mit Herrn Elvers schlagen wollen, lassen wir ihn laufen. Die Duelle sind zwar verboten, aber ich möchte gar zu gern ein Proßchen Ihres Heldenthums sehen. Und wenn Sie verwundet werden, will ich Sie pflegen. Darauf können Sie zählen, mein lieber Emil,“ er lachte sie vergnügt und selbstzufrieden an, „nun, was thun wir, mein Freund?“ — „Ich habe in Ihrer Entscheidung nichts mitzusprechen,“ antwortete Emilie bellommen „und sie berührt mich nicht, denn Elvers hat meine unterschiedene Antwort.“ — „Ei, Ei, Sie sind ja ganz gepanzert und gewappnet,“ rief Ammon mit spöttischem Staunen, dann beugte er sich zu Emilien nieder und flüsterte ihr vertraulich zu: „Fürchten Sie sich denn nicht ein Bißchen vor dem wilden Burschen, mein Kind?“ — Emilie fuhr auf. „Nein, Herr Professor,“ erwiderte sie mit scharfer Betonung, „ich fürchte mich vor N i e m a n d e m“

und ich habe auch keinen Grund.“ — „Keinen Grund, so, so, — so,“ rief Ammon gedehnt, „also Sie brauchen meine Unterstützung nicht?“ — „Nein, nein,“ rief das junge Mädchen lebhaft, „ich danke für Ihre Unterstützung, ich werde sie nie annehmen, nie, nie!“ „Nun, das wird sich zeigen,“ sagte er höhnlisch, „Sie fürchten mich wahrscheinlich auch nicht?“ — Emilie wollte rasch Nein sagen, aber ihr Blick fiel auf seine spöttisch-herausfordernde Miene, auf den häßlichen, lüsternden Ausdruck in seinen Augen und sie stockte. „Aha,“ rief er triumphirend, „Sie schweigen — wie Schade, wenn mein schöner Schüler mir gesagt hätte, daß er mich nicht fürchtet, hätte ich angenommen, daß er mich ein wenig — liebt. Aber so scheint es nicht der Fall zu sein,“ er zuckte bedauernd die Achseln. „Indem ich Ihre Unterstützung so entschieden ablehnte, Herr Professor,“ sagte Emilie erglühend, „habe ich Ihnen wohl bewiesen, daß Keines von Beiden bei mir der Fall ist.“ — Ammon stand eine Weile mit untergeschlagenen Armen vor ihr und betrachtete sie schweigend. „Nun treiben Sie's, wie Sie wollen,“ jagte er dann leicht hin, „ich will Ihnen noch eine Weile zusehen und erwarten, was die Zukunft bringt.“ Er ging gleichmüthig in das Arbeitskabinet Professor Herrmann's.

Ammon hatte bisher Emilien's Geheimniß öffentlich geschönt, ja ihr selbst nie direct gesagt, daß er dasselbe durchschaut. Er wollte ein solches Geständniß von ihr erpressen, das schöne, muthvolle Mädchen interessirte und amüsirte ihn auf's Höchste und er meinte bei sich, die Sache werde doch mit einem Scandal enden, den man sich ja ruhig ansehen könne, doch hatte ihn Emilien's consequenter und schlagender Widerstand bedeutend gereizt und er war in Folge dessen immer rücksichtsloser gegen sie geworden. Der Schutz, den Herrmann seiner Nichte gewährte, existirte nur insofern, als seine Würde und die seiner Person gezollte Hochachtung ihren Nimbus hie und da auf seinen vermeintlichen Neffen erstreckte. Sonst war der Gelehrte taub und blind für alle Gefahren, die das junge Mädchen umgaben und meinte, da sie ein so ausgezeichnete Student war, sei alles gut. Uebrigens dachte er thatsächlich nur sehr selten daran, daß sein lieber Emil ein Mädchen sei. Der wirksamste Schutz

für Emilien war unstreitig die hohe Achtung, welche sie sich durch ihre Geistesgaben und ihre Fortschritte in den Studien errungen. Besonders hervorgehoben hatte sie sich bei den wissenschaftlichen Arbeiten, die Herrmann mit seinen Collegen Ammon und Seeborn unternommen. Emilie war die Vertraute, Helferin und Schülerin ihres Oheims und in dem chemisch-medicinischen Fache ihren Studien-
genossen weit voraus. Die Gelehrten hatten oft Gelegenheit, den Scharfsinn, die Ausdauer und die glücklichen Einfälle des jungen Mädchens zu bewundern und selbst die Fachschrift, in welcher periodisch Berichte über die Arbeiten der drei Professoren erschienen, erwähnte anerkennend den Studirenden v. Waldheim. Emilie zeichnete sich schon durch ihre, dem Studium allein gewidmete Lebensweise vor ihren Commilitonen aus, durch ihren Oheim stand sie mit den Lehrkräften, mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der Universität in directem Verkehr, alle liebten und achteten den strebsamen, hochbegabten und doch so bescheidenen Jüngling und der Umgang mit den Gelehrten, das reiche geistige Leben gaben Emilie eine innere Reife, eine ernste Würde, welche ihr unbewußt, selbst ihren Studien-
genossen imponirte. Emil von Waldheim galt so allgemein als eine Zierde der Facultät, als einer der hoffnungsvollsten Studenten, daß man ihm in weiterem Hinblick auf seine Persönlichkeit und seinen Charakter allgemach die Berechtigung zu einer exclusiven Stellung stillschweigend eingeräumt hatte. Dies Alles war auch nicht ohne Wirkung auf Ammon geblieben und hatte ihn bestimmt, das junge Mädchen zu dulden und zu schonen und bei den gemeinschaftlichen Arbeiten geschah es oft genug, daß er sie unwillkürlich mit Achtung und Anerkennung behandelte, was dann auch auf sein allgemeines Benehmen nachwirkte. Für Emilien war indessen die Stunde gekommen, wo sich die Haltbarkeit ihrer Lage erproben mußte und sie erkannte bald zu ihrer großen Erleichterung, daß sie und ihre Meinungen und Ansichten tiefgewurzelt und gesichert in der allgemeinen Achtung standen. Nach der Scene in dem Café war sie mit wahrer Todesangst unter den Studenten erschienen, in der fortwährenden Befürchtung, man werde ihre Weigerung, sich zu duelliren, mit neuen Insulten und Attaquen beantworten.

Aber außer einigen höflichen, aber befremdeten Bemerkungen bekam sie nichts zu hören. Niemand konnte ihr ernstlich den Vorwurf des mangelnden Muthes machen, da sie doch so unerschrocken den Studenten opponirt, als diese Linda Ammon angriffen, auch mußten die Einsichtigen zugeben, daß kein geringer Muth dazu gehöre, so offenkundig gegen eine so delicate Sache, wie Duell und Duelllehre zu opponiren. Ueberhaupt hatte Waldheim's Wesen stets den Eindruck von Muth, Stolz und Selbstbewußtsein gemacht und man betrachtete seine Weigerung, sich zu schlagen, nur als eine neue, kühne und überraschende Seltsamkeit des jungen Sonderlings. Emilie hatte bald Gelegenheit, zu erkennen, daß ihre Studiengenossen sie hochschätzten und sie zu den Ihren zählten. Der Anlaß hiezu war allerdings ein unangenehmer. Seit jener Scene am Tage nach dem Duell begann Ammon ihr immer mehr seine Macht über sie empfinden zu lassen, sie nun auch öffentlich schonungslos zu behandeln. Er schlug einen geringschätzigen Ton gegen sie an, trug ein spöttisch vertrauliches Benehmen zur Schau und zog sie so viel als möglich aus ihrer bescheidenen Zurückhaltung heraus. Emilie ahnte nun, was er mit seiner Berufung an die Zukunft gemeint und sie gestand sich, daß sie ihn fürchten müsse. Vielleicht, sagte sie sich, hätte er sie geschont, wenn sie sich ihm unterworfen, seinen großmüthigen Schutz erfleht hätte. Aber an die Möglichkeit dessen dachte das stolze Mädchen nicht, denn was hätte der rücksichtslose Mann wohl als Gegenleistung gefordert? Zudem war bei einigen Anlässen Ammon's Benehmen gegen Emilie aufgefallen und Emilie, sie hatte die Genugthuung, zu sehen, daß ihre Mitstudirenden darüber empört waren. Der Professor war längst wegen seines inhumanen, eigenmächtigen und hochmüthigen Wesens, so wie wegen seiner illiberalen Gefinnungen unbeliebt und man betrachtete es eben als eine ausgesuchte Rücksichtslosigkeit, daß er einen der geachtetsten und beliebtesten Studenten so geringschätzig behandelte. Emilie freute sich, daß ihre Genossen sie trotz ihrer isolirten Stellung als zu ihnen gehörig betrachteten und sie gewann dadurch ein wohlthuendes Gefühl der Sicherheit. Elvers, den sie so sehr zu fürchten hatte, lag an seiner Wunde schwer darnieder, und, obgleich er außer

Lebensgefahr war, stand doch seine Herstellung in weiter Ferne. Zsendorf hatte wegen des Zweikampfes viele Unannehmlichkeiten gehabt, war aber nicht zu bewegen gewesen, den Rath seiner Freunde zu befolgen und die Universität zu verlassen. Er blieb zu Emilien's Seelenqual und war fortan der ärgste Feind ihrer Ruhe. Vergebens floh sie seine Nähe, schon seinem Blick zu begegnen, machte ihr Herz pochen und ihre Wangen glühen. Er gab sich sichtlich Mühe, seine Gefühle zu beherrschen, aber es gelang ihm nur unvollkommen und sein zerstreutes, seltsames Wesen fiel allgemein auf. Emilie gewann es nicht über sich, ihn noch einmal „Du“ zu nennen, unbefangen mit ihm zu sprechen und doch zitterte sie, daß sein auffallendes Benehmen sie verrathe. Die beiden Freunde galten als entzweit und man rechnete es Emil von Waldheim hoch an, daß er den für ihn ausgefochtenen Zweikampf so offen desavouire. Aber Zsendorf, der seine Studien gänzlich vernachlässigte, folgte Emilien wie ein Schatten, wo sie sich nur blicken ließ, überall begegnete sie seinen leidenschaftlichen Blicken und sie hatte nun kaum mehr eine ruhige Stunde. Die Katastrophe mit Elvers und deren Folgen, die Enthüllung seiner Gefühle vor Emilie, schien dieselben in der Brust des jungen Mannes erst recht zum Durchbruch gebracht zu haben, und rathlos, verzweifelnd, ohne Waffen stand das junge Mädchen dieser Gefahr gegenüber. Bald hörte sie davon sprechen, Zsendorf habe eine unglückliche Liebe; man neckte ihn und drohte seinem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Es war eine qualvolle Lage für die arme Emilie. „Zsendorf ist ein gewandter Maler,“ erzählte ihr Hiller, „er malt jest aus dem Gedächtniß ein Bild, ein Porträt, welches er eifersüchtig vor jedem fremden Blick behütet. Es ist dies ohne Zweifel der Gegenstand seiner unglücklichen, geheimnißvollen Liebe.“ — „Diese Liebe ist wohl eine von Euch erfundene Fabel,“ sagte Emilie angstvoll. „D nein,“ versicherte Hiller, „sie steht außer Zweifel. Er hat sich mit seiner Verlobten bereits entzweit, einem schönen Mädchen, einer entfernten Verwandten, die schon seit Jahren die ihm bestimmte Braut war. Der Bruch mit dem Fräulein von Mähler soll schon entschieden sein.“ — „Ich hoffe, dies ist wohl nur ein Märchen, eine grundlose Combination,“ sagte Emilie

erbebend, in schmerzlicher Aufregung. „Ei, die Sache geht Dir ja gar sehr zu Herzen,“ meinte Hilser verwundert, „Du und Fendorf Ihr waret wohl sehr zärtliche Freunde? Er schaut Dich immer so wunderbarlich sehnsüchtig an, er ist ein recht seltsamer Mensch. Warum bist Du böse mit ihm, er meint es mit Dir gewiß gut!“ — „Ja, könnte ich ihm gut sein,“ senzte Emilie vor sich hin.

Und doch sollte ihre Angst vor Fendorf bald vor derjenigen in den Hintergrund treten, welche ihr Professor Ammon einzulösen begann. Er wurde immer schonungsloser und anzüglicher, je muthiger sie ihm widerstand, umso mehr sie Geistesgegenwart in ihrer Bertheidigung entwickelte und Emilie konnte sich nicht verhehlen, daß sein Benehmen sie früher oder später preisgeben und entdecken mußte. Bald verfolgte er sie mit lieblosenden, geringschätzig vertraulichen Geberden, bald setzte er sie durch Fragen, ob sie sich vor dem oder jenem nicht fürchte, in Verlegenheit und so lenkte er immer die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie, sich zugleich an dem Schrecken des armen Mädchens ergötzend. Emilie's Geheimniß hatte ohnehin schon nur zu viele Mitwisser und sie erkannte, daß es in diesen Händen früher oder später preisgegeben sei und mit ihm ihr ganzes Leben, ihr eigentliches Ziel. Tag und Nacht rang sie mit dem schweren Entschluß, wenigstens durch des Onkels Vermittlung Ammon's Nachsicht und Schonung zu erbitten, aber wenn sie an seine höhnisch triumphirende Miene, an seine fieschen Blicke dachte, bebte sie immer wieder davor zurück. Was die angestrengtesten Studien nicht vermocht, gelang nun den ununterbrochenen Seelenkämpfen, das junge Mädchen sah bleich und ermattet aus, ein Zug stillen Leidens legte sich über ihr zartes Antlitz und ihre Augen blickten trübe und umflort. Der Onkel fing an, um seinen Emil besorgt zu werden und Seeborn zeigte die wärmste Theilnahme für sie, aber mädchenhafte Scham hielt sie ab, ihm ihre heimlichen Klagestunden zu gestehen. „Das arme Kind wird ein Opfer seiner Mission werden,“ sagte er sich sorgenvoll. Emilie aber sah ein, daß sie weder von Seeborn noch von ihrem Oheim eine wirksame Hilfe erwarten konnte. So vergingen einige Wochen und es kam endlich der Moment, vor dem Emilie schon längst gezittert, die Katastrophe,

welche ihre ganze Stellung, ihr ganzes Streben auf das Spiel setzte. Eines Tages erhielt sie von Ammon die Aufforderung, sich am Abend zu seiner Assistentz im chemischen Laboratorium einzufinden, da er einige der mit seinen Collegen gemachten Experimente vor einem Theil seiner Hörer wiederholen wollte. Nur mit banger Beklemmung folgte Emilie dieser Aufforderung, da sie unter den jetzigen Verhältnissen allein mit Ammon unter den Studenten nur das Aeußerste zu fürchten hatte. Dennoch blieb ihr nichts übrig als dem Rufe zu folgen, aber ein neuer Schrecken harrete ihrer, als sie das Laboratorium betrat. Das erste Antlitz, dem ihr Blick begegnete, war das des wiedergenesenen Elvers, der seit dem Duell jedoch nicht sichtbar geworden war. Eine breite Narbe zog sich in seine Stirn und erweckte Emilien's Entsetzen. Er begrüßte sie mit höhnisch feindlichem Blick, während Landau ihr zuflüsterte: „Nun nimm Dich in Acht, Emil, zahmer ist er nicht geworden.“ Die Narbe machte Elvers noch wilder und roher aussehend und ein heimlicher Schauer schüttelte Emilien's leichte Gestalt, so oft sie ihn anblickte. Unglücklicherweise erschien nun auch noch Baron Zsendorf, war, als er Elvers erblickte, sogleich an ihrer Seite und ließ sie mit eifersüchtiger Angst nicht mehr aus den Augen. Das junge Mädchen befand sich nun in dem Kreuzfeuer von Ammon's spöttisch beobachtenden, Zsendorf's leidenschaftlich zärtlichen und Elvers' höhnischen und feindlichen Blicken und es war wohl kein Wunder, daß sie ihre gewohnte Geistesgegenwart und Fassung einbüßte. Eine unennbare Todesangst preßte ihre Brust zusammen, ihre Hand zitterte, sie war zerstreut und ungeschickt. „Sie zittern ja wie eine nervöse Dame,“ sagte der Professor spöttisch zu ihr, „hat keiner der Herren ein Nieschläschchen bei sich, ich fürchte, mein Assistent fällt mir noch in Ohnmacht.“ — Elvers lachte höhnisch, Emilien war es, als müßte sie alles wegwerfen und fliehen, fliehen, sie wußte selbst nicht wohin, da flüsterte ihr Zsendorf dringend zu: „Gehen Sie nach Hause, Emil, ich beschwöre Sie, ich k a n n Sie hier nicht sehen.“ — Das gab ihr die Fassung wieder. „Lassen Sie mich, Zsendorf,“ bat sie angstvoll und ihr flehender Blick vermochte ihn, sich von ihrer Seite zurückzuziehen. Ammon aber hatte jetzt erst den Duellanten Elvers

entdeckt. „Ah so,“ — sagte er gedehnt und fügte leiser hinzu: „also deshalb zittern Sie, Sie kühner Jüngling, wie?!“ Emilie antwortete mit einer Frage bezüglich ihrer Arbeit, aber es war ihr heute nicht möglich, wie sonst, in dem vorliegenden Gedankenkreis aufzugehen und Alles um sich zu vergessen, die feindlichen Mächte, welche sie umgaben, schreckten sie immer wieder zu der traurigen Wirklichkeit auf. Ammon benützte den geringfügigsten Anlaß, sie barsch und rücksichtslos anzuherrschen oder ihre Zerstreutheit, ihr bleiches Aussehen zu bespötteln. „Auf Wesen, wie Sie Eines sind, kann man sich eben nie mit Bestimmtheit verlassen,“ sagte er zum Schlusse in anzüglihem Tone, „da nehmen Sie,“ fuhr er kurz fort, und reichte ihr ein Buch und eine Papierrolle, welche eben gemachte Aufzeichnungen enthielt. „Kommen Sie mit mir in meine Wohnung, ich habe Ihnen noch eine Lektion zu geben.“ — „Was wollen Sie von mir, Herr Professor?“ rief Emilie tödtlich erschrocken, denn Ammon konnte sie jetzt bei vorgerückter Nachtstunde nur von Neuem in die Enge treiben wollen. Er lachte laut. „Seien Sie ruhig, ich gebe Ihnen zuerst ein Glas alten Rum, damit Sie Ihre Nerven restauriren.“ — Emilie warf heftig das Buch und die Rolle fort und sprach erglühend: „Ich danke, Herr Professor — erlauben Sie, daß ich nach Hause gehe.“ — „Ja, ja, geh nach Hause, Emil,“ rief Isendorf dringend dazwischen, „der Herr Professor wird gestatten, daß ich ihm den kleinen Dienst leiste,“ — er griff nach den fraglichen Sachen. Mißtrauisch und verwundert sah Ammon bald Isendorf, bald das entsetzte Mädchen an, dann sagte er barsch: „Darum handelt es sich nicht! Es handelt sich darum, warum dieser — Herr da mir opponirt. Es ist kein Grund dazu vorhanden und ich rathe Ihnen, Waldheim, daß Sie mir folgen — ich rathe Ihnen!“ — „Herr Professor,“ rief Emilie stolz und aufgereggt, „Sie haben kein Recht, von mir zu verlangen, daß ich jetzt Ihren Wünschen und Launen zu Gebote stehe, ich werde Ihnen daher nicht folgen.“ — „Mir scheint eben, Sie fürchten sich vor mir — oder vor dem Rum,“ höhnte Ammon. „Ich werde morgen Früh kommen und die mir zugedachte Lektion in Empfang nehmen,“ sagte Emilie ruhig. „Ich aber muß Ihnen noch sagen,“ rief Ammon in gehässigem

Tone, „welche Lektion der heutige Abend für Sie ergeben. Ich erkläre Ihnen also vor Ihren Studiengenossen, daß Sie sich zum Studenten nicht eignen und daß ich Sie gelegentlich zu Ihrem Herrn Papa heimschicken werde.“ Er nahm seine Bücher und Schriften und ging, indem er an der Thür Emilien noch ermahnte, morgen zu kommen und eine zweite Lektion in Empfang zu nehmen. Diese hörte nur noch wie im Traume die durcheinander schwirrenden Stimmen der den Vorfall besprechenden Studenten. Flüchtigen Fußes eilte sie von daunen, dem Ayl ihrer Wohnung zu. Leichtert aufathmend begrüßte sie die Einsamkeit ihres Zimmers und überließ sich den tieferschmerzlichsten Betrachtungen. „Ich habe das Mögliche gethan,“ sagte sie sich, „ich behauptete mich in meiner Würde, in meinem geistigen Streben, ich habe mich niemals durch das Verrathen einer Schwäche blosgestellt — aber an der rücksichtslosen Laune eines Ammon, an der Rohheit eines Elvers, an den verliebten Blicken eines Hendorf soll ich nun scheitern in meinem heiligsten Streben. O, ein härteres Schicksal konnte mich nicht treffen!“ — Ihr ganzes Hoffen und Ringen, alle ihre Pläne und Ziele zogen an ihrem Geiste vorüber. Ja, rein und schön waren ihre Absichten, ihre Beweggründe gewesen, unbeugiam ihre Willenskraft; sie hatte gedacht, sie müsse das große Werk zu Stande bringen, weil es etwas Hohes und Gutes war, sie hatte nie gefürchtet, an solchen Fährlichkeiten zu Grunde zu gehen. Ihr ganzes Innere sträubte sich gegen die entsetzliche Wahrheit, daß ihr Hierbleiben unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum mehr möglich sei. Hendorf war vielleicht unschädlich zu machen, er meinte es ja gut mit ihr; Elvers' Rauflust und Rohheit war durch Muth und Würde vielleicht zu entwassnen, aber Ammon war bis zum Aeußersten gekommen. Morgen mußte er sich indessen erklären, direct oder indirect erklären, ob er ihr Geheimniß schonen wollte oder nicht. Er mußte ihr Rücksicht angeloben oder sie mußte ihm weichen, es war nun zum Aeußersten gekommen. Sie rief alle guten Geister, alle wohlthätigen Mächte in ihrer Seele wach, um die Bitterkeit, die wilde Verzweiflung zu beschwören, die sich ihrer bemächtigt hatte, sie dachte in diesen Stunden nicht an den verlorne Frieden des Vaterhauses, nicht an diejenigen,

die ihr lieb und theuer waren; nein, die Mächte, welche diese Welt regieren, die sittliche Ordnung, die göttlichen und menschlichen Gesetze waren es, mit denen das kühne Mädchen in der langen, bangen Nacht rechtete, mit denen sie im schweren Kampfe rang. — Am andern Morgen theilte sie dem Oheim das Vorgefallene mit. Er beruhigte sie damit, daß ihm Ammon viel zu sehr ergeben sei, um wirklich ganz rücksichtslos vorzugehen. „Er wird Dich schon in Ruhe lassen, mein Kind,“ schloß er zuversichtlich. „Ja aber, um welchen Preis,“ seufzte Emilie düster und schickte sich zu dem schweren Gange an. Ammon empfing sie mit auffallend unbefangener Miene in seinem Arbeitskabinet und behandelte sie mit gefuchter Gleichgiltigkeit als Schüler und Studenten. „Ich wollte Ihnen eigentlich in Betreff der chemischen Versuche einige Anweisungen geben, aber das hat Zeit,“ sagte er ernst und fremd, „vorerst muß ich Ihnen ankündigen, mein Lieber, daß ich nicht länger gesonnen bin, mir das unpassende und respectswidrige Benehmen gefallen zu lassen, welches Sie oft genug gegen mich zur Schau trugen und welches ich bisher mit ungerechtfertigter Nachsicht duldete. Seit Ihrem gestrigen Vorgehen hat diese jedoch ihre Grenze erreicht und es wird daher eine entsprechende Disciplinarstrafe über Sie verhängt werden. Dies würde Sie bei Ihrem notorischen Heroismus wohl nicht weiter irritiren,“ fuhr er mit einem scharfen Blicke fort, „aber es ist ein Umstand damit verknüpft, der Ihnen vielleicht einigermaßen unangenehm sein wird. Der Student Elvers wird nämlich Ihre unfreiwillige Einsamkeit theilen, da er zufällig jetzt eben sein excessives Benehmen in jenem Kaffeehaus abzubüßen hat. Das ist ein fatales Zusammentreffen für Sie, nicht wahr, Herr Emil?“ schloß er lächelnd. Emilie schaute ihn starr, zweifelnd an. Der Professor trat dicht vor sie hin. „Das ist ja ein sehr natürlicher Zufall, warum schauen Sie denn so verwundert drein? Es ist die reine Wahrheit, Sie werden mit Ihrem Gegner zusammen in den Carcer gesteckt, das ist Ihre Strafe.“ — Emilie schwieg. Der boshafte Mann hatte sie vollständig gefangen. Entsetzt starrte sie in den Abgrund, den ihre gefährliche Lage ihr bereitet. „Ich kann mich dieser Strafe nicht unterziehen, Herr Professor,“ rief sie verzweifelt. „Was? wohl weil Elvers Ihnen feindlich gesonnen

ist?“ frug Ammon mit erkünstelter Verwunderung, „ei, Sie versicherten mir doch hoch und heilig, Sie fürchteten Niemand, gar Niemand! — Also warum ertragen Sie nicht ruhig die Strafe, die über Sie verhängt wird?“ — Das junge Mädchen rang verzweifelnd mit dem Geständniß, welches ihr so gewaltsam abgerungen wurde. Es wollte nicht über ihre Lippen. Ammon beobachtete sie lächelnd. „Ich kann nicht — Sie wissen, daß ich nicht kann!“ hauchte sie endlich leise, mühsam hervor. Ammon betrachtete triumphirend das vernichtete trostlose Mädchen, es überkam ihn eine Art Mitleid und er sagte freundlicher, indem er ihre kalte Hand ergriff: „Endlich, endlich — habe ich Sie bis hieher gebracht, es hat genug gekostet. Sie sind in der That eine kleine Heldin — nun seien Sie ruhig, mein schönes Kind, wenn Sie wirklich mit Herrn Elvers nicht zusammen sein können, werde ich Sie natürlich von diesem gefährlichen Subject fern halten.“ — Emilie erhob das Haupt und sagte schnell, mit stolzem Unwillen: „Herr Professor, Sie haben durch Ihr bisheriges Stillschweigen das Incognito sanctionirt, welches mir die Verhältnisse aufgedrungen haben. Hätten Sie mir doch gleich Anfangs Ihre Mißbilligung kundgegeben, dann wären mir diese qualvollen Scenen erspart geblieben. Es ist sehr unedel von Ihnen, daß Sie nun die Gewalt, die Sie über ein einsames, schutzloses Mädchen errungen, in dieser Weise mißbrauchen.“ — „Ah, ich kenne diesen Ton,“ rief Ammon abwehrend, „er beweist mir glänzend, daß Emil und Emilie von Waldheim identisch sind. Haben Sie mir gegenüber denn zugegeben, daß Sie ein „einsames und schutzloses Mädchen“ sind?“ — „Was sollte ich Ihnen gegenüber weiter sein als ein Schüler, gleichviel welchen Geschlechtes?“ frug Emilie ernst und ruhig. Der Professor lachte unbändig. „Sie sind äußerst naiv, mein Schätzchen, wir armen Männer wollen von einer solchen Neuerung, einer solchen Erweiterung der herkömmlichen Grenzen auch etwas profitiren. Die Lockerung der Sitten muß doch bei den Theilen zu Gute kommen. — Sie sehen, ich bin geneigt, mit Ihnen einen Compromiß zu schließen, obgleich ich grundsätzlich gegen jede Frauenemancipation bin. Aber Sie mögen meinethwegen die wunderliche Comödie weiterspielen, so lange es Ihnen Spaß

macht und so lange die Sache angeht. Wenn Sie mir gegenüber ein Mädchen sind, werde ich Sie als Mädchen behandeln, d. h. in erster Reihe schonen.“ —

„Es ist meine Sache, Ihre Begriffe über meine Stellung genauer festzustellen,“ sagte Emilie erregt. „Sie versprechen mir also, Herr Professor, mir für Ihre Person das weitere Studium unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu gestatten?“ — „Ja, mein holdes Mädchen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, wenn Sie mir dafür einen Kuß geben“ — er legte den Arm um ihren Nacken. „Sie sind ein schlechter, roher Mann, ich will nichts von Ihnen,“ rief das junge Mädchen entrüstet, indem es sich heftig losriß und die Flucht ergriff. „Wenn Sie nichts von mir wollen, dann wagen Sie es nicht, noch einmal im Hörsaal zu erscheinen, merken Sie sich das,“ schrie der Professor ihr zornig nach.

„Ich bin verloren,“ sagte sich Emilie mit der dumpfen Resignation der Verzweiflung.

Neuntes Capitel.

Geebnete Bahn.

Emilie kam nach Hause. Sie wußte kaum, ob sie erschrecken sollte, als sie ihr Wohn- und Arbeitszimmer betretend, dasselbe mit Studenten angefüllt fand. Sie erblickte Landau, Hiller und fast alle diejenigen, die gestern im chemischen Laboratorium gewesen, alle, die ihr bisher freundliche Gesinnungen gezeigt. Sie blieb an der Schwelle stehen und schaute mit großen verwunderten Augen die jungen, lebhaft gestikulirenden Männer an, die sie mit lauten Zurufen umdrängten. Alle drückten ihr zorniges Mißfallen über das Benehmen aus, welches sich Professor Ammon gestern gegen Einen von ihnen, gegen einen Studirenden herausgenommen. „Das kann nicht ruhig ertragen werden,“ hieß es von allen Seiten und man stellte an Emil von Waldheim die dringende Frage, was er zu thun gedenke. „Es kann auch nicht länger so hingehen,“ sprach Emilie,

„ich werde die Universität verlassen,“ — „Das darf nicht sein,“ riefen die Studenten im Chor und Hiller setzte mit Entschiedenheit hinzu: „Ist der Lehrer wegen des Schülers da oder umgekehrt? Ich meine das erstere. Die Lehrer sind für uns da, auch wir haben unsere Rechte und brauchen uns keine Willkürlichkeiten gefallen zu lassen.“ Allgemeiner Beifall folgte diesen Worten. „Und ich muß doch weichen,“ sagte Emilie entschlossen, „ich muß weichen, obgleich mir als Student nicht der geringste Vorwurf gemacht werden kann. Aber mein Verhältniß zu dem Professor ist ein derartiges, daß es mir fernerhin unmöglich ist, sein Schüler zu sein. Es ist sehr traurig,“ fuhr sie bewegt fort, „daß mich nur die Willkür eines Einzelnen von der Hochschule verdrängt, der Ehre zu machen mein erstes Streben war. Und dennoch muß ich es wiederholen, ich und Professor Ammon, wir haben keinen Platz neben einander.“ — Es trat eine Pause ein. „Dann muß er weichen,“ riefen die jungen Leute plötzlich einstimmig, „Du mußt bleiben,“ — „das ist nicht mehr als billig,“ — „den Professor können wir entbehren,“ — „Waldheim bleibt und Ammon geht,“ scholl es durcheinander. Ein schwaches, glückliches Lächeln erhellte das bleiche Antlitz des jungen Mädchens, schüchtern, fragend, verwundert blickte sie im Kreise umher. Sie sah wohl ein, daß ihr kaum zu helfen sei, aber diese überraschende Kundgebung erfreute sie doch.

Das Interesse und die Hochachtung, welches die Studenten ihrem Collegen Emil von Waldheim spendeten, war allgemein. Man hatte sich daran gewöhnt, ihn als ein Phänomen, als eine Zierde der Facultät zu betrachten. Aber erst der gegenwärtige Conflict sollte zu Tage fördern, wie sehr die Studenten den stillen schüchternen Commilitonen als zugehörig zu ihnen zählten, wie viele stille Sympathien er besaß. Man hatte gegen seine Ansichten im Allgemeinen Einwände, aber es stellte sich heraus, daß mit wenigen Ausnahmen ihm persönlich Jeder wohlwollte, daß seine eigenthümlich anziehende Persönlichkeit, seine Liebenswürdigkeit, seine fast kindliche Bescheidenheit im Umgang auf wenige der jungen Leute ganz ohne Wirkung geblieben. Niemand war er persönlich nahe getreten, aber Jeder hatte wohl einmal seine schüchterne, aber gewinnende Freundlichkeit

erfahren. Ja die Studenten waren einigermaßen stolz auf ihren Kollegen und darum sträubten sie sich, ihn der Willkür eines ohnehin ungeliebten Lehrers aufgeopfert zu sehen. In einigen Dingen waren sie freilich in Opposition mit Emil von Waldheim, aber sie konnten ihn darum nur um so höher achten, und dies ging überdies nur sie, keinen Dritten, keinen Professor etwas an.

Aber Emilie war zu gewissenhaft, den Unwillen der Studenten unredlich gegen Ammon zu gebrauchen. Als sie denselben mit einigen schüchternen Worten gedankt, sprach sie: „Ich will Professor Ammon nicht schlechter erscheinen lassen, als er ist. Ich gestehe also, daß er einen Einblick in meine Privatverhältnisse erhalten hat, welcher ihn dazu vermocht zu haben scheint, die über mich errungene Gewalt so zu mißbrauchen.“ —

„Das entschuldigt nichts,“ lautete nach kurzem Zögern die Antwort. „Er hat in Dir den Studenten beleidigt, er hat seine Eigenschaft als Lehrer mißbraucht, das dürfen wir uns nicht gefallen lassen.“ —

Es folgte eine stürmische Debatte — — — — —

Als am andern Morgen Professor Ammon den Hörsaal betrat, um eine Vorlesung zu halten, war er einigermaßen überrascht, zu sehen, daß der Raum mit Studenten dicht gefüllt war. Sein Auditorium war nie besonders groß, jedoch in letzter Zeit auffallend spärlich gewesen. Aber fast erstarrt blieb er stehen, als er inmitten der dicht gedrängten Studenten Emil von Waldheim's schönes, bleiches Antlitz erblickte. Er hatte sie doch gewarnt, überhaupt noch im Hörsaal zu erscheinen, wenngleich es ihm nicht Ernst damit war, das Spiel mit dem schönen Mädchen zu einem allzu raschen Ende zu bringen. In der Unterredung, die er gestern mit Professor Herrmann gehabt, hatte er diesem zweideutig versichert, das Verbleiben seiner Nichte unter den gegebenen Verhältnissen hinge ganz von ihr selber ab. Und nun erschien das unerfrorene Mädchen sogar in seiner Vorlesung, — sie trotzte ihm in's Gesicht. Ammon war wahrhaft verblüfft von dieser Kühnheit, er wußte nicht recht, was er thun sollte. „Die Kleine bringt mich wirklich aus der

Fassung," sagte er zu sich selbst und betrat den Lehrstuhl, indem er Emilie mit einem verächtlichen, durchbohrenden Blicke betrachtete. Aber im selben Momente wurde ein vereinzeltcs Zischen, Pfeifen, Poltern laut. Der Professor fuhr auf. „Meine Herren," rief er drohend, mit gerunzelter Stirne. Erneuter Lärm übertönte seine Stimme. „Ich verstehe," sagte er sich und sah wüthend nach Emilien hin. „Man hat eine Demonstration angezettelt, aber das soll die kleine Heze büßen. Meine Herren," rief er laut, „ich weiß, wo Sie hinaus wollen." Poltern, Zischen, Pfeifen war die Antwort. Ammon bebte vor Zorn, er hatte nur noch den einen Gedanken, sich für diesen Skandal zu rächen. Noch einmal versuchte er es, sich vernehmlich zu machen und begann mit einer drohenden Geberde nach Emilien: „Hören Sie mich, meine Herren, Ihr College, der Studierende v. Waldheim" — — Ein donnerndes, dreimal wiederholtes Pereat begrub seine Worte und die Studenten verließen lärmend den Saal, indem sie Emil von Waldheim in ihre Mitte nahmen.

Ammon war außer sich. Der stolze Mann mochte nach dieser Demonstration nicht mehr daran denken, seinen Lehrstuhl zu behaupten, um so mehr, als er vor einer Wiederholung des Scandals nicht sicher war. Und wem hatte er ihn zu danken? — Einem Mädchen, dessen Kühnheit ihm eine Art psychologischen Räthsel war, da er die Consequenz ihres Strebens nicht begreifen konnte. Die erste Regung seiner gereizten, rachsüchtigen Gefühle war, das verkleidete Mädchen sogleich mit Glclat zu entlarven und von der Hochschule zu vertreiben. Aber kaum war die erste Aufwallung seines Zornes verflogen, als sich gegen diesen Act der Wiedervergeltung die gewichtigsten Bedenken erhoben. Ammon war trotz seiner zahlreichen Charakterfehler frei von gemeinen Gesinnungen und er besaß ein lebhaftes Ehrgefühl. Er mußte sich daher eingestehen, daß er durch jenen Schritt weit mehr blamirt würde, als Emilie, die sich die allgemeine Achtung in so hohem Grade, und wie der Professor zugeben mußte, so wohlverdienter Weise errungen hatte. War es nicht entwürdigend für ihn, an dem Mädchen, welches so in seine Hände gegeben war, einen so niedrigen Act der Rache zu üben

sie für die Demonstration der Studenten allein verantwortlich zu machen? Würde man ihm nicht den Vorwurf machen, daß er den unberechtigten Hörer so lange geduldet, das schutzlose kühne Mädchen verfolgt und gequält, anstatt es einfach zu entlarven und nach Hause zu schicken? Machte er sich im gegenwärtigen Augenblicke nicht lächerlich durch das Geständniß, ein hilfloses, weibliches Wesen habe ihm unter so schwierigen Verhältnissen so erfolgreich Widerstand geleistet? — Nein, nutzen konnte ihm die Entdeckung gar nichts, denn die Studenten hätten sich wahrscheinlich mit um so größerer Wärme um das schöne Mädchen geschaart, mit heftigerer Entschiedenheit gegen ihn Partei ergriffen. Alle diese Betrachtungen gewannen immer mehr Raum in ihm und als später Herrmann und Seeborn bei ihm erschienen, fanden sie ihn schwankend und herabgestimmt. Die Beiden klärten ihn über die Vorgänge unter den Studenten auf, theilten ihm mit, daß der Entschluß Emilien's, die Universität zu verlassen, die Demonstration hauptsächlich veranlaßt und ergriffen endlich auf das Wärmste für den weiblichen Studenten Partei. Ammon erklärte, seinen Lehrstuhl aufgeben zu wollen und nach einer langen, heißen Discussion gab er sein Ehrenwort, zu schweigen, nun ohne den von Emilien geforderten Preis. — — — — —

Emilie mußte vor dem Rector magnificus erscheinen, um sich wegen der letzten Vorfälle zu rechtfertigen. „Aber Emil,“ sagte Seeborn im Tone leisen Vorwurfs, „was haben Sie gethan! die Gefahr, relegirt zu werden, hing an einem Haar über Ihrem Haupte — sie ist eigentlich noch nicht ganz beseitigt. Konnten Sie nicht ein wenig glimpflicher mit dem Herrn Professor verfahren?“ Emilie stand tieferglühend mit niedergeschlagenen Augen vor ihm und schüttelte den Kopf. „Ich konnte nicht anders,“ sagte sie leise, „ich mußte mein ganzes Streben auf's Ziel setzen.“ „Armes Kind,“ sprach er bewegt, voll zarten Mitleidens. „Sie dachte zuerst an ihre weibliche Würde, dann erst an ihre Studentenschaft,“ bemerkte er befriedigt zu sich selbst, als der liebliche Angeklagte gegangen war, „sie ist doch ein echtes — ein reines Weib.“ Es war nicht nachzuweisen, daß Emil von Waldheim der „Mädelsführer“ bei der Demonstration der Studenten gewesen und Professor Ammon hatte

wegen seines undisciplinariſchen Benehmens im Gemischen Laboratorium keine Klage erhoben, alſo kam er ſtraflos davon.

Kurze Zeit darauf reiſte Ammon ab. Er begab ſich nach der Uniuerſität in Emilienſ Heimath, wo der Lehrſtuhl für medicinische Chemie, den Profeſſor Herrmann eingenommen, nur unzulänglich beſetzt war. Da Ammon ſich dieſem Fache ſeit ſeinen Arbeiten mit Seeborn und Herrmann mit großer Vorliebe zuneigte, hatte das Privatcollegium, welches er gründen wollte, günſtige Auspicien für ſich. Mit der Zeit hatte er dort eine Stelle als ordentlicher Profeſſor zu erhoffen.

„Alſo Sie wollten die Uniuerſität auf die Unterredung mit mir verlaſſen und dieſ brachte Ihre Herren Collegen ſo in Harniſch,“ ſagte er beim Abſchied zu Emilien, mit der er ſeit jenen Vorfällen das erſte — und letzte Mal Worte wechſelte. „Das iſt die Wahrheit, Herr Profeſſor,“ erwiederte ſie ruhig. Ammon lachte bitter. „Alſo ein Ruß, den ich nicht einmal erhalten habe, vertreibt mich von der hieſigen Uniuerſität. Nun, das wird Ihren Stolz doch befriedigen, Sie haben damit für ein Mädchen genug geleiſtet.“ — „Sie ſind im Irrthum,“ erwiederte Emilie erröthend, „nicht ich vertreibe Sie von hier, ſondern die einhellige Meinungsäußerung meiner Studiengenoffen. Dieſe aber ſehen, wie Sie wiſſen, kein Mädchen in mir. Deſhalb wagte ich es, im Hörſal vor Ihnen zu erſcheinen, um Ihnen zu zeigen, daß ich mir nur durch mein Thun und Streben eine geachtete, eine berechtigte Stellung errungen habe. Nur das wollte ich, obgleich ich für dieſelbe keine Hoffnung mehr hatte.“ „Nun Sie ſitzen jezt feſt und ich werde wohl in N. das Vergnügen haben, Sie in Ihrer Doctorſwürde zu begrüßen,“ ſchloß er ſpöttiſch. „Ich werde mein Möglichſtes thun, damit Sie ſich einſt nicht ſchämen müſſen, mich unter Ihre Schüler gezählt zu haben,“ erwiederte das junge Mädchen mit Würde. Sie ſchieden kalt, wie Emilie ſich von Linda getrennt hatte, die mit ihrem Bruder doch manchen Charakterzug gemeinſam hatte.

Emilie athmete nun auf, ſie war von ihrem drängendſten Feinde befreit. Auch Elvers war wieder unſichtbar geworden, er hatte wegen ſeines exceſſiven Benehmens eine längere Disciplinar-

strafe zu bestehen. Sogar Zsendorf's war sie für den Augenblick ledig, er war wegen der Erkrankung eines seiner Familienglieder schleunigst nach Hause gereist. Indessen kamen die Ferien heran; Emilie begab sich mit dem Oheim auf das Land und genoß das, nach den Stürmen der letzten Zeit doppelt ersehnte Glück, mit dem geliebten Vater auf einige Wochen vereinigt zu sein. Das junge Mädchen begann geistig und körperlich aufzuleben, mit neuer Lebensfreude faßte sie ihr Ziel in's Auge, die Rosen der Gesundheit erblühten auf's Neue auf ihren Wangen, Seelenfriede und Willenskraft leuchteten aus ihren Blicken.

Sie sollte nach ihrer Rückkehr an die Universität bald Gelegenheit erhalten, ihre frisch gesammelten Kräfte zu erproben, ihre Liebe für den künftigen Beruf, ihre Begeisterung für ihr Ziel zu beweisen. — In der Stadt war ein bössartiges, typhöses, ansteckendes Fieber ausgebrochen, welches durch neue Symptome, durch unerklärte Erscheinungen die medicinische Wissenschaft herausforderte. Seeborn hatte zahlreiche Kranke auf seiner Klinik, um das Uebel zu studiren, aber seine Schüler konnten ihre Scheu vor der Ansteckung nicht ganz unterdrücken, sie fanden sich nur spärlich ein. Es war bei dem räthselhaften Charakter der Krankheit wenig Belehrung zu erwarten und Jeder zögerte, sein junges Leben scheinbar nutzlos auf das Spiel zu setzen. Hier aber war Emilie in ihrem Element. Das junge Mädchen mit seiner begeistertsten Hingebung und Opferfähigkeit fühlte sich glücklich, einmal der Ueberfülle ihres Herzens durch eine That Luft zu machen. Emiliens Begeisterung für ihren künftigen Beruf grenzte an Schwärmerei und diesen Gemüthszustand war durch die bestandenen Kämpfe und Conflictе nur noch mehr zur Reife gelangt. Die jungen Männer, welche ihre Genossen waren, hatten doch trotz mancher schönen und edlen Gesinnung, trotz mancher uneigennütigen Neigung für das Fachstudium, Alle mehr oder minder den Wunsch, durch ihren Beruf ihr persönliches Wohl zu begründen, sie hatten noch andere äußere Interessen für ihr Vergnügen, für ihre Beziehungen zu der Welt. Anders war es mit Emilie, sie sollte beweisen, daß sie als Mädchen dasselbe leisten könne, wie diese Jünglinge, sie wollte erproben, was sie ohne die zwei-

deutigen Privilegien ihres Geschlechtes, ohne den Schutz von Sitte und Herkommen, ohne Larve und Schönheit durch den inneren Kern ihres Wesens vermächte. Mit der schwärmerischen Hingebung, der nur eine Frauenseele fähig ist, hing sie selbstlos an ihrem Verufe, wollte sie ihn üben als ihre wahre, einzige Lebensaufgabe. Sie dachte nicht an ihr persönliches Glück, sie dachte nur daran, dem Geliebten die Reinheit und Größe ihres Strebens zu zeigen und ihrem unaussprechlich geliebten Vater Freude zu machen, indem sie vollkommen wurde in seinem Sinne. So kam es, daß Emilie mit freudigem Muth an der Seite ihres geliebten Lehrers ausharrte, daß sie mit unermüdlischer Ausdauer, mit begeisterter Hingebung Tag und Nacht in den Räumen des Spitals thätig war. War es doch ohnehin schwer, bei dem bössartigen Charakter der Krankheit genügende Wartung für die Leidenden zu finden und das opferfreudige Mädchen fand ein reiches Feld, seine werththätige Nächstenliebe zu üben.

Seeborn hatte sich zur Aufgabe gemacht, das Uebel eingehend zu studiren und sein Wesen zu ergründen; es war nur für den vielbeschäftigten Mann von unendlichem Werthe, daß sein intelligenter und verlässlicher Schüler durch unausgesetzte und sorgsame Beobachtungen ihm das nützlichste und reichste Material lieferte. Ueberhaupt gestalteten sich diese Tage zu sehr bedeutungsvollen für Emilien's Verhältniß zu ihm. Aus Rücksicht für ihre mädchenhafte Scheu hatte es Seeborn bisher vermieden, mit ihr ganz ohne Zwang zu verkehren und er begnügte sich, sie mit liebevollem Interesse zu beobachten, sie so viel als möglich zu beschützen. Nun aber wurde ihm Gelegenheit, das junge Mädchen in seinem innersten Wesen kennen zu lernen, einen Einblick in ihr Seelenleben zu thun, ihre Charakterstärke, ihre Opferfreudigkeit, den selbstbewußten Ernst ihres Strebens sich entfalten zu sehen. In den düsternen Räumen des Spitals traten sich der Lehrer und die Schülerin geistig und menschlich näher, lernten sie freundschaftlich miteinander verkehren. Es war ein schönes Verhältniß zwischen dem ernstern, hochsinnigen, selbstbewußten Mann der Wissenschaft und dem begeisterten, empfänglichen, liebevoll hingebenden Mädchen. Er lernte kennen, welches Glück es sei, mit einem solchen

weiblichen Wesen sich in einem uneigennütigen edlen Wirken zu vereinigen und obgleich er fortfahren mußte, seine Schülerin Emil zu nennen und gleich den männlichen Studenten zu behandeln, begegnete er ihr doch in ihrem gegenseitigen geistigen Verkehr mit jener zarten, huldigenden Achtung, wie sie ein edler Mann der selbstbewußten Frauenwürde zollt.

Dagegen hatte sich Emiliens Verhältniß zu zweien ihrer Studiengenossen wieder bedrohlich gestaltet. Elvers, durch ihre stolze, selbstbewußte Ruhe gereizt, begann sie wieder mit höhnisch herausfordernden Blicken und anzüglichen Bemerkungen zu verfolgen und bangend dachte sie an Landau's Worte, welche ihr einen „Scandal“ in so bestimmte Aussicht gestellt. Aber noch viel quälender und beängstigender wurde ihr Baron Zsendorf. Die längere Trennung schien die Gefühle des jungen Mannes noch mehr erregt zu haben. Unwillkürlich stieg die brennende Röthe in ihre zarten Wangen, wenn sie seine glühenden Blicke auf sich ruhen wußte, und seine, von unterdrückter Leidenschaft bewegten Worte quälten und beleidigten sie, und vergebens kann sie in Todesangst, wie sie dieser peinlichen Lage entrinnen solle. Sie sah, daß der junge, leidenschaftliche Mann sie früher oder später verderben müsse, und doch trat diese Befürchtung vor der bangen Beklemmung, die ihr der Ausdruck seiner Empfindungen an und für sich selbst verursachte, in den Hintergrund.

Emilie saß in vorgerückter Nachtstunde in einem kleinen Nebenzimmer auf Seeborn's Klinik, um für ihren Lehrer einige Aufzeichnungen zu machen. Da wurde die Thür hastig aufgerissen und Zsendorf stürzte auf sie zu. Sie hatte ihn zu ihrer großen Beruhigung seit einigen Tagen nicht mehr gesehen, da er sich oft längere Zeit in seiner Wohnung absperrete. „Emil, Du hier, — Du hier, um Gottes Willen, Du mußt fort,“ rief er angstvoll und leidenschaftlich. „Im Gegentheil, Zsendorf,“ sagte Emilie, ihn abwehrend, „Sie müssen gehen und sogleich, ich war mehrere Stunden bei den Kranken, Sie werden sich anstecken.“ Zsendorf lächelte über diesen Zug frauenhafter Sorglichkeit, er betrachtete sie mit feuchten, tiefgerührten Blicken. „Emil,“ sagte er mit bebender Stimme, „die

Todesangst um Dich treibt mich her, ich muß Dich von hier wegbringen, und wäre es mit Gewalt. Du — Du setzest Dein Leben in Gefahr und dieser Gedanke macht mich halb wahnsinnig." — „Lassen Sie mich allein, ich beschwöre Sie," flehte das junge Mädchen angstvoll, „ich bin hier an meinem Platz und nichts wird mich von demselben entfernen." — Aber Isendorf hörte nicht, leidenschaftlich faßte er ihre Hände und drängte: „Komm, komm mit mir, Du darfst Dein Leben nicht auf's Spiel setzen, Du darfst nicht, Dein Leben ist zu theuer — zu theuer für Andere." „Sie verstehen mich nicht," rief Emilie heftig erregt, „ja, Sie haben niedere Begriffe von mir, sonst würden Sie mir nicht so — nicht so" — ihre Stimme zitterte und sie senkte das Haupt, „auf meinem Wege entgegenzutreten, von dem ich nimmer abweichen werde." — „Emil — theurer Emil," sagte der junge Mann, — er lag vor ihr auf den Knien und blickte innig zu ihr auf, „wie, ich sollte Dich nicht verstehen? Wer sollte Dich dann verstehen? — ich habe ein Recht auf Dich — und darum mußt Du mir folgen, ich lasse nicht ab von Dir! Du darfst Deine Opferwilligkeit nicht so weit treiben — opferst Du doch genug, Emil." — „Schweigen Sie, Schweigen Sie, ich beschwöre Sie," flüsterte Emilie bebend und eine tiefe Wehmuth umflorte ihr liebliches Antlitz „und rühren Sie nicht an diesen Punkt — lassen Sie mich ruhig und unbeachtet meinen Weg gehen — und glauben Sie mir, — es ist gut so" — mit stummer, schüchternen Bitte blickte sie ihn an. Aber er hörte sie nur halb, sein Auge hing nur an ihrem Antlitz. „Du liebliches, wunderbares Räthsel, sei nicht so unerbittlich — nicht so undurchdringlich," er faßte ihre Hand und übersluthete sie mit einem Strom leidenschaftlicher, zärtlicher Worte, die, alle Schranken durchbrechend, aus seinem übervollen Herzen quollen. Emilie war erschrocken aufgesprungen. „Wie können Sie so grausam sein!" rief sie schmerzlich und heiße Thränen traten in ihre Augen — dann setzte sie leise hinzu: „Ach ich war sehr — sehr leichtsinnig — und bin nun ebenso unglücklich." — „Vergib mir, süßes Mädchen," bat der junge Mann bewegt, „der Zauber der Seelenschönheit, den Dein Schöpfer Dir verliehen, spottet der räthselhaften Maske, hinter welcher Du Dich

zu verbergen suchst. Nur zu rasch blickte ich offen und klar, mit seligen Blicken in den Himmel Deines Geheimnisses," — „Ich will Arzt werden, das ist mein ganzes Geheimniß," sagte Emilie einfach, „und wenn ich mich in meiner Begeisterung für meinen Beruf zu weit wagte, so ist mein Wille doch rein und gut. — Und darum — wenn Sie wirklich freundliche Gefühle für mich hegen, warum stören Sie so erbarmungslos meinen Frieden, meine Ruhe — mein ganzes Streben!" — „Gott, verzeihe mir die Thräne, die ich Dir auspreßte," rief Zsendorf exaltirt — „aber Er weiß, ich konnte nicht anders — ich weiß, wie stark Du bist, ich kenne die Ruhe, die Klarheit Deines Geistes — und doch Du bist ein Weib — darum gestatte mir das Eine — Eine, Dich zu schirmen, zu unterstützen — Dein Friede soll mir heilig sein — denn ich liebe Dich, — Du räthselhaftes Mädchen — ich liebe Dich." — „Still, still," sagte Emilie erglühend, „Sie vergessen, in welcher Lage — in welcher Kleidung — ich vor Ihnen stehe. — Sie dürfen nicht so zu mir sprechen, ich darf Sie nicht anhören. — Glauben Sie denn, ich könnte Ihnen noch einmal, ohne zu erröthen, in die Augen sehen — glauben Sie, ich vermöchte vor Ihnen noch die unglückliche Rolle weiter zu spielen, die ich einmal begonnen. Nein, mein Freund — ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten — aber ich kann es nicht annehmen. Ich muß mich selbst beschützen können, und ich werde es. Sie können mir nur einen Liebesdienst erweisen und Sie werden mir ihn nicht versagen, wenn ich Ihnen wirklich theuer bin. Sie müssen mich verlassen und auf immer. Die Gefühle, mit denen Sie mich betrachten, würden meinen Standpunkt verrücken, meiner Stellung unter meinen Studiengenossen die Reinheit rauben. Sollen Sie mir und meinem Streben die Achtung, welche letzteres wenigstens verdient, und verlassen Sie mich! — Verlassen Sie mich, mein Freund," schloß sie mit innigem Flehen — „Ihnen steht die Welt offen — Sie sind ein Mann! — Ich bin an meinen Oheim gebunden, da sein Schutz allein meiner Maske die moralische Sanktion verleiht." — „Emil," bat Zsendorf erregt, „ich schwöre Dir, Du sollst fortan nur diesen Namen für mich tragen — aber laß mich in Meiner Nähe — laß mich bei Dir. Mein Gott, Du weißt

ja nicht, was Du mir bist — verwirf nicht so grausam ein Gefühl, welches Du vielleicht gar nicht zu schätzen vermagst.“ — „Früh und auf immer habe ich mit demselben abgerechnet“ sprach sie ernst, „es hat keiner Gewalt über mein Streben, keiner Raum neben ihm. Man sagt, die Frauen seien schwach — also seien Sie stark, da Sie ein Mann sind. — Vergessen Sie mich — es wird Ihnen nicht so schwer werden,“ fuhr sie düster fort, „wie kann ich Ihnen mit den Reizen eines lebenswerthen Weibes geschmückt erscheinen? — Nein, unterdrücken Sie die Gefühle, welche Sie und den Gegenstand derselben nur in peinliche Conflictе stürzen könnten. Ueberlassen Sie mich in Frieden meinem Streben.“ — Emilie sprach noch lange aus der Fülle ihrer stolzen, begeisterten Seele und der junge Mann lauschte ihr mit stiller, wehmüthiger Andacht. — „Ich gehe denn, weil Du es so willst,“ sprach er endlich überwunden, tiefauffeuzend. „Ich gehe, weil es Sünde wäre, mit meinen stürmischen Wünschen länger den hehren Frieden Deiner Seele zu trüben. Ich beuge mich vor Dir, Du wunderbares Mädchen. Aber Du weißt nicht, was Du mir thust, Du weißt nicht, wie ich bisher von heißem, unstillbarem Sehnen, Bangen und Wünschen umhergeworfen wurde, wie mein ganzes Dasein ein wüstes Jagen war nach dem großen Lösungswort, welches die tödtlichen Zweifel meiner Seele lösen sollte, — wie ich in diesem wüsten Chaos, Welt genannt, vergebens Licht — Ruhe — Frieden suchte — Licht, Ruhe, Frieden — ich fand Alles in Dir, in Deinem wunderbaren Wesen — welches den Zauber innerer und äußerer Schönheit mit dem selbstbewußten Streben eines klar und friedlich in sich selbst ruhenden Geistes verbindet. Das Räthsel Deiner Erscheinung zu lösen, schien mir plötzlich eine würdige, befriedigende Aufgabe und Dein liebes, schönes Antlitz erschien mir wie die Ahnung eines bessern, höhern Lebens. — Und nun,“ er schwieg und schlug die Hände vor die Stirn, „es war aber auch ein Phantom, — ein Traum, — eine lächelnde Lüge meines Schicksals, um mich noch unglücklicher zu machen“ — schloß er nach einer Pause mit dumpfer Stimme. Dann faßte er plötzlich Emiliens Hände, blickte ihr innig und drängelnd in die Augen und frug: „Nur das Eine sage mir, räthsel-

haftes Mädchen — nur das Eine — bist Du glücklich — ganz glücklich?“ „Nein, mein Freund,“ sagte sie mit weicher vibrierender Stimme, „ich bin nicht glücklich, wie könnte ich in dieser Lage auch glücklich sein! — Ich bin in einen immerwährenden Kampf verwickelt, in den Kampf um die wahre Frauenehre; — die geistige Selbstständigkeit, die Geistesfreiheit, eine Ehre, die unabhängig ist von meinem Geschlechte, von dessen vergänglichen Reizen und Privilegien, die will ich erringen. Und das Bewußtsein, um so hohe Güter zu kämpfen, gibt mir einen Frieden, den keine Zeit kein Wechsel mir rauben können. Streben Sie nach dem Unvergänglichen, folgen Sie meinem Beispiele und wir werden im Geist vereinigt sein.“ Sie lächelte ihm freundlich zu und ihr Antlitz trug in diesem Augenblicke wirklich den Ausdruck eines Friedens, wie ihn die glühende Phantasie eines begeisterten Künstlers dem Antlitze einer verklärten Madonna oder eines singenden Engels einhaucht. Er betrachtete sie mit träumerischem Weh. „Ich glaube, so entsagen kann nur ein Frauenherz,“ sagte er tief gerührt, „mir rinnen jene stillen heiligen Quellen nicht, aus denen Du Deine Kraft schöpfest — Du liebliches Wesen. — Und der Trennungsschmerz will nicht schweigen vor Deinen reinen Worten.“ — Wieder schaute er sinnend in ihr ruhiges Antlitz, — die thränenfeuchten Wimpern hatten sich tief über die dunkeln Augen gesenkt. — „Ob Du nur ahnst — was ich in diesem Augenblicke empfinde,“ sagte er leise, wie für sich. Emilie zuckte leicht zusammen. Ihr Herz pochte mächtig auf, sie dachte an die Stunde, in welcher sie Konrad entsagt und er in Jorn und Schmerz von ihr geschieden — ein tiefes Weh beschlich sie. Duster brannte die Lampe in dem kleinen öden Zimmer des Spitals, draußen war tiefe, stille Nacht. Schweigend standen sich die beiden jungen Wesen gegenüber und lauschten der schmerzlich bewegten Welt ihres Innern. Der dunkle Geist schmerzlicher Entsagung zog durch ihre hangenden Seelen. Das junge Mädchen seufzte endlich tief auf und sprach trübe aber fest: „Wir müssen scheiden, mein Freund — wir haben uns Beide — Beide zu tief in unser Empfinden versenkt und wir entweißen diesen Ort. — Gehen Sie — gehen Sie, damit ich das Bild von Ihnen bewahren kann,

wie ich es bisher besaß — das eines treuen verlässlichen Freundes. — Gönnen sie mir ein solches Andenken von Ihnen, Zsendorf.“

„Hast Du nicht ein Wort der Hoffnung für mich, keines des Trostes, keinen Lichtblick für die Zukunft, Du stolzes Mädchen?“ flüsterte der junge Mann flehend. „Verlangen Sie nicht von mir, was ich nimmer geben kann,“ klang es von des Mädchens Lippen, „ich habe nichts für Sie als ein herzliches Lebewohl!“ — Er rang stumm mit seinem Schmerz. „So lebe denn wohl, Geliebte — Du willst Du mir nicht einmal Deinen Namen gönnen, als ein liebes Kleinod für meine Erinnerung?“ —

„D uns wäre besser, ich wäre für Sie nur Ihr Studien- genosse Emil geblieben,“ seufzte sie, „so bewahren Sie denn ein freundliches, friedliches Andenken an Emilie.“ —

„Liebe, — liebe Emilie,“ sagte er mit unnennbarer Zärtlichkeit. Mit feuchten trunkenen Blicken schaute er lange, lange in das liebliche jungfräuliche Antlitz, welches so wunderbar von der fremd- artigen dunklen Männerkleidung abstach, die die schlanke Mädchen- gestalt verbarg. Lange schaute er in dieses Antlitz, wie um es sich recht tief einzuprägen, dann stürzte er hastig fort.

Emilie schaute dem Davoneilenden lange träumerisch nach — selbst als er längst, längst verschwunden war. Dann kehrte sie ruhig zu ihren Kranken zurück. Zsendorf hielt Wort. Sie sah ihn nicht wieder. Er reiste kurze Zeit darauf ab, um eine andere Universität zu beziehen.

Die Krankheit wich endlich metereologischen Einflüssen und Emilie trug nur von der körperlichen und geistigen Anstrengung eine Unpäßlichkeit davon, welche sie einige Tage verhinderte, die Vorlesungen zu besuchen. Es war während dieser Zeit, als Professor Seeborn seinen Hörern einen Vortrag über das Wesen der Krankheit hielt und über die Beobachtungen, die er gemacht. Am Schlusse der Rede erwähnte er noch, er könne hier eine persönliche Angelegenheit nicht ganz unerwähnt lassen und skizzirte kurz die Ausdauer und den Muth seines Schülers Waldheim, der ihm so treu zur Seite gestanden. In kräftigen, edlen und eindringlichen Worten hob er hier hervor, wie viel höher jener, allerdings leider ruhmlosere Muth stehe,

der ohne Rücksicht auf persönliches Wohl und äußern Ruhm, dem Gebote der Pflicht, höheren Zwecken sich rückhaltslos aufopfere und dem als recht und wahr Erkannten unerschütterlich treu bleibe, wie viel höher dieser Muth stehen müsse als jener conventionelle und wortprunkende, der sich durch die Führung einer Mordwaffe documentire und um das Phantom der sogenannten Ehre Leben und Gesundheit gefährde. Die Worte des hochverehrten Mannes machten einen tiefen Eindruck auf sein Auditorium und als Emil von Waldheim am andern Tage unter seine Studiengenossen trat, begrüßte ihn ein vielstimmiges Vivat. Ja mehrere der freisinnigsten Studenten erklärten es für eine Schurkerey, Waldheim's Muth und Ehrenhaftigkeit anzuzweifeln und von dieser Zeit an hatte Emilie nichts mehr zu ertragen als Herrn Ebers' und seiner Gesinnungsgenossen Kälte und Gleichgiltigkeit, da dieselben eben mit Philistern nichts zu thun haben wollten.

Im Laufe des Spätherbstes fand am Orte die Generalversammlung eines wissenschaftlichen Vereines von Ärzten und Naturforschern statt, in welcher Seeborn und Herrmann die Resultate ihrer chemisch-medicinischen Arbeiten zur Erörterung brachten. Auch legten sie eine treffliche Arbeit über den Verlauf der Experimente vor, welche Emilie als Frucht ihrer reichen Privatstudien geliefert. Die Folge davon war, daß Emil v. Waldheim, studiosus medicinae, zum Ehrenmitglied des Vereines ernannt wurde und der Ruf des strebsamen, hoffnungsvollen Jünglings selbst in weitere Kreise drang. Professor Herrmann schwelgte in freudigem Stolze auf seinen Liebling. Seeborn lächelte bei dem Gedanken, was die Versammlung der ehrenwerthen Gelehrten sagen würde, wenn sie erführe, wen sie eigentlich zum Ehrenmitglied ernannt und Emilie malte sich mit schalkhafter Freude den Augenblick dieser Entdeckung aus.

Dieser Vorfall hatte indessen dazu gedient, ihre Stellung nach allen Richtungen zu befestigen und Emiliens Studienzeit verlief fortan in ungetrübtem Frieden. Unangefochten lebte sie an der Seite des gelehrten Oheims in stillster Zurückgezogenheit ihrer ernstesten Geistesarbeit. Die Liebe und Hochachtung ihrer Lehrer und Mitschüler gewährten ihr den Schutz, dessen sie bedurfte. Allerdings war aus

den Conflicten, die sie bestanden, aus den Eigenthümlichkeiten ihres Wesens, die sie so auffallend von ihren Commilitonen unterschieden, allmählig die geheimnißvolle Kunde ausgeduftet, der räthselhafte Emil von Waldheim berge nichts mehr und nichts weniger als ein schönes, kühnes Mädchen. Leise ging das Wort von Mund zu Munde. Diejenigen, welche Emilien menschlich näher standen, öfter die Gelegenheit hatten, sie zu beobachten, stuzten und staunten, wie merkwürdig alle Zeichen stimmten. Wer hatte nicht das wunderbare Etwas empfunden, welches aus Emilien's lieblichem Antlitz, aus dem seltsamen Zauber ihres Wesens sprach? — Aber die Achtung, die man ihr zollte, war zu groß und allgemein, um sich nicht bis auf ihr vermuthetes Geheimniß zu erstrecken und man störte nicht das räthselhafte junge Wesen in seinem Thun und Treiben. Alle diejenigen, welche nicht eingehender mit Emilien verkehrt hatten, lächelten über diese Vermuthung, als über eine Fabel, die aus Emil's Schönheit und schüchternem Wesen entstanden. Freilich, der junge Sonderling wollte auch im Verlauf der Zeit nicht männlicher aussehn, unverändert blieb das feine mädchenhafte Antlitz, das kindlich schüchterne Benehmen — aber hatte er nicht schon so vielfach seinen Muth, seine Charakterstärke, seine unbeugsame Entschiedenheit bewiesen, — er der begabteste Student vielleicht der ganzen Hochschule, der Genosse hochgeschätzter Gelehrten, das Ehrenmitglied des Vereines der Aerzte und Naturforscher, er — ein Mädchen! — Nein, das war eine Lächerlichkeit, eine alberne Fabel! — Emilie fühlte instinctiv, sie könne nur durch die größte Zurückgezogenheit ihr Geheimniß bewahren. Ihre äußere Erscheinung setzte man unbedingt auf Rechnung eines zufälligen Spieles der Natur, aber ihr eigenes, inneres Wesen mußte sie verrathen. Sie beschränkte daher ihren Verkehr sorgsam nur auf diejenigen, welchen sie vertrauen konnte. Zwischen ihr und Seeborn hatte sich ein schönes, freundschaftliches Verhältniß herausgebildet. Seeborn war, wie allen wahrhaft gebildeten, feinfühlenden Männern, der Umgang mit edlen Frauen Bedürfniß, aber seine traurigen Erfahrungen mit Linda, der frühe Tod seiner Gattin hatten ihn von Frauengesellschaft abgehalten und abgeschreckt. Der Einblick in diese reiche schöne Mädchenseele, der

ihm allein und unter so seltsamen Umständen zu Theil wurde, übte einen mächtigen Zauber auf ihn. Das junge Mädchen wurde die Theilnehmerin seines ganzen Wissens und Denkens, seines Thuns und Strebens und es entwickelte sich zwischen ihnen ein schöner Gedankenaustausch über alles, was dem denkenden Menschen hoch und heilig ist. Seeborn that dieser Verkehr unendlich wohl, vielleicht noch nie hatte er sich so glücklich angeregt, so empfänglich für alles Große und Schöne gefühlt, als durch dieses Verhältniß. Auch für Emilien aber war es von unschätzbarem Werthe, frei und offen ihr inneres Leben und Wesen entfalten zu können, wie es ihr jetzt so selten vergönnt war. „Welchen unberechenbaren Schaden fügten die Männer doch bisher sich und ihrem Wirken zu,“ sagte er einmal zu dem jungen Mädchen, „indem sie von den höhern Aufgaben ihres Daseins die reine begeisterungsfähige Frauenseele fernhielten“ — und es entwickelte sich das seltsame Schauspiel, daß Professor Seeborn, Rector magnificus der Universität, mit einer Mischung von Achtung und Herzlichkeit einen innigen Kuß auf die Hand des Studenten v. Waldheim drückte. Im Hause des Professors Wallbek ward Emilie stets mit unveränderter, unbefangener Herzlichkeit empfangen und sie meinte daher, man habe dort keine Ahnung von ihrem Geheimniß. Sie ahnte nicht, welche Wirkung es haben mußte, wenn sie sich so gemüthlich in der Kinderstube niederließ und mit den kleinen Mädchen tändelte, wenn sie mit so liebevollem Interesse das mütterlich häusliche Walten der Frau Professorin beobachtete, wenn sie Julien ernsthaft rieth, diesen oder jenen fecken Studenten tüchtig abzufertigen, oder wenn sie sich gar so weit vergaß, dem hübschen Mädchen einen stets merkwürdig entsprechenden Rath in Toilettenangelegenheiten zu geben. Einmal war das jüngste Töchterlein des Hauses gefährlich krank, da saß Emilie neben der bangenden Mutter an dem kleinen Bettchen und betrachtete mit tiefer Bewegung das leidende Kind. „Ein krankes Kind,“ sagte sie mit gerührter Stimme, „ein krankes Kind, gibt es ein traurigeres Schauspiel auf Gottes Erde? So ein armes, kleines Wesen, welches noch ahnungslos den ersten Traum des Lebens träumt, welches noch nicht weiß, wie Glück und Leid hienieden vertheilt sind, welches noch nicht durch die

Trostgründe der Vernunft, durch die Erhebung der Seele seine Schmerzen beruhigen kann — wie gräßlich, wenn es so hinterrücks gleichsam, von dem tückischen Menschenelend, Krankheit genannt, befallen wird, wenn es sich so hilflos unter seinen peinigenden Angriffen windet, mein Gott, warum darf das sein? — Ich werde einmal Alles daran setzen, den kranken Kindern hilfreich sein zu können, mir dünkt, ich werde fühlen, was so ein armes Wesen leidet, wenn dasselbe es selbst auch nicht sagen und klagen kann — ja das soll meine Aufgabe sein, es gibt ja keine schönere, dankbarere.“ Sie stützte das Haupt auf ihre gefalteten Hände und zwei Thränen traten in ihre Augen, die liebevoll auf dem kranken Kinde ruhten. Emilie weinte nicht gleich stromweise bei jeder Unannehmlichkeit, ja sie weinte nie in Augenblicken der Gefahr, der schmerzlichen Erregung, welche ihre Seelenstärke herausforderten, aber es traten leicht Thränen in ihre Augen, wenn ihr Herz, gleichviel durch welchen Eindruck tiefer berührt wurde.

Seit jener Stunde hatte die Frau Professorin ihren Schützling ganz und gar in's Herz geschlossen und diese Thräne errang Emilien den von ihr so schwer entbehrten Schatz echter Mutterliebe. Die Beiden verstanden sich nun ohne Worte und Emilie erquickte sich an dem Ausdruck dieser mütterlichen Liebe, wenn sie recht traurig war. Sie gab sich keine Rechenschaft, ob die würdige Frau sie als Jüngling oder als Mädchen liebe, sie fühlte, es that nichts zur Sache. Der Herr Professor fuhr indessen fort, Emil zu ermahnen, „er möge den Kopf in die Höh' halten“ und sich angelegentlich zu erkundigen, wann er sich denn einen Schnurrbart anschaffen würde. In die Redereien mischte sich hie und da der Stoßkeuzer, eines seiner „ominösen Sieben“ möchte ein so tüchtiger Student sein. Emilie hatte nie gefürchtet, von dem jovialen Herrn durchschaut zu werden, er war keineswegs ein feiner Beobachter. Julie Wallbek war indessen zur jungfräulichen Reife gelangt und ein schönes, hochgebildetes und charakterfestes Mädchen geworden. Sie liebte noch immer die häuslichen Beschäftigungen nicht und war die aufmerksamste und dankbarste Schülerin ihres Vaters. Für die gewöhnlichen Tändeleien und Coquetterien der jungen Mädchen hatte sie wenig Sinn, obgleich

nicht nur ihre vortheilhafte Erscheinung, sondern ebenso die Frische, Naivetät und selbstbewusste Entschiedenheit ihres Wesens die Männerwelt an sie fesselten. Zwischen ihr und Emilien bestand die zärtlichste Freundschaft, der herzlichste Gedankenaustausch. Julie fühlte instinctiv, daß sie ihrem Freunde Emil rückhaltlos vertrauen könne, obgleich sie sich über die Ursache davon nicht klar war, sondern ruhig und unbedenklich ihrem sichern Gefühl folgte. Sie plauderte so herzlich gern mit Emil, wie trefflich ging er auf ihre Gefühle und Gedanken ein, wie gut verstand sie seine Urtheile über Dinge und Menschen. Es kam sogar so weit, daß das entschlossene junge Mädchen zu ihrem Freunde sagte: „Emil, ich muß Ihnen doch einmal gestehen, daß ich Ihnen entsetzlich gut bin. Und ich weiß nicht, ich kann Ihnen das so ruhig sagen, ich fühle, es ist nichts Böses dabei, nicht wahr?“ „Sie fühlen ganz richtig, Julie,“ erwiderte Emilie mit glücklichem Lächeln, „ach, ich hätte Ihnen schon so gerne gesagt, wie unendlich gern ich Sie habe, aber — Sie wissen, die Mama ist böse, wenn sie es merkt.“

„Ach, die Mama versteht das nicht recht,“ sagte Julie abwehrend. „Aber Sie wissen, Julie, daß ich Sie so von Herzen lieb habe, als wären Sie meine Schwester.“ — „Ja, ja Emil, so lieben wir uns. Wir wollen Freunde bleiben für's Leben, nicht wahr?“ Und die beiden jungen Wesen gelobten sich treue lebenslange Freundschaft in die Hand. „Julie,“ sagte Emilie glückstrahlend und lächelte ihrer Gefährtin in die Augen. „Sie können mir wirklich einen Kuß geben — bitte, liebes Herz, Sie können es bei meiner Ehre!“ Und Fräulein Julie Wallbet, die spröde Schöne, gab dem Studenten unbedenklich einen herzhaften Kuß.

Hugo Landau hörte indessen nicht auf, sich den Kopf zu zerbrechen, wie es doch gekommen, daß sein unbändiger Jugendgespieler ein so seltsames Exemplar von Philister geworden, aber dennoch hielt er es nicht für möglich, daß er selbst es am Ende gar nicht sei, sondern seine Zwillingsschwester. „Was, die kleine, schöne, wilde Emilie sollte hier hüffeln, — die wird sich Anderes zu thun machen. — Unsinn!“ meinte er. Er wollte indessen Emil einmal sagen, was man über ihn flüsterete, aber eine unerklärliche Scheu hielt ihn ab.

Emil war so stolz, so ernst, so selbstbewußt, würde er ihn nicht auslachen, oder gar böse werden? — Und doch faßte er sich einmal ein Herz — denn Hugo hatte vor seinem Freunde viel mehr Respect, als er sich selbst bewußt war — und sagte: „Denke Dir Emil — was man aus Deinem Eremitenleben schließt — man sagt, Du seiest ein verkleidetes Mädchen.“ Emilie sah den Sprecher mit unverborgener Bewunderung an, sie staunte, daß man diese Vermuthung aufstellte und sie doch ganz und gar unbehelligt ließ, daß man es sagte — aber nicht ihr sagte. Das war allerdings ebenso erfreulich, als beruhigend und sie sagte daher ruhig und gleichmüthig: „Ei, das ist merkwürdig!“ Landau war eine sehr oberflächliche Natur und dieser Gleichmuth imponirte ihm vollständig. „Es ist eine Nartheit,“ sagte er lachend und Emilie stimmte von ganzem Herzen in dies Lachen ein. Sie erlebte sogar die zweifelhafte Genugthuung, daß Hugo noch einmal den verzweifelten Versuch machte, sie in das flotte Leben hineinzuziehen, welches er führte. —

Für die beiden Geschwister Hiller waren indessen durch den Umgang mit Emil v. Waldheim bessere Tage aufgegangen. Emilie hatte für das begabte Geschwisterpaar Seeborn's und ihres Oheims Unterstützung erbeten und es war dem strebsamen Studenten Georg vorerst ein ausreichendes Stipendium verschafft worden, woraus die ganze Familie Nutzen zog. — Clara aber gab Emilie nur die Anleitung zu einem rationellen Selbstunterricht, durch welchen sie sich die Lehrgegenstände der Bildungsanstalten für die reisere Jugend aneignen sollte. Die beiden Professoren hatten sich anheischig gemacht, dem jungen Mädchen künftig eine entsprechende Lebensstellung zu verschaffen. — Emilie erfreute sich daran, mit welchem ernstem Eifer und schönen Erfolg Clara ihren Studien oblag, und welcher verständigen Würdigung der Verhältnisse sie dieselben mit ihrer gegenwärtigen Stellung zu vereinen suchte. Ohne sich in ihrer Lernbegier im geringsten beirren, oder entmuthigen zu lassen, hegte das junge Mädchen doch wenig Hoffnung für die Zukunft. „Es ist freilich eine bittere Ungerechtigkeit,“ pflegte sie zu sagen, „aber nichts desto weniger bleibt ein Mädchen in den Verhältnissen, in denen es geboren wird, eingekerkert, wenn nicht etwa zufällig ein vornehmer Herr

Kommt und es durch eine Heirat emporbringt. Für sich allein muß man sitzen bleiben und im Dunkeln verkümmern. Ja, der Georg," schloß sie mit ihrem gewöhnlichen Stoßseufzer, „der ist ein Junge, der wird sich schon emporarbeiten, der wird es schon zu etwas bringen.“ — Und so neigte sich Emilie's Studienzeit allmählig ihrem Ende zu. Während der zwei letzten Ferien hatte sie mit ihrem Oheim, dem sein Emil theurer geworden war, als ein eigenes Kind, größere Bildungsreisen unternommen und berühmte Kliniken für Frauen- und Kinderkrankheiten, anatomische und naturwissenschaftliche Museen und andere derartige Bildungsanstalten besucht. Als Emilie nun vor ihren Rigorosen stand und auf ihre Studienjahre zurückblickte, durfte sie sich sagen, sie habe Alles, Alles gethan, um sich auf ihren künftigen Beruf würdig vorzubereiten, um in ihm und durch ihn ihrem ganzen Geschlechte Ehre zu machen. Kein Bildungsmittel hatte sie vernachlässigt, unermüdet war sie auf der eingeschlagenen Bahn fortgeschritten, sie hatte sich zur Aufgabe gemacht, keinen Tag, keine Stunde ihrer Studienzeit zu versäumen, und sie stand nun mit dem freudigen Gefühle vor den Examen, sie habe in ihnen nur eine Formalität zu erfüllen, ihrem Streben das Siegel aufzudrücken, sie habe nun nur einfach zu zeigen, was sie gefördert. Und dann — dann durfte die Maske fallen — die Prüfungszeit war zu Ende — Emilie konnte den seligen Gedanken kaum ausdenken. War es wirklich wahr — sie hatte ihre Studien glücklich vollendet, sie hatte das schwere, schwere Werk zu Ende geführt und sie durfte nun mit doppelter Würdigkeit heimkehren zu ihrem geliebten Vater, wieder ihm und sich selbst gehören — o sie waren alle vergessen, die Qualen und Aengsten der verflossenen Jahre, die langen bangen Stunden der Herzenseinsamkeit, alle die schweren Augenblicke, welche ihre Rolle über sie verhängt. Hatte sie sich doch nie in dieselbe hineinleben können, und je länger sie unter dem Zwange derselben stand, desto mehr sehnte sie sich nach dem Augenblick, wo sie äußerlich wieder ganz das sein konnte, was sie wirklich war. —

Seeborn und Herrmann konnten darin übereinstimmen, daß nicht bald ein Prüfungscandidat so vorbereitet vor das Professorencollegium getreten, wie Emilie. — Wie sie erwartet, wickelten sich

auch ihre Rigorosen mit unvergleichlichem Erfolg ab, gleich einer Art Gedankenaustausch mit ihren Lehrern. —

Endlich ward auch der entscheidende Tag von Emiliens Doctor-examen festgesetzt.

Sie kam am vorhergehenden Tage zu ihrer mütterlichen Freundin, der Frau Professorin und jubelte zwischen Lachen und Weinen. „Heute kommt mein lieber Vater, um meinem Examen beizuwohnen und dann — dann nimmt er mich mit nach Hause.“ Die Freude des jungen Prüfungscandidaten, nach Hause zu kommen, war ganz maßlos und für unbefangene Beobachtung ziemlich unbegreiflich. Aber die Frau Professorin schien vollkommen zu begreifen. — Mit tiefer Rührung schloß sie Emilien in die Arme, küßte sie auf die Stirn, und sagte zärtlich: „Sie liebes, gutes Kind, Gott segne Sie und lasse Sie des lieben Vaterhauses recht froh werden!“ — Emilie schaute schüchtern, fragend zu der mütterlichen Freundin auf — diese nickte ihr liebevoll, begütigend zu. „Ich fühlte, ich ahnte es längst, aber seit Lenchens Krankheit hatte ich keinen Zweifel mehr,“ sagte sie herzlich, „ja, ja mein liebes Kind, die Sache war recht gefährlich, aber wenn man Sie nur sah, war Alles gut, — alle Bedenken beschwichtigt.“ Sie streichelte liebevoll Emiliens Haar, welche ihren Kopf an die Schulter der freundlichen Frau gelehnt hatte und leise weinte, sie wußte selbst nicht warum. Indessen stand Julie starr mit großen Augen vor der seltsamen Scene. „Nun, Julie,“ sagte die Frau Professorin, „Du liebtest ja Emil wie einen Bruder, Du wirst ihn nun als Schwester noch besser lieben können.“ Sie legte die Hände der beiden Mädchen ineinander, — „Emil, Sie,“ frug Julie unsicher — „Du — und Emilie!“ rief diese nun wieder aufjubelnd, und die beiden jungen Mädchen flogen sich aufjauchzend in die Arme. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Herr des Hauses trat ein. Dem Herrn Professor hätte die Enthüllung füglich erst morgen, nach dem Examen gemacht werden sollen, aber da er seine Tochter mit dem vermeintlichen Studenten in so zärtlicher Umschlingung vorfaud, konnte ihm die Wahrheit nicht verschwiegen werden. „Also deshalb blieb der Schnurrbart so lange aus,“ rief er sich vor die Stirn schlagend, und dann setzte er

frohlockend hinzu: „Ei, wenn dieser Emil es ohne Schnurrbart so weit gebracht hat, da mußt Du es auch vollbringen, Julie, mein Töchterchen!“ — — — — —

Am andern Tage bestand Emilie mit dem glänzendsten Erfolge das Doctorexamen. Ihr Vater war durch die Verwendung Seeborn's und Herrmann's beidem Prüfungsacte anwesend. Major v. Waldheim war indessen zum Oberst avancirt, aber die liebende Tochter bemerkte mit Schmerz, wie sehr er in den letzten Jahren gealtert hatte. Und doch war es hauptsächlich die Sorge um das geliebte Kind, um das kühne Mädchen gewesen, welche sein Haar so sehr gebleicht, seine Lebenskraft an der Wurzel angegriffen hatte. —

Freilich vermeinte er, der Prüfungsact, der ihm so glänzend bewies, daß Emiliens Streben, das Opfer, welches sie und er gebracht, vollkommen zu dem gewünschten Ziele geführt, müsse alle die Wunden heilen, welche die verflossenen Jahre ihm langsam beigebracht. Mit unbeschreiblichen Gefühlen hing sein Blick an dem zarten Antlitz seiner Tochter, als sie lächelnd die Koofe mit den bedeutungsvollen Fragen aus der Urne zog. Das zarte schöne Antlitz zeigte eine freudige, selbstbewußte Ruhe, — Emilie wußte ja, daß sie zu den langen schweren Prüfungsjahren nun den Schlußstein anfügte, sie wußte, daß sie nun denjenigen, welchen sie ihre Bildung verdankte, den endgiltigen Beweis liefern sollte und auch konnte, daß sie nun mit ihnen auf gleicher Höhe des Wissens und Könnens stand. — Die Weihe, die heilige Begeisterung, mit der das junge Mädchen immer dem Studium oblegen, beseele auch heute ihr Wesen und machte sie zur Repräsentantin der Würde der Wissenschaft, wie es Seeborn immer an dem zartfühlenden Mädchen bewundert, welches selbst diejenigen Theile ihres Studiums, welche scheinbar verlegend und auf ihre Unbefangenheit störend wirken mußten, nur in dem großen, sachlichen Zusammenhang mit dem Ganzen, nur in dem reinen Lichte der Wissenschaft sah. Die Würde der Wissenschaft — wie oft hatte er sie in diesem ruhig ernst, geistvollen Mädchenantlitz recht verstehen gelernt! —

Mit achtungsvollem Staunen erkannten die Professoren aus Emiliens mündlichen und schriftlichen Antworten den festgefügt-

Bau ihres reichen Wissens, und noch mehr die geistvolle Beherrschung dieses Schatzes von Kenntnissen. — Nach Beendigung des Prüfungsactes empfing Emilie sowie ihr Vater von den Professoren die lebhaftesten Glückwünsche wegen des glänzenden, schon lange nicht dagewesenen Erfolges ihres Examens, die Herren stimmten alle darin überein, Emil von Waldheim sei einer der talentvollsten und trefflichsten jungen Aerzte, welche je aus der hiesigen Hochschule hervorgegangen. Seine Promotion stellte sich als baldigst zu vollziehender Act der Dringlichkeit dar — so sagte man von allen Seiten dem Doctoranden. —

Emilie wandelte wie im Traum und hing sich an den Arm des Vaters. Es war ja vollbracht — das so schwer errungene Ziel erreicht. — — — — —

Seeborn war an dem bedeutungsvollen Tage bei Herrmann zu Tische geladen. Der Oberst sehnte sich, wie begreiflich danach, den edlen Freund und Beschützer seiner Tochter näher kennen zu lernen.

Mit tiefer Bewegung stand Seeborn vor Emilie, die bereits in den Kleidern ihres Geschlechtes erschien. Eine schlanke, mädchenhafte Gestalt hatte sich aus den weiten, langen Mänteln, Zoppen und Blousen entpuppt, welche Emil so sehr zu tragen geliebt. Mit achtungsvoller Herzlichkeit, mit zarter, huldigender Bewunderung beglückwünschte er das schöne Mädchen, daß es nun wieder sich selbst gehören konnte. Lächelnd erinnerte er Emilie an jene Scene, wo sie so unwillig ihr Mützchen von sich geschleudert. „Jetzt dürfen Sie einen würdigeren Schmuck tragen, theuere Emilie,“ sagte er, und brach einen halb entfalteten Rosenzweig an dem Blumentisch, ihn in Emiliens schönem, braunem Haar befestigend. Sie hatte dasselbe auf Rechnung der bald zu erhoffenden Befreiung von ihrer Studentenwürde schon seit Wochen fortwachsen lassen und es fiel, von einem Band gehalten, in leichten Locken tief in ihren Nacken herab. Seeborn und Oberst Waldheim waren bald in den angelegentlichsten, freundschaftlichen Gedankenaustausch versunken, Professor Herrmann beschäftigte neben dem Stolz auf seinen Liebling nur zu sehr die bevorstehende Trennung von demselben, Emilie aber schien jetzt, wo sie wieder Mädchen geworden, sich erst recht ihrer Männerrolle zu

schämen. — Sie blieb still und verschüchtert, die drei Männer ehrten diese Regung zarter Schen, und begegneten ihr mit der liebevollsten Schonung. Mit seltsamer Bewegung betrachtete Seeborn den schönen schüchternen Doctoranden in seinem lichten Kleide, mit seinem ganzen mädchenhaften Aeußern. —

Die beiden Professoren hatten Nachmittags die ihnen näher stehenden Collegen zu einer Besprechung eingeladen, bei welcher diese mit einer Aufklärung über ihren heutigen Prüfungscandidaten überrascht werden sollten. Seeborn und Herrmann hatten indessen dem Obersten und Emilie die Versicherung gegeben, daß an der Letzteren Promovirung nicht zu zweifeln sei, daß dieselbe erfolgen müsse. —

Emilie zog sich in ihr Zimmer zurück und die Herren Professoren stellten sich eben so pünktlich als hochgepannt ein. Seeborn machte ihnen in Gegenwart des Obersten die Eröffnung, daß man damals die Frage an ihn gestellt, ob die Nichte Professor Herrmann's, Fräulein Emilie von Waldheim an der Universität Medicin studiren könnte, sowie was er darauf geantwortet. Dann stellte er die Anfrage, ob diese Antwort in der That nach dem Sinne seiner Collegen gewesen. Man bejahte, zwar befremdet, aber entschieden. Herrmann nahm nun das Wort zur Rechtfertigung seiner damaligen Petition und erläuterte mit dem Feuer der Ueberzeugung, man könne keinen Rechtsgrund dafür auffinden, einer Frau die höheren Stufen des Wissens abzusperren, sofern dieselbe entsprechende Fähigkeiten aufzuweisen habe. Die Anwesenden hatten zum Theil ihr Befremden überwunden und verwickelten sich in eine lebhafteste Debatte.

Den verlangten Rechtsgrund wußte allerdings keiner anzuführen, doch stimmten sie Alle größtentheils darin überein, die Frau gehöre einmal einer andern Sphäre an, und das Resultat eines solchen Experimentes müsse kläglich ausfallen, da einer Frau ihrer Natur nach, der sittliche Ernst, der nüchterne Verstand zu einer solchen Aufgabe fehle. „Sie würden also nie in die Aufnahme eines weiblichen Studenten willigen, meine Herren?“ frug Seeborn entschieden, nachdem sich die Discussion bereits ziemlich erhitzt hatte. „Nie, nie!“ rief man einstimmig, „das verlangt die Würde der Uni-

verfittät, der Wissenschaft. Es gäbe einen Scandal und nichts weiter." „Meine Herren," rief Seeborn mit erhobener Stimme, „wir liefern Ihnen den Gegenbeweis, indem wir Ihnen eröffnen, daß der Doctorand, welcher heute das Examen mit so glänzendem Erfolge ablegte, daß er — ein Mädchen ist." Eine Pause starren Staunens folgte. — „Der Doctorand Waldheim — ein Mädchen — das ist unmöglich!" ertönte es endlich durcheinander. Seeborn öffnete wortlos die Thüre des Nebenzimmers und führte das schöne, tieferglühende Mädchen in den Kreis der Professoren. — Wortlos und verwirrt — in halber Betäubung stand das gelehrte Collegium vor der lieblichen Thatfache. —

Indessen hatte sich im Nebenzimmer eine beträchtliche Anzahl Studenten versammelt, welche Alle ihrem Collegen wegen seines glänzend bestandenen Examens gratuliren wollten. Man hatte über diesen Vorfall das Märchen, derselbe sei ein verkleidetes Mädchen, gänzlich vergessen.

Die jungen Herren vernahmen, daß die Professoren sich zu einer wichtigen Unterredung versammelt hätten, und daß der Gesuchte und Gefeierte bei ihnen sei. Die Gäste wurden endlich ungeduldig und da der Diener keine stricthen Befehle hatte, öffnete er die Thüren in den anstoßenden Salon. Dort enthüllte sich den Studenten ein überraschendes Bild. Die Professoren standen im Kreise, lebhaft discutirend, in ihrer Mitte ein stattlicher, ältlicher Herr in Officiers-Uniform, an ihn gelehnt ein schönes junges Mädchen, welches die Züge ihres Collegen Emil v. Waldheim trug. Die schlanke, jungfräuliche Gestalt umhüllte ein liches, luftiges Kleid, ein Zweig blühender Rosen schmückte das braune Haar. Sie hatte die Augen niedergeschlagen, das ernste, sinnende Antlitz leicht gesenkt, die zarten Wangen lieblich geröthet, ein Hauch von Poesie lag über der ganzen Erscheinung. — — — — —

Erstarrt, wortlos zogen sich die Studenten leise zurück. — Am andern Morgen war Emilie mit ihrem Vater abgereist. — —

Beßtes Capitel.

Wiedersehen.

„Ist es Traum, ist es Wirklichkeit! — Ich bin wieder bei Dir, Mutter!“ sagte Emilie und betrachtete gerührt das geliebte Bildniß der Verklärten, welches in ihrem alten traulichen Zimmer hing. „O meine Mutter, vielleicht hat Dein treuer, seliger Geist trauernd Emilie, Dein Kind gesucht und Du hast sie vielleicht nicht gefunden, nicht wiedererkannt in der seltsamen, häßlichen Verkleidung, aber nun bin ich wieder bei Dir, Mutter, ich bin heimgekehrt zu der theuern Stätte, wo Dein geliebter Schatten weilt, wo Dein Andenken in stiller Weiße fort und fort wirkt, und klar und offen kann ich zu Dir aufsehen, Du Verklärte und ich fühle es, Dein Segen grüßt mich auf der Schwelle des Vaterhauses, welches ich, heimgekehrt von der ersten schweren — schweren Pilgerfahrt in das Leben, frohbewegt wieder betrete.“ — — — — —

„Emilie!“ — „Lieber Emil!“ — Der Bruder war eingetreten, die beiden Geschwister standen sich gegenüber. — Merkwürdig, die überraschende Aehnlichkeit zwischen Bruder und Schwester hatte im selben Verhältniß abgenommen, als durch die Zeit und durch die verschiedenen Einflüsse des Lebens, die eigenthümliche Natur der Beiden sich selbstständig und umfassend entwickelt. Doch auch im rein Aeußerlichen zeigten sie nun in schärferer Prägung den charakteristischen Unterschied der beiden Geschlechter. — Emil's Teint hatte durch die Einflüsse der Bitterung, denen er sich rückwärtslos aussetzen mußte, durch das bewegtere Leben überhaupt eine etwas dunklere Färbung angenommen, seine Züge waren nun fester und schärfer gezeichnet und ein hübscher Schnurrbart zierte seine Oberlippe. Seine Gestalt erschien in der Kavallerie-Officiersuniform kräftiger und männlicher und es fehlte ihm nur Eines — der hübscheste Lieutenant von der Welt zu sein — er hätte um die gewissen zwei Zoll höher sein müssen, als die schlank aufgeschossene Schwester.

Emil's unselbstständige, schwankende Natur hatte sich stets dadurch gekennzeichnet, daß er, nur zu empfänglich für Eindrücke aller Art, stets die ihn umgebenden Anschauungen und Eigenthümlichkeiten zu den seinen machte. Auch jetzt zeigte er das nachlässig anmaßende Wesen, den fecken, bramarbasirenden Ton, welcher einen großen Theil seiner Standesgenossen charakterisirte. Emilie hatte überhaupt mit schmerzlichem Bedauern bemerkt, daß Emil sich ernstlich in die Rolle eines modernen Roué hineingelebt zu haben schien. Sein Interesse weilte ausschließlich bei den Vergnügungen seiner Kameraden, sein Wesen zeigte Langweile, Mangel an Offenheit und Herzlichkeit, eine ungleiche, oft mürrische, oft spöttische Laune, sein Einvernehmen mit dem Vater trug nicht mehr das Gepräge des schönen, gemüthsvollen Einklanges wie zur Zeit seiner ersten Jugend und Emilie begann zu ahnen, daß sie vielleicht doch nicht die alleinige Ursache gewesen, wenn Kummer und Sorgen des Vaters Haar gebleicht.

Die beiden Geschwister hatten nun Jedes ein Stück Leben hinter sich, sie hatten ihre Laufbahn in der Welt begonnen. Aber wie verschieden hatte diese Epoche auf Bruder und Schwester gewirkt, denn auch Emilie hatte sich verändert, freilich nur insofern, als die charakteristischen Seiten ihres inneren und äußeren Wesens sich reicher entfalteten. Die Kämpfe und Aufregungen, die angestrengte Geistesarbeit der letzten Jahre hatte die Fülle der Gesundheit und jugendlichen Kraft, in welcher das achtzehnjährige Mädchen einst geblüht, etwas beeinträchtigt; ihre Gestalt war schlanker und schwächer geworden, ihr Antlitz bleicher und vergeistigter. Der sinnende Ernst des Denkens lag auf ihrer hohen, weißen Stirn, die selbstbewußte, seelenvolle Würde der Frau leuchtete aus den großen, dunkeln Augen, ein Zug stillen Leidens, den die vielen schweren, angstvollen Stunden zurückgelassen, lagerte um ihren reizenden, kleinen Mund. Es war eine wunderbare Mischung in ihrem Wesen, der Ausdruck höchster Reife des Geistes und Charakters, mit denen sie mit den hochgeschätztesten Männern ihrer Zeit auf gleicher Stufe stand und die innige, anschniegende Zärtlichkeit für Vater und Bruder, mit der sie den langunterdrückten Gefühlen ihres Herzens Luft machte. —

„Du bist doch ein wunderliches Wesen, Emilie,“ sagte Emil jetzt lächelnd, „wenn ich Dich so sehe, kommen mir Deine Thaten wie ein Märchen vor. Du hast jahrelang draußen in der Welt gelebt, als Mann und Dich mit männlichem Streben beschäftigt und jetzt kommst Du wieder, und bist ganz und gar das Mädchen, als welches Du gegangen, in Worten, Wesen, Geberden. Du bist glücklich und heimisch, hier schaltest und waltest Du umher, als wäre nichts vorgekommen. Wie hast Du Dich so conserviren können unter Deinen Männerkleidern!“ — „Weil ich im Herzen immer zu Hause war, Emil, weil ich den Gedanken, hier sei meine wahre Heimat, nie aus der Brust verlor. Es war ja nur eine Gastrolle, die ich auf der Bühne des Lebens gab. Und nun werde ich Guer, des häuslichen Herdes doppelt froh, ja doppelt, Emil! — Es ist eine Thorheit, daß man die Frau in das Haus einsperrt, damit sie in demselben ihre Welt erblicke. Die Weihe, die Bedeutung des Hauses, der Familie lernt man erst dann schätzen und richtig beurtheilen, wenn man die Welt draußen ebenfalls kennt.“ — Emil schwieg, er vermochte dem Gedankengange seiner Schwester nicht zu folgen. Sinnend sah er sie an und wiederholte: „Ja, Du bist doch noch ganz die alte Emilie!“ Sie trat dicht an den Bruder heran, sah ihn mit ihrem klaren Blicke fest in die Augen und sprach: „Aber Du bist nicht der alte Emil!“ — — Emil wandte sich ab und erwiderte nach einer kleinen Pause ärgerlich: „Was fällt Dir ein, Emilie — — wie kannst Du das so tadelnd sagen — wie sollte ich der Alte sein — — als Du gingst, war ich nicht viel mehr als ein Knabe und jetzt bin ich ein Mann.“ — „Emil, ich weiß nicht, wie mir ist, wenn ich Dir so in die Augen sehe,“ erwiderte Emilie mit leisem Vorwurf — „fast als hättest Du mir etwas zu verbergen.“ — „Verbergen — welche Thorheit“ — rief Emil heftig und doch unsicher, „freilich wird jetzt mein Leben nicht so offen vor deinem kritischen Blick liegen, wie einst das des Knaben. — Ich bin jetzt ein Mann und ich will und muß die Welt von allen Seiten kennen lernen, ich will und muß eben Alles mitmachen, was das Leben meines Standes mit sich bringt. Ein Mann braucht sich vor nichts zu scheuen, darf es nicht! — Wenn Dir mein Thun

und Treiben nicht gefällt, Du kindisches Mädchen, dann sind die Verhältnisse daran schuld, nicht ich! — Und nun weißt Du Alles, was ich Dir angeblich verberge — Du personificirtes Gewissen!“ — Er lachte gezwungen. — „Es wäre auch sehr traurig, wenn Du einmal vor Deiner Schwester etwas zu verbergen hättest,“ sagte sie bewegt. „Und es wäre traurig, wenn Du nun wieder damit anfangen wolltest, mir Deine Ueberlegenheit fühlen zu lassen,“ versetzte er gereizt.

„Still, Emil, sprich nicht so,“ bat Emilie nachgiebig. „Ich will gar nichts, als daß Du mich ein wenig lieb hast, Du kannst um diesen Preis mit mir machen, was Du willst. Sei ruhig, ich werde Dich durch keine Silbe kränken. — Mein Gott, wie entsetzlich bange war mir oft nach Euch, jahrelang trug ich die Sehnsucht nach der Heimat in mir herum — und darum will ich jetzt gar nichts, als in Frieden und Liebe bei Euch sein.“ — Emil war schnell versöhnt und ließ sich mit lächelndem Wohlgefallen den Weihrauch der schwesterlichen Liebe gefallen. Und Emilie hatte ganz wahr gesprochen, sie wollte jetzt gar nichts, als daheim ausruhen und sich der Liebe der Ahrigen freuen, sie wollte nun eine Weile von der Welt ganz und gar nichts wissen. Sie war sanft und nachgiebig wie ein Kind und überschüttete Vater und Bruder mit Aufmerksamkeiten und Liebesbeweisen, sie wollte ihnen beweisen, daß ihre veränderte Stellung in der Welt die als Schwester und Tochter nicht beeinflusst habe. Auch dem Haushalte wandte sie wieder ihre Aufmerksamkeit zu und freute sich wie ein Kind, daß sie noch nicht Alles vergessen. Ihre Zurückgezogenheit wurde ihr indessen bald erschwert, denn nur zu schnell wurde sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Oberst von Waldheim war selbst schon eine allgemein bekannte und hochgeschätzte Persönlichkeit. Seine neue Stellung hatte ihm nur in erhöhtem Maße Gelegenheit geboten, seine Anschauungen geltend zu machen und Jedermann zollte dem charakterfesten, human denkenden Mann, der inmitten einer ziemlich feindlichen Welt an seinen freisinnigen, reformatorischen Bestrebungen festhielt, die aner kennendste Achtung. Ueber die lange, räthselhafte Abwesenheit seiner Tochter, der schönen geistvollen Emilie, hatte man

die abenteuerlichsten Vermuthungen gehegt, aber da die Sachlage unverändert blieb, keine neue Nachricht austauchte und der Oberst mit gleichmäßiger Unbefangtheit erklärte, sie hielt sich wegen ihrer Privatstudien bei ihrem Onkel auf, so begann man endlich daran zu glauben, und gab sich zufrieden, obgleich es immerhin unbegreiflich war, weshalb Oberst von Waldheim seinen Liebling so lange von sich ferne hielt.

Endlich stellte er die Rückkehr seiner Tochter in Aussicht, reiste ab, um dieselbe abzuholen und bald darauf brachten die Zeitungen die überraschende Kunde, Fräulein Emilie von W. habe, als Jüngling verkleidet, an der Universität N. Medicin studirt und mit unerhörtem Erfolge die Rigorosen abgelegt. Weitere Details über den glänzenden Ruf des vermeintlichen Jünglings, über seinen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten der Hochschule, über seine Ernennung zum Ehrenmitglied eines wissenschaftlichen Vereines u. s. w. folgten. Unendlich war das Aufsehen, die Neugier, der Klatsch, das Entsetzen der respectablen Damen, die Wige der jungen Herren, das Erstaunen der gelehrten Männerwelt! — Man erwartete das Fräulein in Männerkleidern, die Cigarre im Mund auf den Straßen umherschlendern zu sehen, die Damen erklärten Alle, es längst vorhergesehen zu haben, daß es mit diesem Mädchen so weit kommen müsse und man wurde endlich mit den verschiedenen Urtheilen und Vermuthungen etwas kleinlauter, als Emilie nirgends sichtbar wurde, als höchstens tiefverschleiert am Arm ihres Vaters oder Bruders auf einem entlegenen Spaziergange.

Kinden hatte indessen in verhältnißmäßiger Zurückgezogenheit und vorherrschend seinem Berufe gewidmet gelebt. Der Minister fuhr fort, ihm das größte Vertrauen zu schenken, ihm die bedeutendsten Arbeiten zuzuweisen und die Stellung des jungen Beamten war eine nach jeder Richtung befestigte und hoffnungsvolle, seine Thätigkeit eine ebenso anregende, als erfolgreiche. Und dennoch fühlte sich Kinden von derselben nicht befriedigt, es faßte ihn oft ein bitteres Gefühl des Mißvergnügens an dem Staats-Organismus, in welchem er eine so bedeutsame Rolle spielte. Kinden hätte nicht der junge, strebsame, selbstthätige und denkende Geist sein müssen,

der er wirklich war, um sich nicht gegen das herrschende System der Regierung aufzulehnen. Nur Eines half ihm über den peinlichen Zwiespalt weg, in welchen er durch seine Gesinnungen mit der Macht, der er diente, gerieth; es war die Hoffnung, einst eine Stellung im Staate zu erringen, die es ihm ermöglichte, nach seinen Anschauungen zu handeln. Linden war, der Sohn eines höheren Staatsbeamten, von Kindheit auf für dieselbe Carrrière bestimmt gewesen. Sein, sich frühzeitig regender Ehrgeiz wurde auf diese, als die natürlichste, ehren- und hoffnungsvollste Laufbahn verwiesen. Das absolute System, welches nach alten Traditionen und festgegründeten Verhältnissen im Staat herrschte, ward ihm als heilig, als einzig berechtigt und vernünftig dargestellt und kein schöneres Ziel sollte es für ihn geben, als einst im Rathe der uneingeschränkt waltenden Staatslenker, im unmittelbaren Dienst des Herrschers eine Stelle einzunehmen. Unter dem Einfluß solcher Anschauungen reifte der Jüngling heran und in dem Kreise, in welchem er erzogen wurde, ebenso wie in dem, in welchen ihn seine wirklich angetretene Beamtenlaufbahn führte, fand sich niegenß Raum für Ideen, welche diese, ihm anerzogenen Ansichten erschüttert und geklärt hätten.

Lag doch das Land sammt der Residenz mit ihren höhern und niederen Kreisen in ahnungslosem Geisteschlummer. Die hochweise Censur sorgte dafür, daß keine aufrührerischen Ideen von „Draußen“ diesen Frieden störten und das gutmüthige, harmlose Volk fühlte kaum die Bevormundung der allmächtigen Regierung, die es in die engste Kinderstube des „beschränkten Unterthanenverstandes“ gesperrt hatte. — Der Verkehr mit Emilie von Waldheim, und deren kühnem, geistvollem und freisinnigem Vater war es, der in Linden zuerst eine neue Ideenrichtung, eine neue Anschauungsweise erweckte. — Der junge Mann begann über die bestehenden Verhältnisse, mit welchen er so innig verwachsen war, tiefer nachzudenken, zu vergleichen und zu kritisiren. Sein hochfliegender Ehrgeiz, seine stolzen Pläne bewahrten ihn jedoch noch davor, sich mit seiner eigenen Laufbahn zu entzweien. Die Stellung im Bureau des Ministers befestigte seine Hoffnungen; zwar raubte ihm die schmerzliche Abweisung, diese

ihm bei der Geliebten zu Theil geworden, die rechte Freude an dieser Stellung, aber sie bestärkte andererseits seinen stolzen Trost, durch ein glänzendes erfolgreiches Emporstreben Emilien zu zeigen, was sie verschmäht, was seine geringgeschätzte Männlichkeit vermochte. Sein Ziel war kein geringeres, als einst am Staatsruder zu stehen, und für das Land eine neuere, bessere Zeit herbeizuführen. Dieser Gedanke beherrschte sein Streben und Denken. — Seit lange regte es sich auch bedeutend im Volke, in der Gesellschaft. — Das Ministerium mit seinem starr absoluten Systeme war allmählig der Gegenstand eines immer mächtiger hervortretenden Hasses geworden. — Die freie Luft geistiger Bewegung und Fortentwicklung, in welcher die Nachbarstaaten das Land seit Jahrhunderten überholt hatten, war durch ungekannte Nigen in das eng umfriedete Capua der Geister eingedrungen und brachte die lang gefesselten Geister zur Regung und Gährung. — Einige Gewaltmaßregeln der Regierung in Bezug auf neue Besteuerungsvorschriften hatten jüngst die Empörung zu hellen Flammen auslodern gemacht und dieselbe in allen Schichten des Volkes verbreitet.

Der Wunsch nach Beseitigung des verhassten Ministeriums, welches mit seinem Systeme so feste und dauernde Wurzeln geschlagen, wurde immer lauter und lauter. — Linden sah mit unüberwindlichem Bangen der nächsten Zukunft entgegen. Mit peinlichen Gefühlen dachte er an die Geliebte, die er zuerst in so begeisterter Weise von der „Freiheit“ hatte sprechen hören. Mit unveränderlicher Zärtlichkeit hegte er noch immer ihr Andenken, und wenn auch noch so mächtig bekämpft, zehrte doch an seinem Herzen die leidenschaftliche Sehnsucht nach der Entfernten — Verlorenen. — Den Oberst von Waldheim hatte er in der letzten Zeit kaum mehr besucht, denn es kränkte ihn tief, daß man ihm zu wenig Vertrauen schenkte, um ihn über Emilien's wirkliches Thun und Befinden aufzuklären. So traf ihn, ziemlich unvorbereitet mit betäubender Wucht jene Notiz über Emilien, die er zufällig in einer Zeitung vorfand. — Ihm stöckte der Athem und es war ihm — als würde sein Herz aus der Brust gerissen. Emilie! — das Heiligthum seiner Seele, für ihn die Personificirung des Guten und Schönen —

und da stand diese Thatsache in der öffentlichen Zeitung, jedem Auge zugänglich, sowie es nun die Geliebte durch sein Vorgehen jedem und jedem Urtheil war. — Kaum vermochte er sich mit der Vorstellung vertraut zu machen, daß es das zarte, anmuthige Mädchen sei, von welcher diese Zeilen handelten. — Sie hatte denn ausgeführt, was sie sich vorgenommen, so hatte sie es ausgeführt, und deshalb das geheimnißvolle Schweigen. „O Emilie, warum hast Du mir das gethan,“ rief es in ihm mit wildem Schmerz und mit selbstquälerischer Phantasie stellte er sich vor, was aus dem zarten, lebenswürdigen Wesen in diesen Jahren geworden sein mochte. Aber keine Entstellung, wie er sie befürchtete, schien auf Emilie, wie sie vor seiner Seele stand, anwendbar und obgleich er sich mit seinem heimlichen Herzensleid soviel als möglich von der Welt abschloß, lauschte er doch ängstlich nach allen Seiten, was über die Geliebte laut werden würde. — Aber man wußte keine Thatsachen, er hörte nur spöttische Combinationen, in welche sich das Staunen über die Erfolge des jungen Mädchens mischte. Ach, ihn ließen sie kalt, denn er dachte bangend daran, um welchen Preis sich Emilie dieselben erkauft haben mochte. — Vergebens suchte er sich dadurch zu beschwichtigen, daß er sie ja doch verloren, daß er sie an die Wissenschaft, an das öffentliche Leben verloren, daß sie nun der ganzen Welt gehöre — es half nichts! — Sein Herz zitterte für sein Kleinod, für das zarte, süße Mädchenbild Emilie! —

So trat er eines Tages in Alberti's Begleitung in ein Kaffeehaus und erblickte an einem der Tische Fräulein Ammon bei einer Tasse Kaffee. Entschlossen, seinem Bangen womöglich ein Ende zu machen, eilte er auf die ihm flüchtig bekannte Dame zu und erkundigte sich bei ihr, ob sie bei ihrem Aufenthalt in der Universitätsstadt N. nicht vielleicht diejenige kennen gelernt, welche jetzt so ausschließlich die öffentliche Meinung beschäftigte. Linda war nicht erstaunt über diese Frage, wiederhallte doch die ganze Stadt von Emilie von Waldheim. Sie erwiderte, daß sie Emilie oder besser Emil allerdings als Studenten kennen gelernt und ziemlich genau. „Und wie ist es möglich,“ frug Lindau athemlos, „daß jenes zarte schöne Mädchen — diese fatale Rolle durchführte?“ — „Wie wir

Alle erfahren, that sie es mit dem besten Erfolg," sagte Linda leichtthin und unbefangen. „Sie sah in ihrem Käppchen und ihren kurz verschnittenen Haaren zwar bedenklich liebreizend aus, aber im Grunde machte sie ihrer Maske durchaus Ehre. Da erschien die Kleine einmal mit einem Schwarm recht wilder Studenten in einem Caffé, in welchem ich mich eben befand. Die jungen Herren begannen mich zu attaquiren und mir ihre Gesellschaft aufzudrängen. Da nahm sich Herr Emil auf das Tapferste meiner an, raufte sich mit den übrigen Musenjöhnen tüchtig herum und wurde sogar von dem tollsten der Bursche, einem rohen frechen Subject, insultirt und herausgefordert.“ Linda unterbrach hier die Sprecherin, die eben wahrheitsgemäß, aber in ihrem Sinne erzählte, ließ das Thema rasch fallen und empfahl sich gleich darauf. Es bebte Alles in ihm bei dem entsetzlichen Gedanken, daß hier von seiner Emilie die Rede sei. Er trat zu Alberti heran, der in der Nähe Platz genommen hatte und sagte kurz: „Ich gehe nach Hause — Adieu!“ Alberti, der Linda's Erzählung vernommen, sah mit herzlichem Bedauern in Konrad's bleiches, erregtes Antlitz und sagte beschwichtigend: „Ich glaube, die emancipirte Wortheldin übertreibt.“ — „Still, still,“ erwiderte Linda gedrückt, „ich will, ich kann jenes Mädchen nicht mehr lieben — ich liebe es nicht mehr.“ Er eilte davon. „Das bezweifle ich, armer Freund,“ sagte Alberti, ihm mit mitleidigem Lächeln nachblickend. „Und doch,“ setzte er für sich hinzu, „wäre es zu Deinem Heile, wenn es wahr wäre und ich muß deshalb der Emancipirten dort heute ausnahmsweise ein tiefes Compliment machen, weil sie dem armen Konrad diese heilsame Lektion verabreicht hat; denn wenn er sich schließlich doch verleiten ließe, sich den fatalen Studiosus auf den Hals zu binden, dann wäre es um sein Lebensglück geschehen.“ Alberti hatte eben sein Frauenideal noch nicht verändert, obgleich die Verbindung mit seiner Muse doch nicht jenen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt, den er erwartet. Im Gegentheil, sein poetisches Talent hatte seit seiner Verheirathung sich zu keinem größeren Werke aufgeschwungen. Zwar hatte die „Fiorina“ eine zweite Auflage erlebt und trug ihm neue Ehren ein, aber keine neuere Arbeit hatte seinen dichterischen Ruhm vermehrt und es

schien, als habe seine junge Ehe ihn zu einem Stillstand in geistiger Beziehung gebracht. Allerdings war dies der Fall und mehrere Umstände wirkten zusammen, um dieses betäubende Resultat zu Stande zu bringen. Erstens war es seine journalistische Thätigkeit, welche den jungen talentvollen Mann ganz in Anspruch nahm, jedoch ohne ihn zu befriedigen, denn er gehörte als treuer Gesinnungsgenosse seines Freundes Konrad Linden zu den heimlich Mißvergnügten und nur zu oft mußte er sich der demüthigenden Arbeit unterziehen, Dinge durch sein Blatt zu verbreiten, welche seiner bessern Ueberzeugung widerstrebten. Der ganze Geist, welcher die officielle „Tagespost“ beseelte, war dem begeisterten Poeten zuwider und herzlich gern hätte er seine Stellung als Eigenthümer und Redacteur des ministeriellen Organs aufgegeben und wäre wieder der arme — freie Dichter geworden, aber es ging nicht, denn er hatte eine Frau und zwei Kinder und diese brauchten Geld — sehr viel Geld. Die Subvention war nicht zu entbehren, das Kapital des Schwiegerpapas steckte in dem rentablen Unternehmen und der Herr Schwiegervater mußte zuerst berücksichtigt werden, erstens weil er Hofrath war und zweitens, weil seine reichlichen Zuschüsse für den Hausstand unentbehrlich waren. So sah sich der Dichter der „Fiorina“ genöthigt, für das liebe Brot zu arbeiten und das Feld seiner dichterischen Thätigkeit lag brach. Unter dem täglichen Brote waren allerdings die Seidenstoffe, Spitzen, Bänder u. s. w., welche Hortense brauchte, die Dinners und Soupers, welche sie ihren Gästen vorsetzte, mit einzurechnen. Und doch war Alberti weit entfernt davon, die Glückseligkeit seines Ehestandes anzuzweifeln und sein Leben anders gestaltet zu wünschen. Ueber die Stunden, die er in dem Redaktionsbureau zubringen mußte, half er sich mit seinem Humor und seiner naturwüchsigen, optimistischen Lebensphilosophie hinweg und dann eilte er nach Hause, zu seiner Hortense, wo er sich in seinem Elemente befand. Hortense war als junge Frau entschieden hübscher und anziehender denn als Mädchen; sie war voller, frischer, blühender und ihre gesellschaftlichen Talente hatten sich vollständig entfaltet. Sie war eine lebenswürdige, anmuthige Hausfrau, welche nicht nur die beste ausgewählte Gesellschaft um sich zu ver-

sammeln, sondern dieselbe auch reizend zu amüsiren wußte. Das Amusement war ja stets ihr Element gewesen und jetzt bewegte sie sich erst recht sicher darin. Alberti fand zu Hause das, was er so sehr liebte, Comfort, Eleganz, anregende Gesellschaft. Hortense liebte ihn herzlich und aufrichtig, er ließ sich von ihrem Geplauder zerstreuen, nahm sich ihre Bitten, die langweilige Politik, die Geschäfte zu vergessen, gehorsam zu Herzen und ließ sich nur zu leicht durch einige zärtliche, schmeichelnde Worte beschwichtigen, wenn er mit irgend Etwas unzufrieden war. Für Alberti war seine Frau eine Luxusartikel, und ein äußerst kostbarer Luxusartikel, aber er wollte in ihr nichts Anderes sehen und so lebte er gleichmüthig, sorglos, zwischen Amusement und mißvergnügter Arbeit dahin.

Hortense indessen widmete sich der schweren Pflicht, ein elegantes Haus zu machen und selbst als vollkommene Weltkame zu erscheinen, ihr Benno war ja ganz zufrieden und glücklich, und sie konnte es daher mit leichtem Herzen ebenfalls sein. Heiter und sorglos lebte sie in den Tag hinein, die Eltern gaben, um das Decorum zu wahren, gutwillig immer bedeutendere Zuschüsse, welche der vornehme Hausstand erforderte. Ihre einzige Tochter durfte doch darin nicht Mangel leiden, an was sie von Kindheit an gewöhnt war, was Zeit und Verhältnisse mit sich brachten, sagten sich der Hofrath und seine Gattin. Letztere war der Tochter auch in der Leitung des Hausstandes behilflich, denn Hortense hatte dazu einmal nicht den rechten Ernst. Das würde sich erst mit den Jahren finden, meinte die Mama immer wieder. Die junge Frau war auch so sehr beschäftigt mit ihrer und der kleinen Toilette, mit ihren gesellschaftlichen Pflichten und Vergnügungen und eine praktische Zeiteintheilung war eben nie ihre Sache gewesen. Auch ihre Kinder, welche Hortense zärtlich liebte, nahmen viel Zeit in Anspruch, besonders der dreijährige Alfred, der von Papa und Mama um die Wette verzogen, fortwährend unterhalten sein wollte.

Die gutmüthige Hortense war äußerst bestürzt, als sie die überraschenden Nachrichten über Emilien erfuhr. Sie hatte die Jugendgepielin herzlich geliebt, obgleich sie manchmal eifersüchtig auf ihre Schönheit und ihren Geist gewesen. Daran dachte sie jetzt

nicht, denn sie betrachtete die Freundin trotz ihrer großen Geistes-
thaten als verloren und für immer von ihr getrennt. Sie konnte
sich keine rechte Vorstellung davon machen, wie Emilie nach allen
diesen Vorgängen sein würde, doch vertheidigte sie dieselbe mit der
Wärme eines guten Herzens und Benno nannte sie dafür mit seiner
gewohnten Emphase einen Engel. Die Hofrätthin konnte eine solche
Auflehnung gegen die Sitte, wie Emilie sie zur Schau getragen,
nur mit dem größten Entsetzen betrachten und sie gelangte vor
Abscheu vor diesem Skandal gar nicht dazu, sich ein Urtheil über
das eigentliche Streben ihres ehemaligen Schützlings zu bilden. Sie
wünschte von Herzen, Emilie möge mit ihrer Tochter nicht wieder
in Verbindung treten. Diese Emilie hatte sie immer nur mit leiser
Besorgniß in Hortensens Gesellschaft gesehen. War doch die kleine
Emilie stets ein unverbesserlicher Wildfang gewesen, die im Springen,
Laufen, Klettern und in allen tollen Streichen ihren Bruder wo
möglich noch übertroffen. Wie ein Sturmwind war sie stets über
das zarte, verhätschelte, französisch piepende Hortenschen hergefallen
und ein paar Löcher in dem Modejournalkleidchen war noch der
kleinste Schaden, den das Dämchen dann davon trug. Schon zu
jenen Zeiten war das schöne, wilde kleine Mädchen mit den lecken
Augen, den köstlichen Einfällen, dem naiven unerschrockenen Wesen
eine verhältnißmäßig sehr bekannte Persönlichkeit. Sie scheute den
bösaartigsten Gassenbuben nicht und stand jedem Fremden Rede und
Antwort. „Was wird aus dem knabenhaften Mädchen werden?“
sagte die Hofrätthin ermahmend zu dem Major. „Ei, sie wird schon
anders werden, wenn sie sich erst als Weib f ü h l e n wird,“ pflegte
Jener lächelnd und sorglos zu antworten. „Emilie soll einen kräf-
tigen, ausdauernden Körper erhalten und ihren Charakter befestigen
und darum wird sie gleich meinem Sohne erzogen.“ — Und Emilie
wuchs heran, schön, kräftig, blühend, in jugendlicher Kraftfülle, sie
war weder bleichsüchtig noch nervös, ja nicht einmal ihr Teint hatte
gelitten, wie die Hofrätthin immer in Aussicht gestellt, denn Gesundheit
und jugendliche Fülle ist das beste Verschönerungsmittel für denselben.
Sie hörte von selbst auf, umher zu wildern, als sie älter wurde
und die Psyche sich in dem schönen Wildfang zu entfalten begann.

Allmählig schmückte Emiliens Wesen jene Anmuth, welche der reinste Ausdruck eines schönen Seelenlebens ist und das Bewußtsein ihrer weiblichen Würde, verbunden mit der reichen, selbstständigen Bildung ihres Geistes und Charakters waren der beste und richtigste Leiter für ihr Verhalten. Aber die überraschende Selbstständigkeit ihres Charakters und ihrer Anschauungsweise, ihre ungewöhnliche Lebensweise, ihre seltsam geartete Bildung blieben verletzende Dinge für Frau von Röder, da für sie Sitte und guter Ton so ziemlich das Heiligste und Unverletzlichste für Frauen war. Emilie wünschte selbst zu sehr der großen Welt fern zu bleiben, um den Salon Röder oder Alberti zu besuchen, doch kam sie einmal, jedoch nicht zur gewohnten Visitenstunde zwanglos zu Hortense. Diese empfing die Freundin scheu und unsicher und betrachtete sie prüfend von oben bis unten. Aber Emilie war unbefangen und herzlich und sagte lächelnd: „Glaubst Du wirklich, Hortense, die Kleider machten den Menschen ganz und gar? Nein, mein Herz, Du wirst bald einsehen, daß ich noch die Alte bin.“ Sie beschwichtigte Hortensen mit liebevollem Zureden wie ein verschüchtertes Kind. Obgleich diese Emiliens Streben nicht recht fassen und nachfühlen konnte, war sie doch bald erwärmt von deren herzlicher Liebenswürdigkeit, von ihrem zarten bescheidenen Wesen und versicherte der Freundin staunend, sie finde sie wirklich ganz unverändert. Mit athemloser Neugier und bewundernder Theilnahme lauschte sie Emiliens Erzählungen von dem Universitätsleben und ihren Studien, dann brachte sie ihren kleinen Alfred und hätschelte ihn eine halbe Stunde lang, bis er einen, nur einen seiner köstlichen Einfälle hören ließ; ferner rühmte sie ihren guten zärtlichen Benno und schloß endlich mit einer langen, bangen Klage, wie langweilig es jetzt sei, da die Herren alle so entsetzlich mit der Politik beschäftigt wären. Emilie ging mit liebevollster Geduld auf ihren gewohnten Ideenkreis ein, sie mußte es ja lernen, sich in Andere zu fügen. Hortense umarmte und küßte die Freundin zum Abschied auf das Herzlichste und wurde fortan Emiliens Ruhmrednerin, indem sie sich auf die Freundschaft der Heldin des Tages doch ein wenig zu Gute that.

Emilie fühlte sich durch diese Begegnung wohlthätig berührt, denn, obgleich bei ihrem Streben, ihrer Ideenwelt das Mißfallen der Salons nicht in Betracht kam, fand sich das warmempfindende Mädchen doch durch die mißtrauische Kälte verletzt, mit welcher sich der größte Theil ihrer Bekannten von ihr ferne hielt. „Ist es möglich,“ sagte sie zu ihrem Vater, „daß der Mensch wirklich so wenig mit dem innern Kern seines Wesens an seine Nebenmenschen geknüpft ist, sondern daß nur das äußere Band der conventionellen Sitte und der Verhältnisse diese Verbindung bewerkstelligt? Könnten meine Freunde nicht mein eigentliches Wesen genug kennen, um ihm auch nach jenen überraschenden Vorfällen zu trauen? Aber ich erscheine ihnen außerhalb des Kreises des Hergebrachten, Conventiellen und sie wollen mich nicht wiedererkennen.“ Emilie durfte sich sagen, daß sie dies Mißtrauen nicht verdiene und wieder fühlte sie, es sei ein Martyrium, welches sie auf sich genommen. Mit stillem, ergebungsvollem Ernste zog sie sich entsagend in sich selbst zurück, und machte sich mit dem Gedanken immer vertrauter, außer ihrem Verufe kein irdisches Interesse zu hegen als die Liebe zu den Thren. Mit einem großen schweren Opfer hatte sie ihre Laufbahn begonnen und ihr Leben sollte wohl fortan nun ein langes Opfer sein. — Konrad ließ nichts von sich sehen und hören. „Er ist doch noch kleiner — noch schlechter, als ich dachte,“ sagte sich das junge Mädchen. Sie wollte sich ausreden, daß sie innig — innig wünschte, ihn wiederzusehen. Tag und Nacht quälte sie der Gedanke, daß er eine recht üble Meinung von ihr habe und war ihr das im Bewußtsein ihrer eigenen Würde bei den Andern gleichgiltig, in den Augen des geliebten Mannes wollte sie gern rein dastehen. Sonst wollte sie ja nichts von ihm, denn mit so viel Zärtlichkeit sie an ihn dachte — dieses Gefühl hatte nie über ihr Streben die Oberhand gewonnen, es hatte nie auf die höhern Ziele ihrer stolzen Seele seine wehmüthigen Schatten geworfen.

Rinden lebte indessen fast ängstlich zurückgezogen von der Welt und hatte es in der vorgesezten Aufgabe, Emilien zu vergessen, noch nicht so weit gebracht, um es zu ertragen, die Geliebte dem Klatsch der Salons und Kaffeehäuser preisgegeben zu sehen. Er

floh, wo ihr Name an sein Ohr drang und gebot heroisch seinem Herzen Ruhe, welches ihn drängte, das geliebte Mädchen noch einmal, ein einzigesmal zu sehen und zu sprechen.

So kam er eines Tages zur Baronin Steinbruck.

Clementine war viel unglücklicher geworden, als sie an ihrem Hochzeitstage geahnt, obgleich sie mit einer so ruhigen, kalten, fast geschäftsmäßigen Schätzung des gegebenen Verhältnisses an den Altar getreten. Obgleich ihr Gatte sie so sehr liebte, als es bei seiner kalten, oberflächlichen Natur möglich war, ihr die ganze Achtung zollte, welche er seiner Gemahlin, der Frau Baronin von Steinbruck schuldig zu sein glaubte, so empfand sie doch bald das arme, geist- und gemüthsleere Leben an seiner Seite in seiner ganzen Schwere, die Autorität, welche er durch Sitte und Gesetz über sie ausübte, wurde ihr zur Qual, ihr ganzes Verhältniß zu ihm eine Quelle der demüthigendsten Schmerzen. Außerlich mit stiller Würde, innerlich mit dumpfer Ergebung trug sie ihr Geschick, dasselbe ängstlich vor den Augen der Welt verbergend. Mit einer, fast verzweifelungsvollen Innigkeit hing sie an ihrem einzigen Kinde und der Gedanke, nun doch eine Aufgabe auf Erden zu haben, war ihre einzige Stütze. Mechanisch, aber musterhaft gehorchte sie den Anforderungen, welche das gesellige Leben an sie stellte, erschien sie stets als vollendete Weltbame und verzehrte sich dabei innerlich an dumpfer Langweile und Unbefriedigung. Aber wenige ahnten dies und darum hatte Hortense auf eine Frage Emiliens nach der jungen Frau sorglos geantwortet: „O, es geht ihr ganz gut — sie hat ein herziges Töchterchen — übrigens macht sie die distinguirtesten Toiletten in der vornehmen Damenwelt.“

Clementine hatte nur einen Vertrauten ihres innern Lebens, ihr eheliches kannte Niemand näher — und jener Vertraute war Konrad von Linden. An Emiliens edle, menschlich schöne Erscheinung hatte sich ihr gegenseitiges Verständniß geknüpft und es hatte als freundlicher Gedankenaustausch über die Menschen und Dinge ihrer Umgebung fortgewährt. Konrad fühlte sich davon gefesselt, an der kalten, jungen Frau die schönen Regungen des Gemüths- und Seelenlebens zu beobachten und ihr repräsentirte der denkende, hochgebildete

junge Mann den geistigen Kernpunkt der sie umgebenden Welt, in welchem sie sich mit schmerzlich selbstgefälligem Wohlbehagen abspiegelte. Clementine sprach so oft und mit so eigenthümlicher Beziehung von Emilie, daß Linden sie oft staunend, fragend anblickte, aber dennoch weilte er zu gern bei der Erinnerung an die Geliebte, um nicht immer mit wehmüthigem Gefallen auf das Thema einzugehen.

Als er heute das Besuchszimmer betrat, fand er den Baron und die Baronin vor. Clementine eilte ihm mit ungewöhnlicher Erregung entgegen und machte ihm lebhaftere Vorwürfe, weshalb er ihr Nichts von Emilie von Waldheim gesagt, er habe gewiß längst von ihr gewußt, weshalb er sich so lange nicht habe sehen lassen, weshalb er diesen merkwürdigen Vorfällen gegenüber sich so kalt verhalte? Linden war verwirrt, betroffen und Clementine sah ihn forschend, fragend an. „Wie herrlich, daß ein Mädchen einmal so ein kühnes, großes Werk vollbracht hat!“ rief sie mit ungewohnter Lebhaftigkeit, „daß es so schlagend seine Geistesgröße bewies. O, mir hat nicht bald etwas so viel Freude gemacht, als dieser Vorfall. Welches Phänomen ist diese Emilie in unserer Welt, ich muß das prächtige Mädchen so bald als möglich sehen!“ Der Baron betrachtete sie mit mißfälligem Staunen. „Ich begreife Dich nicht, Clementine,“ sagte er mit einiger Schärfe, „ich hoffe doch nicht, daß Du dieses Geschöpf protegiren wirst. Ich rechne bestimmt darauf, daß Du Deine alte Verbindung mit dieser Abenteurerin nach diesen scandalösen Geschichten nicht erneuerst, dieselbe ist leider! die Tochter eines Edelmannes und hochgestellten Officiers. Es wäre allerdings interessant, sie zu sehen, besonders in ihrer Studententracht, und ich hoffe, sie wird uns dieses Schauspiel auch nicht vorenthalten, aber für eine Lady, für eine Dame von Deinem Range ist es nicht passend.“ — „Ich bin anderer Ansicht,“ erwiderte Clementine ruhig, „ich habe dieses Mädchen genugsam gekannt, um überzeugt zu sein, daß es eine schöne große Seele in sich trägt und ich meine, man legt eine solche nicht mit den Kleidern ab, und so wird auch Emilie ihr besseres, ihr unvergänglich edles Selbst nicht mit der Frauenrobe abgelegt haben. Doch,“ fügte sie anscheinend gleichgiltig hinzu, „mein

Urtheil und meine Person thun hier nichts zur Sache und ich werde daher Deinen Wunsch gerne erfüllen, Armand!" Armand war vollständig beruhigt, denn er wußte, daß er sich auf Clementine verlassen konnte. Sie fügte sich ihm in allen, halbwegs billigen Anforderungen, nicht aus demüthig liebevoller Ergebung, sondern weil sie jede unangenehme Scene vermeiden wollte und weil sie endlich ihren Gatten als die Personification eines unvermeidlichen Schicksals betrachtete. Steinbrud plauderte noch eine Weile selbstbefriedigt und gedankenlos, dann entfernte er sich gleichmüthig. Linden beherrschte mühsam die Aufregung, welche des Barons grober Ausfall und Clementinens überzeugend schöne Worte in ihm wachgerufen, schweigend saß er ihr gegenüber. „Arme Emilie,“ sagte diese nach einer Pause mit Wärme, „armes, großes, stolzes Mädchen, wie einsam mag sie in ihrer hohen Geistesphäre sein; dem Geiste nach steht sie in dem Wirkungskreis der Männer, dem Herzen nach ist sie ein Weib. Wie glänzend hat sie für ihr ganzes Geschlecht Zeugniß abgelegt und doch werden die Frauen zuerst den Stein gegen sie aufheben. Mir sagt eine innere Stimme, daß sie leiden mag!“ — „Dank, Dank, edle Frau!“ rief Linden in höchster Bewegung, „Sie geben mir neues Leben durch Ihre liebevollen Worte! Wissen Sie denn, ich habe dieses Mädchen geliebt, wie man nur etwas lieben kann in dieser Welt, darum — nie werde ich Ihnen diese Worte ver-
gessen!“ Er drückte Clementinens Hand innig an die Rippen. Die junge Frau hatte das Antlitz abgewandt und schwieg so lange, daß Konrad sie besorgt anblickte. „Sie haben Emilie geliebt?“ frug sie endlich mit leisem Vorwurf, „und Sie lieben sie nicht mehr, wie ist das möglich?“ Linden war betroffen. „Kann sie noch mir gehören nach diesen Vorfällen?“ sagte er kleinlaut. „Haben sie diese Vorfälle denn Ihrer unwürdig gemacht? Hat sie sich so sehr verändert?“ frug Clementine besremdet. Er gestand, das kühne Mädchen noch nicht wieder gesehen zu haben. „Und doch haben Sie bereits verurtheilt,“ rief sie vorwurfsvoll, „weil Sie meinen, das Mädchen mit dem großen stolzen Geiste könne nicht mehr Ihnen allein gehören. O Egoismus der Männer! — Ich weinte nicht umsonst bei der Geburt dieses Kindes,“ fuhr die junge Frau erregt fort und

zog ihr Töchterchen an sich, welches an ihrer Seite spielte, „nicht nur, weil sein Vater lieber einen Sohn an seiner Stelle gesehen hätte, sondern weil es als Weib ein unglückliches, elendes Wesen werden wird. Ich dachte an das stolze muthvolle Mädchen, welches mir unvergeßlich war und nannte meine Tochter Emilie.“ „Unbeirrbar wie der Lauf der Sterne sind die Empfindungen edler Frauenherzen,“ sagte Linden mit tiefer Bewegung, „Sie tragen Emilie im Herzen und gewiß haben Sie, Ihrem schönen Gefühle folgend, richtig geurtheilt. Ich stehe beschämt und vernichtet vor Ihnen und bekenne, daß Sie, meine Freundin, mir meinen Fehler zu Gemüthe geführt, mich auf den rechten Weg gewiesen haben. Ich danke Ihnen, Clementine! Ich will Emilie wieder sehen und wenn sie meiner Liebe würdig ist, will ich ihr sagen, daß sie in derselben ein unvergängliches Gut besitzt.“ —

Am andern Tage trat der Oberst bei seiner Tochter ein und theilte ihr mit, Baron Linden sei da und wolle sie sprechen. „Ja ich will, ich muß ihn sehen,“ rief sie bewegt. Wenige Augenblicke darauf standen sich Konrad und Emilie nach langer Trennung, nach langer, ereignißreicher Zeit wieder gegenüber und blickten sich mit wortloser Bewegung in die Augen. Linden erschien es plötzlich wie ein Traum, das Angesicht der Geliebten, das jahrelang als ein zauberumwobenes Bild vor seinem Geiste geschwebt, nun wirklich wieder zu sehen und doch bemerkte er mit einem süßen Schauer, wie bedeutsam es sich verändert hatte. Dieses blasse feine Mädchenantlitz mit der hohen Stirn, den großen Augen, dem reizenden kleinen Mund, dem feinen Kinn, es trug in wunderbarer Mischung den Ausdruck ernster Denkerwürde und edler Jungfräulichkeit in den durchgeistigten Zügen. Nur in ihren dunklen Augen, die so kindlich klar und offen in die seinen blickten, las er eine stille klagende Trauer und eine Ahnung von dem, was das junge Mädchen bei seiner schweren Aufgabe gelitten, beschlich sein Herz. Wie sie so lieblich vor ihm stand, umgeben von dem ganzen Zauber der Seelenschönheit und Seelenreinheit, fühlte er plötzlich, wie sehr seine Liebe zu Emilien sich geläutert. Das schöne Mädchen hatte einst seine Sinne, seine Phantasie zu wilder Gluth angefaßt, aber ihr seltsamer

Widerstand, ihre Charakterfestigkeit, ihre Geistesgröße hatte ihn in eine andere Sphäre hinüber geführt und die lange Trennung, der Verkehr mit andern Frauen, die so tief unter der Geliebten standen, verklärten ihr Bild bis zu dem hehren Symbol einer großen schönen Seele und Konrad erkannte in diesem Augenblick, Himmel und Erde böten ihm keinen Ersatz für dieses Wesen. — Emilie bot ihm ihre feine Hand und sagte mit lieblicher, unbefangener Herzlichkeit: „Seien Sie mir herzlich gegrüßt, mein Freund! — Was haben Sie mir wohl zu sagen? Mein Thun, mein Streben liegt nun klar und offen vor der Welt und ruhig erwarte ich Ihr Urtheil. Sie haben mir einst so viel Liebes gezeigt und ich sehnte mich recht sehr nach Ihnen!“

Linden lauschte bebend dem vertrauten geliebten Klang ihrer weichen, sonoren Altstimme, ihre unschuldige würdevolle Freundlichkeit bewältigte ihn vollends. „Emilie!“ rief er hingerissen und es wurde ihm klar, ein Wesen wie Emilie könne nie sich selbst verleugnen. „Emilie, ich habe hier vor Dir nur eine Pflicht zu erfüllen, nur die, Deine Vergebung zu erbitten und mich dadurch vor mir selbst zu entschuldigen.“ Und aus der Fülle seines Herzens, tief ergriffen, gestand er ihr seine innern Kämpfe und Verirrungen, die Empörung seines Männerstolzes, seine Annäherung an Marianne Kotte und Hortense von Röder und endlich sein Mißtrauen, seinen Unwillen, als er vernommen, auf welche seltsame Weise sie ihren Plan durchgeführt. „Ach Emilie, es bedarf nur eines einzigen Blickes in Deine lieben treuen Augen,“ sagte er innig „und mir wird klar, nichts Unedles reiche an Deine reiche Seele heran, ob Du denn Männer- oder Frauenkleider trägst. Darum vergib mir meine Zweifel, geliebtes Mädchen, vergib mir, daß ich nicht gleich als Dein treuester Freund an Deine Seite eilte, um Dir zu sagen, daß Du auf meine Liebe zu Dir zählen kannst, wie auf Deinen Gott, daß Du mir stets das Theuerste und Liebste in der weiten Welt sein wirst.“ — Emilie lächelte ihn glücklich träumerisch an, mit stiller Seligkeit lauschte sie seinen Worten. Ach, diese treuen klaren Liebesworte thaten ihrem armen, abgemüdeten Herzen so wohl. Konrad umschlang sie leicht und zog sie dichter an sich heran. „Und Du, Emilie,“ frug

er mit überwallender Zärtlichkeit „und Du, mein geliebtes Mädchen, hast Du mir gar nichts zu sagen?“

Emilie lehnte den Kopf an seine Schulter und schwieg eine Weile, dann sagte sie leise: „Was ich Ihnen zu sagen habe, Konrad? Vorerst, daß es mir unendlich wohl thut, mich so an Sie lehnen zu können, weil ich der Ruhe bedarf, weil ich des Kämpfens und Treibens müde bin. Ach wie gut, daß es vorüber ist!“ — Mit halbblauter Stimme, mit einfacher, natürlicher Offenheit begann sie ihm von den vergangenen Jahren zu erzählen, schilderte ihm ihr Streben, ihre Geistesarbeit, ihr äußeres Leben, die bestandenen Conflictte, soweit ihre jungfräuliche Scheu dies zuließ. „Und nun kann ich wohl ruhig dem Kampf des Lebens entgegensehen,“ schloß sie und blickte vertrauend zu ihm auf, „ich habe das Aergste, das Schwerste bestanden und welche schwerere Prüfung könnte mir die Zukunft noch aufsparen, nicht wahr, mein Freund?“ Mit tiefster Bewegung hatte Konrad der Geliebten gelauscht. Er erkannte halb mit Stolz, halb mit Bangen, sie sei ein Wesen von ungewöhnlichen Gaben des Geistes, seltener Seelenstärke und an ihre Weltanschauung lasse sich nicht der gewöhnliche Maßstab legen. Und doch zeigte Emilie heute eine seltenvolle Herzlichkeit, ein liebevolles Anschmiegen, welches sie ihm näher brachte als je, welches längst begrabene Ahnungen und Hoffnung mit neuer Macht über sein Herz kommen ließ. „Emilie,“ erwiderte er ernst, fast feierlich, „hast Du denn wirklich jene Empfindung, welche jedes Frauendasein beseelt und gestaltet, welche in der Brust der Frauen das Schönste und Größte gezeitigt, hast Du wirklich die Liebe ganz aus Deinem Leben verbannt? Soll ein Wesen wie Du nicht dieses schönsten und heiligsten Gefühles fähig sein? O dann kennst Du nicht den besten Theil des Menschseins, eine ganze Welt ist Dir verschlossen, dann bist Du arm, Emilie — und klein. Dann hast Du noch viel zu erfahren, Mädchen, und der schwerste Kampf steht Dir noch bevor, oder Du bist, was Du so lange geschienen — kein Weib. Ich habe wohl mehr gekämpft, mehr gelitten als Du — es ist nichts Schweres, nichts Großes, was Du gethan hast, Emilie, denn Du hattest nicht mit Deinem Herzen zu kämpfen!“ Sie hatte die Stirn wieder

an seine Schulter gelehnt. „Konrad, wie kannst Du das wissen,“ flüsterte sie und ihre leichte bebende Gestalt ruhte halb in seinen Armen. „Emilie, mein Engelsmädchen!“ — Der Himmel öffnete sich vor Konrad's Augen und goß, wie einen Strom goldenen Lichtes eine Ahnung unnennbaren Glückes in seine Seele. „Emilie, soll ich denn einmal die selige Stunde erleben, in welcher ich Dich meine Braut nennen darf?“ „O Konrad, ich wagte nie es Dir zu sagen, wie lieb Du mir bist, Du ungestümer Dränger,“ so klang es leise von des Mädchens Lippen. „Weil ich Dich sonst nicht los ließe, mein süßes Herz,“ rief er mit überströmender Zärtlichkeit und schloß das schöne Mädchen in die Arme, „Emilie, meine Braut, meine geliebte Braut, darf ich so sagen, ja?“ „Noch nicht,“ erwiderte sie und machte sich sanft von ihm los und wandte ihr erröthendes Gesichtchen ab, „noch nicht, Konrad, ich bin ja noch nicht am Ziele — ich stehe erst am Eingang meiner Berufsthätigkeit.“ „Du bedarfst nun keiner solchen, Emilie,“ rief Linden feurig, „Du hast mir nun bewiesen, was Du kannst und was Du bist, Du hast Deine geistige Selbstständigkeit, die Du so hoch anschlägst, hinlänglich bekundet. Du hast durch Deine Studien die Garantie auch der äußern Unabhängigkeit, Du hast Alles, was Du erstrebtest, meine Geliebte! Und wenn Du mich wirklich liebst, wirst Du Deinem Beruf und der damit verbundenen Würde entsagen und wirst mir Deine theure Hand vor dem Altare reichen, nicht wahr, Du thust das, meine Emilie!“ Er sah sie mit innigem Flehen an. Sie erwiderte groß und erstaunt seinen Blick. „Wie, Konrad, ich sollte meinen schwererrungenen Beruf aufgeben, um mit Dir glücklich zu werden? Warum verlangst Du das?“ Linden zog das junge Mädchen wieder an sich heran und sagte in eindringlichem, innigem Tone: „Emilie, jetzt in dieser Stunde, die uns vereinigt und verständigt hat, in dieser schönen Stunde schenke einmal den Worten, welche mir die innigste Liebe zu Dir eingibt, Gehör und betrachte einen Augenblick Dein Dasein, Deine Lebensaufgabe als Weib, unabhängig von dem Wahne, den Dein Vater, obgleich gewiß in der wohlmeinendsten Absicht in Dir großgezogen. Und doch es ist ein Wahn, der die wahre Bestimmung des Weibes gänzlich verkennet. Wir lieben uns,

Emilie, wir können durch einander das höchste Erdenglück erreichen, Gott, Natur und Sitte gebieten Dir, mir als Gatten Deine Hand zu reichen. Ich bin in der glücklichen Lage, Dir ein angenehmes, gesichertes Loos bieten zu können. Der König, die ersten Männer des Staates sind mir gewogen und wenn meine Kräfte nicht erlahmen, kann ich einmal Minister dieses Landes sein. Also nicht die physische Noth kann Dich zu Deiner Berufsübung drängen, sondern nur ein, bis zum Wahnsinn getriebener Stolz, wie er sich mit der wahren Liebe nicht verträgt, oder eine Unterschätzung Deines natürlichen Berufes als Weib. Emilie, was soll, was darf ich von Dir glauben?“ Sie saß ernst und traurig da und vor ihrem klaren Geistesblick stand der Conflict, der sie von dem geliebten Manne trennte, in seiner ganzen Schwere. „Keines von Beiden, Konrad,“ erwiderte sie sanft aber fest, „nur der höhern Menschenpflichten bin ich eingedenk. Wie, ich sollte mein ganzes bisheriges Streben als einen Irrthum hinstellen und umkehren auf der Bahn, die ich mit so vielen Schwierigkeiten verfolgt? Kannst Du es denn nicht für möglich halten, es sei mir Ernst, heiliger Ernst mit meinem Berufe, weil ich ein Weib bin? Du meinst denn, ich würde ihn fallen lassen wie eine Tändelei, um den Neigungen meines Herzens zu folgen? Das wäre weibische Schwäche! Ich bin mit ganzer Seele eingelebt in meinem Fache und durch inneren Beruf gedrängt verfolge ich meine Laufbahn, ich will etwas leisten, ich will meine Thatkraft verwerthen. Die Arbeit ist die Wirkung des Menschen nach Außen, das Band, welches ihn mit dem Ganzen verbindet. Ich will leben als Mensch unter Menschen, ich will arbeiten! — Konrad, Du mußt Dich mit dem Gedanken befreunden, daß Deine Frau zugleich ein selbstständiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist, nicht nur eine Deinem Dasein angefügte Verschönerung oder ich kann nicht die Deine werden!“ „Emilie,“ rief Linden leidenschaftlich, „ich muß diesen Dämon in Dir bezwingen, der sogar über Dein Herz Gewalt gewonnen hat, Du mußt Deinem Berufe entsagen, indem Du mein Weib wirst. Es gibt keinen Ausweg“ — „Konrad,“ fiel ihm Emilie vorwurfsvoll in die Rede, „wie, wenn man von Dir verlangt, Du solltest Deine hoffnungsvolle Stellung, Deine

ehrenvolle Thätigkeit aufgeben wegen der Liebe zu einer Frau? Du würdest antworten, daß nur ein Schwächling so handeln könne!"

„Wie kannst Du so sprechen, Emilie, ich bin ein Mann!"

„Das höre ich," schob sie leise, düster ein. „Und ich will mich und werde mich nicht des schönen Vorrechtes entschlagen," fuhr er fort, ohne jenes Wort zu beachten, „für ein geliebtes Weib sorgen und schaffen zu können. Ich freue mich, daß ich im Stande bin, dies zu thun und lasse mir dieses Privilegium meiner Männlichkeit nimmer rauben. Du aber, Mädchen, wenn Dir die erschaffenden Mächte nicht nur die liebliche Gestalt des Weibes verliehen, wenn Du auch als solches zu fühlen vermagst, dann mußt Du erkennen, daß Dein Platz an meiner Seite als liebende Gattin ist, daß hier der schönste und heiligste Beruf Deiner wartet. Die Kranken, Emilie, werden ohne Dich genesen oder sterben, wie es das Schicksal verfügt. Ich aber werde lebenslang einsam und unglücklich sein ohne Dich — und nun entscheide, wähle!" Er blickte fragend, drängend in ihr bleiches, schmerzumflortest Antlitz. „Es ist eine entsetzliche Wahl, die Du mir stellst, Konrad," sagte sie mit schmerzlichem Ernst, „und diese Wahl hat eine Bedeutung, welche weit über die Grenzen meines persönlichen Glückes hinausreicht. Aber das Traurigste daran ist, daß Du mir eine solche Wahl stellen konntest. Daß Du Deine Frau nicht mit einem so edlen und humanen Berufe theilen willst, wie soll ich das nennen?" Linden beugte sich dicht zu Emilien nieder und rief leidenschaftlich erregt: „Sprich, Emilie, was würde Dir näher stehen, Dir höher, heiliger sein, Dein Gatte oder Dein Beruf, wer käme Dir zuerst?" „Du bist grausam, Konrad," rief das junge Mädchen verzweifelt und bedeckte das Antlitz mit den Händen, „wie kannst Du mich in diesen entsetzlichen Conflict stürzen? Hast Du ganz vergessen, was ich Dir einst von der wahren Frauenehre sagte, die ich mir erkämpfen wollte? Ich machte es mir zur heiligen Aufgabe, meinem bessern Selbst, meinem geistigen Streben Geltung zu verschaffen, unabhängig von meinem Geschlechte. Ich habe mir diese Ehre erkämpft, schwer erkämpft und nun soll ich sie wegwerfen, um als Weib glücklich zu sein? Ich soll mich selbst verleugnen? Soweit mein Glück in Frage kommt, bist nur Du,

Du, Konrad, für mich das Theuerste auf Erden, aber durch meinen Beruf gehöre ich der leidenden Menschheit, durch meine Mission meinen Mitschwestern! Und darum, wenn Du mir diese grausame Wahl stellst, verwerfe ich Dich und wähle meinen Beruf. Ich kann nicht anders und wenn mir das Herz bräche!“ „Dann liebst Du mich nicht wahrhaft, so spricht kein liebendes Weib,“ erwiderte Linden finster.

„Konrad,“ rief Emilie flehend, innig, angstvoll und streckte beide Hände nach ihm aus. Er betrachtete sie mit einer Mischung von Zorn und Liebe. Plötzlich schloß er sie leidenschaftlich in die Arme und rief: „Nein, Emilie, geliebtes Mädchen, nicht wahr, das hast Du nicht gesagt, davon wußte Dein Herz nichts, nicht wahr, Du gehörst mir?“ Er überschüttete sie mit liebeglühenden Worten und Beschwörungen, er streichelte leise ihre schönen Haare, er drang mit stürmischer Zärtlichkeit auf sie ein. „Sage ja, Emilie, sage Ja, sei meine Braut,“ flüsterte er innig.

„Konrad,“ sagte sie bebend, „geh jetzt, laß mich allein, ich bitte Dich,“ sie wehrte ihn leise ab.

„Nein, nein,“ rief er glücklich, „jetzt gehe ich nicht, meine Liebe. Sieh, Du fühlst, daß Dein Herz für mich pocht, wir lieben uns, Emilie, was willst Du noch mehr?“ Er umschloß sie fester, inniger, das junge Mädchen raffte sich gewaltsam auf. „Ja, wir lieben uns, Konrad,“ sagte sie fest, „aber eine Bedingung fehlt, welche zu einer glücklichen Verbindung unerlässlich ist. Es ist ein gemeinsames Streben, ein gleicher geistiger Standpunkt. Nur unter dieser Bedingung werde ich Dir angehören und dann sind wir — wohl geschieden.“ „Dann sind wir geschieden,“ wiederholte er nach einer Pause starr, dumpf und betrachtete sie mit tiefem Weh, „das zweitemal stößt Du mich von Dir, Emilie, noch nie hat ein Mann dies von einem geliebten und liebenden Mädchen erlitten, was Du mir auferlegtest. Du fängst Deine Laufbahn — grausam an.“ „Ja grausam,“ wiederholte sie bleich und traurig, „grausam gegen mich selbst.“ „Du hast es so gewollt, ich füge mich denn,“ er drückte in leidenschaftlicher Aufwallung ihre Hand an die Lippen und eilte rasch davon.

Einzigstes Capitel.

Eine Katastrophe.

Mit andern Gefühlen als das erstemal war Linden nach dieser zweiten Abweisung von Emilie geschieden. Nicht mehr verwundeter Stolz und zornige Empörung waren es, die seine Empfindungen beherrschten, nein, er hatte ihr Streben, ihre Gründe achten gelernt, wenngleich er sie als einen großen Irrthum betrachtete. Er wußte jetzt, sie sei sich vollkommen klar in dem, was sie wollte, es sei ihr hoher, heiliger Ernst, er sah, er habe hier mit einem starken, selbstbewußten Geiste zu rechnen, nicht mit einer ehrgeizigen Laune. Aber das beseligende Bewußtsein, Emilie sei ihrem Herzen nach die Seine, die Erinnerung an den schönen kurzen Augenblick, wo er das liebliche Wesen in den Armen gehalten, wo sie nichts war, als das liebende Mädchen, fachte den brennenden, rastlosen Schmerz von Neuem in ihm an, da er sie dennoch für sich verloren sah. So beseligend der Gedanke ihm erschien, das schöne, heißgeliebte Wesen an Allem Theil nehmen zu lassen, was er bereits erstrebt, errungen, sie zu lieben, zu vergöttern, zu schützen, auf den Händen zu tragen, so unerträglich war es ihm, daß seine Frau einen öffentlichen Beruf ausüben sollte. Er, durch seinen Adel, seine Stellung auf die höchsten Gesellschaftskreise angewiesen, bei Hofe eingeführt, er sollte in seiner Frau eine Dienerin des großen Publikums sehen, dem sie mehr gehörte als ihm. Nein, das war unmöglich, sein ganzer Männerstolz sträubte sich gegen diesen Gedanken, nein, er wollte ja gerne Emilien ergeben sein, wie es die Liebe nur kann, sie sollte ja seine und seines Hauses unumschränkte Herrin sein — aber ihm allein mußte sie gehören, ihm allein, ihm mußte sie ihr Glück, ihre Stellung in der Welt zu verdanken haben, das war sein Recht als Mann! „Ich muß, ich muß Dir entsagen, Emilie,“ sagte er mit bangem Weh, „oder ich erniedrige mich selbst als Mann, als Dein künftiger Gatte.“ — Indessen war es ihm nicht vergönnt, seinen Gefühlen, seinen Betrachtungen nachzuhängen, die Situation wurde immer ernster

und ihre hochgehenden Wogen rissen ihn in ihren wilden Strudel. Den ganzen Tag war er im Cabinet des Ministers beschäftigt, des Nachts oft genug in dem Redactionsbureau der „Tagespost“ und sein Geist konnte sich den schweren Gedanken nicht verschließen, welche die Sachlage ihm aufdrängte. Er mußte immer klarer erkennen, daß er einer überlebten, der Zeit verfallenen Idee diente, daß die langgehegten Anschauungen, die ihm bisher zur Richtschnur gedient, ein Irrthum, ja eine Sünde gegen den Volksgeist waren. Würde er Gelegenheit haben, diesen Irrthum zu sühnen? Diese Hoffnung erhielt seine Energie aufrecht. Er mußte nach der Erhaltung des Bestehenden trachten, um sich die Leiter zum Emporsteigen nicht zu demoliren.

Alberti und Linden sahen sich mit Schmerz und Beschämung als die Diener eines unpopulären, verurtheilten Systems, den Einen der freisinnigen Freunde hatte jugendlicher Ehrgeiz, den Andern die Sucht nach einer einträglichen Stelle, um sich vermählen zu können, in diese fatale Lage gebracht, die „Tagespost“ hatte nun eine hochwichtige, eine riesige Aufgabe, indem sie das Ministerium vertrat, aber ihr Redacteur warf die Feder weg und erklärte seinem Freunde verzweifelnd, er könne nicht mehr persönlich diesen Mißbrauch mit der Presse treiben. Der ruhiger denkende Linden suchte den aufgeregten, exaltirten Dichter zu beruhigen. „Wir haben uns einmal verkauft,“ sagte er, „aber um diesen Schritt wieder gut zu machen, müssen wir ausharren, bis wir eine einflußreiche Stellung im Staate errungen haben, wo wir unsere Gesinnungen mit Erfolg bethätigen können. Also ausharren, Benno, es ist das Einzige, was wir thun können.“ „Du bist diesmal der Optimist, Konrad,“ rief Alberti im prophetischen Tone, „wir werden nimmer zu einer einflußreichen Stellung gelangen, wir werden mit diesem System fallen.“ „Diesmal wenigstens nicht,“ sagte Linden mit Bestimmtheit. „Im Nothfall macht man in Bezug auf das Steuergesetz einige Concessionen. Der König ist entschlossen, das Ministerium zu halten.“ „O, wenn Hortense und die Kinder nicht wären,“ seufzte der junge Dichter trübsinnig.

Er hatte alle Energie zur Arbeit verloren und auf Konrad's Schultern ruhte fast allein das Geschäft der Redaction. Dieser wollte sich von keinerlei Befürchtungen beugen lassen; fast unbewußt war er doch von der eisernen Festigkeit und Unererschütterlichkeit der Regierung, der er diente, durchdrungen; er glaubte, der König müsse dieselbe mit allen Mitteln zu erhalten streben und wenn das Ministerium einmal fiel, so durfte es nicht gewaltsam unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung fallen. Ja, Konrad stand immer noch unter dem Einfluß der anerzogenen Anschauungen, und zwar in mehr als einer Beziehung, aber er war sich darüber nicht klar.

Indessen wurde die Atmosphäre immer schwüler und eine Reihe von mißliebigen Vorfällen brachte es wirklich so weit, daß das Ministerium seine Demission zu geben beschloß. Die Bevölkerung jubelte, aber der Jubel war von kurzer Dauer. Das Ganze schien nur ein Scheinmannöver zu sein, denn es verlautete mit aller Bestimmtheit, der König werde die Demission nicht annehmen. Mit peinlicher, drückender Spannung erwartete man die Entscheidung.

In diesen bedeutungsvollen Tagen war es, als der Oberst, der seit längerer Zeit in erfolgreicher Weise im Kriegsministerium beschäftigt war, eine Einladung, die sich auch auf seinen Sohn und seine Tochter erstreckte, zu einer Soiree bei dem Hofrath von Röder erhielt. Emilie konnte die Wahl des Zeitpunktes nicht begreifen. „Der Hofrath will ohne Zweifel beweisen,“ lächelte der Oberst, „daß er seine mit dem Ministerium Hartach eng verbundene Stellung für durchaus gesichert hält und darum bleibt er ruhig bei seiner Soiree, die gewöhnlich um diese Zeit gegeben wird.“ Emilie sprach den Wunsch aus, die Einladung umgehen zu können, sie hatte sich nirgends öffentlich gezeigt und das stille zurückgezogene Leben that ihr wohl. Seit dem schmerzlichen Wiedersehen mit Konrad hatte ein trüber Ernst sich ihrer Seele bemächtigt, sie hatte von Neuem mit ihren eigenen Wünschen und Hoffnungen abgeschlossen und sich selbstlos ihrer Aufgabe geweiht. Der gesellschaftliche Prunk und Tand widerstrebte ihr. „Uebrigens bin ich nur als die Tochter des Obersten von Waldheim geladen worden,“ sagte sie, „nur weil es nicht zu umgehen war, denn die Hofrätthin will mir nicht wohl.“ „Du willst

diesmal Deinen Gefühlen Concessionen machen, mein Kind," sprach der Oberst, „aber dies ist für Dich sehr gefährlich. Wenn Du Dich so auffallend den Augen der Welt entziehst, wird man glauben, Du hättest sie zu scheuen, Du wagtest dein Thun Deinen Freunden und Bekannten gegenüber nicht zu vertreten. Es ist höchst nothwendig, daß Du einmal durch Deine Erscheinung alle die verschiedenen Meinungen, welche über Dich cursiren, sicherstellst; Deine Erscheinung allein wird z. B. gleich darthun, Du seiest nicht so ganz die Gesinnungsgenossin des Fräulein Ammon, als welche diese Dich hinzustellen pflegt.“ „Du hast Recht, lieber Vater," sprach das junge Mädchen nach kurzem Sinnen, „ich will mit Dir gehen.“ Der Oberst hatte noch weit mehr Recht, als er ahnte. Emilie bedurfte einer Wiederherstellung in der Gesellschaft, denn es waren feindliche Mächte gegen sie thätig, deren Kühnheit sie nicht kannte. Professor Ammon konnte auch hier als Lehrer keinen rechten Erfolg erringen; war ihm doch schon ein ungünstiger Ruf vorausgegangen und das Vertrauen der akademischen Jugend wurde ihm nicht zu Theil. Dies entfremdete ihn immer mehr seinem Berufe, an den er durch physische Nothwendigkeit nicht gebunden war und der ihm durch den Scandal in N. gründlich verleidet worden. Er wandte sich mehr Privatbestrebungen, einer publicistischen Thätigkeit für Fachblätter zu und begann nun auch großen Geschmack an dem geselligen Leben der Residenz zu finden. So ward er eine ziemlich bekannte Persönlichkeit und als er sich durch Emiliens Rückkehr seines Ehrenwortes entbunden sah, konnte er mit großem Erfolg seiner rachsüchtigen Empfindlichkeit gegen sie äußern Ausdruck geben. Er hätte es für unerlaubt gehalten, eine unbescholtene, verheiratete Frau oder ein unter dem Schutze ihrer Verwandten stehendes Mädchen unverschuldet in zweideutigem Lichte erscheinen zu lassen, aber Emilie hatte auf jene Schonung, die er der Convenienz zuerkannte, keinen Anspruch, sie war ja nach seinen Anschauungen „herrenloses Gut". Er übte rückhaltlos seinen frivolen zweideutigen Spott an ihr, und erzählte mit boshaften Anspielungen, wie er ihre Verkleidung sogleich durchschaut, aber wie er sich diesen köstlichen Spaß nicht verderben wollte und wie pikant sein Verhältniß zu dem schönen

Studenten gewesen. Auch Linda Ammon, ebenfalls eine nur zu bekannte Persönlichkeit und von allen Frauen gemieden, schadete Emilien, indem sie sich ihr näherte und sie als ihre Gesinnungsgenossin darstellte. Linda wollte eben, daß ein Weib von Emilien's Geistesgröße und Erfolgen ihre Geistesverwandte sei, sie wollte nicht von Emilien in den entgegengesetzten Polen anziehender Weiblichkeit und geistiger Thatkraft übertroffen werden.

Linda hatte Emilien bald nach deren Ankunft besucht, der Professor aber vermied es, seinem interessanten Schüler zu begegnen. Spielte er doch dem beherzten Mädchen gegenüber nur die Rolle eines Besiegten und Geschlagenen, und er wußte, seine schöne Gegnerin würde nicht geneigt sein, das „pikante Verhältniß“ mit ihm fortzuführen. Er selbst hätte indessen ein solches gegenwärtig nicht gut brauchen können, da es sich mit seinen anderweitigen Plänen nicht vertrug.

Professor Ammon hatte an einem öffentlichen Orte den Fabrikanten Rotte Vater kennen gelernt und in ihm einen, ihn lebhaft ansprechenden Geistesverwandten gefunden. Die beiden Männer waren näher bekannt geworden und der Fabrikant führte gelegentlich den neuen Freund in seine Familie ein. Diese hatte Ammon anfangs wenig interessiert, allmählig aber wurde er aufmerksamer auf Marianne, und fand, daß in diesem Mädchen so ziemlich alle Bedingungen vereint seien, die er im Stillen an seine künftige Gattin gestellt. Marianne war das Ebenbild ihrer Mutter, ein sanftes, lenkames, willenloses Wesen, weniger beschränkt, als sie im ersten Augenblick erschien, da ihre Verstandskräfte nur wenig geübt und auf Kleinliches gerichtet waren. Marianne erhielt eine glänzende Mitgift, hatte überdies alle sogenannten „häuslichen Tugenden“ aufzuweisen und war ein hübsches, rosigblühendes Mädchen. Sie hatte vor dem Herrn Professor schon jetzt einen musterhaften Respect, sein sicheres, selbstbewußtes, absprechendes Wesen imponirte ihr, ja schüchtern sie ein und Ammon hatte noch keine Gelegenheit gefunden, etwas zur Realisirung seines Planes zu thun. — Im äußern — und im Familienleben bei Rotte war sonst nichts verändert, da ja die Frauen — sich nicht verändert hatten und

dies auch nicht leicht konnten. Nur die kleine Pauline war herangewachsen und ein lebhaftes, pfißiges, ja intrigantes Geschöpf geworden, welches der Mutter nie Genüge thun konnte und seinem munteren Geist in allerlei bösen Streichen und Anzettlungen Lust machte. Sie trieb sich meist müßig umher, da sie sich den verhassten Handarbeiten zu entziehen wußte, und sich geistigen Beschäftigungen zu widmen, nur wenig Gelegenheit hatte. Ihr neuestes Amüsement war ein heimlicher Briefwechsel mit dem neuen Hofmeister, der für schweres Geld die undankbare Aufgabe übernommen, dem beschränkten Anton eine höhere Ausbildung beizubringen. Der Lieutenant Karl erfreute auch das Elternhaus mit seiner bleibenden Anwesenheit, da er nun in der Residenz garnisonirte. Er war ein intimer Freund Emil von Waldheim's und verbrauchte enorme Summen zu seinen Privatvergnügungen. Zu Hause tyrannisirte er die Mutter und Marianne, und zankte mit Pauline und mit Ernst, der diesen Ungezogenheiten opponirte. Ernst Rote war seit etwa einem Jahre von Amerika zurückgekehrt, wohin er bald nach Emilien's Abgang an die Universität gereist war. Er hatte die Verfassung des freiesten Landes der Erde studirt, sein politisches Leben und seine großartigen industriellen und Handels-Verhältnisse. — Dem Sinne nach ein freier Bürger, war er heimgekehrt mit zahlreichen Projecten, daheim für die politische und national-ökonomische Fortentwicklung zu wirken. — Vorerst hatte er sich mit den Arbeiterverhältnissen befaßt und in überraschend kurzer Zeit so Bedeutendes für die Hebung des Loses der arbeitenden Classen angebahnt, daß sein Name dadurch in den weitesten Kreisen in ehrenvoller Weise genannt wurde. Mit Frauen hatte er fast gar nicht verkehrt. Ihr Wesen im geselligen Kreise widerte ihn an und das weibliche Geschlecht zerfiel ihm in puzsüchtige, kleinliche, unvernünftige Puppen und in demüthige, beschränkte Haushälterinnen. — Emilie von Waldheim, von der er so viel sprechen hörte, erschien ihm daher als eine Emancipirte im schlimmsten Sinne, und er stimmte gedankenlos in den Tadel und das Entsetzen ein, welches seine Umgebung über dieselbe ausschüttete. Ein Mädchen als Student verkleidet an der Universität — er verurtheilte ohne weiteres mit den Andern. — Er staunte unbefangen, als Ammon

ihm erzählte, Emilie von Waldheim sei schön, sehr schön und mit allem weiblichen Liebreiz ausgestattet. „Ich dachte wirklich nicht daran, daß dieses Wesen schön sein könnte. Nun ich bin doch begierig sie zu sehen,“ sagte er phlegmatisch; es war am Tage der Röder'schen Soiree zu welcher auch die Familie Rotte geladen war, denn die politische Sachlage hatte an dem freundschaftlichen Verhältniß der beiden Familien nichts geändert. — —

Es war gegen Abend. Emilie wollte sich eben anschicken, ihre einfache Toilette zu machen, als Emil in voller Dienstkleidung hereinstürzte. „Ich kann Euch nicht begleiten,“ rief er athemlos und aufgeregter, „ich muß die Nacht in der Caserne zubringen. Man befürchtet Unruhen, das Militär ist conquiret. Karl Rotte hat die Wache, wir werden bei einer Bowle der Dinge warten, die da kommen sollen.“ — Emilie war heftig erschrocken über die Neuigkeit — da traf auch der Oberst ein, welcher bis jetzt in Dienstangelegenheiten abwesend gewesen. Für ihn hatte es genügt zurückzulassen, wo er zu finden sei. Der humane Mann war durch die Vorgänge der letzten Tage und deren heutigen Stand lebhaft aufgeregter, und die Befürchtung eines Zusammenstoßes zwischen Volk und Militär war ihm tief schmerzlich. „Und wir sollen im Salon Röder auf einem Vulkan tanzen,“ rief Emilie erschrocken. „Nun wir haben es vor der Hand nur mit Befürchtungen zu thun — vielleicht sind sie grundlos,“ tröstete der Oberst. „Ich hoffe nicht, Papa,“ rief Emil, „ich wollte, es käme zu etwas, damit man sich doch einmal auszeichnen könnte!“ — Er zog seine blanke Klinge und socht mit ihr übermüthig in der Luft herum. „Ich dachte nie, daß Du so blutdürstig wärest, Emil,“ schalt Emilie, „Du würdest also frohen Herzens Deinem Ehrgeiz ein Paar solcher unschuldiger harmloser Schreier, wie sie sich auf den Straßen herumtreiben mögen, hinschlachten? — Nein, das hätte ich Dir nimmer zuge-
traut.“ — „Das verstehst Du nicht, Emilie, trotz aller Deiner Heldenthaten. Wie kannst Du wissen, wie es einem Manne ist, der die Brust voll Muth und Kampfeslust hat, und damit nichts anfangen darf. Himmel, wenn Einem so das heiße Blut in den Adern prickelt und man nicht weiß, wohin mit seinem innern Feuer“

erschwang von Neuem seinen Säbel — und ein Spiegel klirrte, als Opfer seines inneren Feuers zu Boden. — „Ein böses Omen,“ rief Emilie halb lachend, halb ernsthaft, „eine fatale Illustration für die Fruchtbarkeit Deiner Kampflust. Die Gefahr liegt nahe, daß sie in Zerstörungslust ausartet. Schade um den schönen Spiegel, sieh nur her, Du Vandale!“ — „Ah, es ist stets eine Ehre, von einer guten Klinge zu fallen,“ meinte der junge Kriegsheld leichtthin. „Darum spare ich mir meinen Heldentod auf später auf, das Straßenpflaster ist kein richtiges Feld der Ehre. Ihr braucht also heute Nacht nicht besorgt zu sein um mich. Adieu!“ — Er küßte die Schwester stürmisch, wechselte einen Händedruck mit dem Vater und klirrte in übermüthiger Laune von dannen. —

„Wenn Emil von einem Ueberschuß an Thatenlust und Muth oder besser Uebermuth sprach, den er in sich fühlte, so hatte er nicht ganz Unrecht,“ sagte der Oberst, seinem Sohne nachblickend. „Der militärische Geist weckt diese Thatenlust, ohne sie in Friedenszeiten befriedigen zu können, daraus entsprossen die Schmarogerpflanzen militärischen Uebermuthes und roher Kauflust, abgesehen davon, daß die Thatkraft so vieler junger Männer an leeren Exercitien und Paradespielereien nutzlos verschwendet wird. Ich habe immer dahin gewirkt, zu beweisen, daß sich die Wehrpflicht mit der ruhigen Thätigkeit des Bürgers verbinden müsse. — Doch es ist die höchste Zeit, daß wir an unsere gesellschaftlichen Pflichten denken, meine Emilie! ich will einen Wagen bestellen lassen, denn es treiben sich in der That allerlei verdächtige Volkshaufen in den Straßen umher.“

Es war eine distinguirte Gesellschaft, die sich an diesem Abende im Salon Röder versammelte. Die Stimmung derselben war, wie natürlich keine heitere, aber die anwesenden Staatsmänner, Officiere und Deputirten trafen gern auf diesem neutralen Boden zusammen, um ihre Gedanken über die Ereignisse des Tages auszutauschen. Eine lebhaftere, anregende Conversation belebte die Gesellschaftsräume und das allgemeine Interesse, welches man der vielbesprochenen Emilie von Waldheim entgegenbrachte, erhöhte noch die hochgespannte Stimmung. In der That gelang es der Erscheinung Emilien, bei dem größten Theil der Gesellschaft den Sieg über die Interessen

des Tages davonzutragen. Mit welcher brennenden Neugier hatte man ihr entgegengesehen, wie würde sie aussehen, wie sich benehmen, was über ihre Studienzeit sagen? „Wenn sie doch in ihrer Studententracht käme,“ meinten die jungen Herren. „Rauchen wird sie gewiß, dort im Nebenzimmer bei den Herren vielleicht,“ flüsternten die jungen Damen. „Wenn sie nur wenigstens die Dehors beobachtete,“ jeufzten die älteren Damen. Selbst die älteren und gewiegteren Herren gestanden sich ihre Neugierde ein. — Da erschien Emilie am Arm ihres Vaters, nicht in den gewünschten Studentenkleidern, sondern in einem ganz einfachen, weißen, zarten Kleide, welches wie mit einer Wolke ihre hohe, schlanke Gestalt umhüllend, nur vorn mit einem Veilchenbouquet geziert war. Ihre braunen, leichten Locken, welche noch die männliche Haartracht zeigten, zierte ebenfalls ein Veilchenstrauß. Diese kurzen, leicht gelockten Haare, — die zurückgestrichen ihre hohe, geistvolle Stirn frei ließen, waren die einzige Erinnerung an ihre Männerrolle. Das zarte, durchgeistigte Antlitz mit den großen, stolzblickenden Augen wirkte im Verein mit der einfach edlen Erscheinung um so mächtiger. Trotz der ruhigen selbstbewußten Würde, die Emilien durch ihr Kämpfen und Streben um ein edles Ziel längst natürlich geworden, konnte sie eine leichte Verlegenheit, die sich ihrer unter den vielen neugierigen Menschen bemächtigte, nicht unterdrücken. Sie erröthete, wenn sie Jemand ansprach und ihre Augen wanderten mit zagender, fragender Scheu flüchtig über diejenigen hin, die sich ihr näherten. Man konnte aus ihrem blaffen, edlen Antlitz nichts lesen, als die Spuren geistiger Anstrengung und dem feineren Beobachter entging auch nicht das Gepräge stillen Leidens, welches dasselbe unverkennbar trug. Vergebens spähte man nach einer männlichen, hurschikosen Geberde, denn jene wunderbare Anmuth, welche der Ausdruck einer schönen Seele ist, war Emilie unzerstörbar eigen. Im Gegentheil stach sie auffallend genug von den übrigen jungen, complicirt und prächtig geschmückten Damen ab, welche mit ihren Tänzern schäkerten und kokettirten. Emilie hatte wichtigere Dinge zu erstreben, als das Gefallen dieses oder jenes jungen Herrn und ihr Benehmen war

unbefangen einfach und zurückgezogen. Man merkte ihr bald an, sie sei diesem Treiben fremd und hier nicht in ihrer Sphäre.

So stand sie nur mit der edlen, geistigen Schönheit geschmückt, die ihr die Natur verliehen, unter den reichgeputzten, sächernden, flüsternden Damen dennoch als die bedeutendste Erscheinung unter ihnen Allen, so ganz anders, als man sich ausgemalt. — Und alle die Männer, die so kalt und spöttlich noch kurz vorher über sie abgeurtheilt, beugten sich unbewußt vor der doppelten Macht der Anmuth und Schönheit und eines ebenbürtigen starken Geistes. — Es war ein seltsames Schauspiel, welches der Salon Röder an diesem Abende bot. Alles drängte sich nun um das Mädchen in dem einfachen, weißen Kleide, welches zwar schüchtern, aber nicht unsicher sich als Mittelpunkt eines glänzenden Kreises sah. — Spott und Tadel schwiegen einstweilen, denn man mußte wenigstens erst eine neue Tonart suchen, um ihn anzustimmen. — Linden hing der trüben Erinnerung nach, welche der heutige Abend in ihm wach gerufen. Es war die an die Feier seiner Ernennung in diesen Räumen, welche er damals so glücklich und hoffnungstrunken begangen. Wie damals stand er träumerisch abseits, und betrachtete von Ferne das geliebte Mädchen, aber wie anders war ihm damals zu Muthe gewesen. — Der Abend war noch nicht weit vorgerückt, als der junge Sectionsrath unmerklich verschwand, ohne daß Jemand es bemerkte. Auch der Herr des Hauses war nicht mehr sichtbar — was indessen Niemand auffiel. — Der Hofrath hatte im Vorzimmer seinen Gast getroffen, der eiligst seinen Paletot anlegte. „Sie auch — mein junger Freund? — kommen Sie mit mir, der Wagen wartet.“ — Sie eilten die Treppe hinab und die Kasse trugen sie in gestrecktem Galopp zwischen den wogenden Volkshaufen hindurch nach dem Ministerhotel. —

Nicht einmal Alberti hatte das Verschwinden seines Freundes bemerkt. Er studirte mit bewundernder Consternation Emilien's Erscheinung. Seine festgewurzelten Ansichten hatten „den Studenten“ längst verurtheilt, aber sein poetischer Sinn erquickte sich unwillkürlich an dem anmuthigen, geist- und seelenvollen Wesen des schönen Mädchens, und lag mit jenem Urtheil in heftigem Kampfe.

Er hing fast athemlos an der wunderbaren Erscheinung, rannte dann wieder in ein Nebenzimmer, fuhr sich in die Haare und rief: „Schön — lieberwürdig — anmuthig ist sie — nicht zu leugnen.“ — Dann stürmte er wieder zu Emilien zurück. —

Ernst Rotte, von den Reden der Umgebung angeregt, hatte vor Emilien's Erscheinen fast unbewußt die Vorstellung gehabt, es müßte eine unangenehm groteske Erscheinung, ein wunderliches Mittelding zwischen Mann und Weib sich seinen Blicken darstellen. Starr, fast fassungslos stand er nun vor dem lieblichen Mädchen, dessen Bild ihm unvergeßlich geblieben, vor der reizenden Unbekannten aus dem Arbeiterasyl. Der junge Mann, gewohnt sich nur in einer nüchternen Geschäftssphäre, in einem praktischen Gedankenkreise zu bewegen, konnte des überraschenden, fremdartigen Eindruckes nicht recht Herr werden. Lange beobachtete er Emilien von Ferne und als er sich endlich mit der Thatsache, die entsetzliche vielbesprochene Emancipirte und das liebliche Bild seiner Erinnerung seien Eins, etwas vertraut gemacht, ließ er sich von Alberti Emilien vorstellen. „Der freundliche Herr aus dem Arbeiterhause,“ rief Emilie mit unschuldiger Freude, „doch Sie erinnern sich gewiß jener Begegnung nicht mehr?“ „O mein Fräulein, Sie thun mir Unrecht,“ sagte Ernst voll Wärme, „jene Begegnung war stets eine meiner liebsten Erinnerungen.“ — „Auch ich gedachte ihrer oft,“ sprach Emilie einfach, „ich besitze noch die verblichenen Reste der Blumen, welche Sie mir damals gaben. O diese Blumen, sie hatten für mich damals eine tief symbolische Bedeutung!“ „Ich weiß es nun,“ sagte Ernst mit tiefer Bewegung, „denn jedes Wort, welches ich damals mit Ihnen wechselte, hallt noch in meiner Seele wieder. Sie haben aber nicht auf die Sprache der Blumen gehört, mein Fräulein.“ — „O doch,“ rief das junge Mädchen warm, „die Blumen flüsterten mir allerlei verlockende Märchen zu, welche meinem Herzen genug zu schaffen machten, denn sie repräsentirten mir, wie Sie mir damals selbst gesagt, die friedliche, kampflose Poesie des Lebens, und ich stand damals an einem tiefsten Wendepunkte meines Daseins.“ „Und Sie verwarfen die Blumen und wählten den Kampf des Lebens,“ sagte Ernst mit warmer Betonung. „Ja, ich wählte den

Kampf, den schweren Kampf des Lebens, und ich habe es auch nicht bereut. Aber, wie Sie wissen, ich habe die symbolischen Blumen im Stillen aufbewahrt." Mancher eitle, junge Mann hätte aus Emiliens Worten schmeichelhafte Deutungen für seine Person hergeleitet, aber Ernst Rotte verstand das junge Mädchen, welches in edler Unbefangenheit mit Ideen rechnete und dem persönlichen Gefallen so ferne lag. Es lag in Emiliens Wesen und Streben, daß sie in Männern nicht Ehestandscandidaten, Liebhaber und Courmacher sah. „Ja, mein Fräulein,“ rief Ernst mit dem Feuer der Ueberzeugung, „Sie haben sich jene Blumen und deren symbolische Poesie gewahrt. Die Seele derselben leuchtet aus Ihren Augen, sie ist in Ihr ganzes Wesen aufgegangen.“ — Emilie sah erröthend, aber dankbar schüchtern zu dem Sprecher auf, sie freute sich ohne Ziererei seiner Worte, welche eben jetzt so bedeutungsvoll für sie waren. „Es ist nicht meine Schuld,“ sagte sie dann mit gedämpfter Stimme, „wenn ich die Blumen meines Daseins so sehr gefährden mußte. — Es ist die Schuld ungerechter, feindlicher Verhältnisse, welche den Frauen Leben und Streben so sehr erschweren. Ich wollte ja nur das, was so viele junge Männer mühelos erreichen, etwas was meiner Individualität, meinen Neigungen so natürlich war. Nun habe ich es erreicht, aber mit welchen Kämpfen!“ — — Sie schwieg, ihre Wimpern hatten sich gesenkt, ihre Wangen glühten in höherem Roth. „Und Sie sind indessen ein Mann des Volkes geworden, ein Wohlthäter der arbeitenden Classen. Sie haben Schönes erstrebt,“ rief sie plötzlich lebhaft aufblickend. „Ja mein Fräulein, ich kämpfe für die Armen, die Unterdrückten, und ich wollte, mein Können wäre meiner Mission würdig.“ Ernst Rotte sagte dies mit schöner Begeisterung: hätte der junge Mann sich auf sich selbst besonnen, er hätte sich kaum wieder erkannt. Eine ganz neue Seite seines Wesens entwickelte sich unter dem Einfluß von Emiliens Persönlichkeit. — Nie hatte er seinen Gedanken und Empfindungen einen so offenen, begeisterten Ausdruck gegeben, nie sie in einem Andern bespiegelt, nie hatte er auf diese Weise der Schönheit und der Geistesgröße gehuldigt. „Sie kämpfen für die Unterdrückten,“ wiederholte sie jetzt sinnend, „dann darf ich vielleicht sagen, daß wir zum

Theil Bundesgenossen sind!“ — „Ich verstehe Sie jetzt erst recht,“ rief Ernst lebhaft. „Sie streben nicht nur für sich, — Sie streben für ihr ganzes Geschlecht.“ — „Ich hatte mir anfangs diese große Mission nicht angemast,“ erwiderte sie bescheiden, „ich wollte nur das, was meine natürliche geistige Entwicklung erforderte, was meine Stellung in der Welt, mein Wechselverkehr mit derselben erheischten. Aber diesen einfachen Anforderungen stellten sich solche ungeheuere Schwierigkeiten entgegen, daß mir dadurch die Fesseln, in denen mein Geschlecht liegt, in ihrem ganzen Umfang klar wurden. Endlich wurde ich sogar gezwungen,“ fuhr sie tieferröthend, aber fest fort, „die Maske eines Mannes anzulegen, um den Grad geistiger Vollkommenung eines solchen zu erreichen, und da ich ihn glücklich erreicht habe, so hoffe ich wohl, dieser Beweis wird seine Kraft in wohlthätiger Weise auf mein ganzes Geschlecht erstrecken. Sie sehen, ich bin noch eine sehr bescheidene Bundesgenossin, aber ich will mich bestreben, auch ferner durch mein Thun für meine Sache zu arbeiten. Da ich als Frau zu keiner einflußreichen Stellung berufen werden kann, beschränkt sich meine Wirksamkeit darauf, einfach durch meine Laufbahn einen neuen Weg zu weisen! — Ich kann das mit gutem Gewissen, denn ich weiß, daß ich nur besser und vollkommener geworden bin durch das, was ich erstrebte, obgleich mich Mancher deswegen verurtheilen wird.“ „Vergeben Sie allen Denen, welche nicht das Glück haben, Sie zu kennen,“ sprach Ernst Rote getroffen. „Sie haben mich vielleicht auch verurtheilt,“ sagte Emilie unbefangen, „und ich verüble es Ihnen nicht — der Schein ist gegen mich“ — und da Ernst in tiefer Bewegung schwieg, fuhr sie fort: „aber Sie haben es schon gut gemacht, denn Sie sind ja längst unbewußt mein Verbündeter!“ — „Wie das,“ rief Ernst Rote überrascht, „ich danke es nur meinem guten Genius, denn ich bin mir dieses Verdienstes nicht bewußt.“ — Emilie lächelte anmuthig. — „Die Freunde wahrer Freiheit sind auch die der Frauen. Die Unterdrückung der Frauen basirt sich auf das Recht des Stärkeren und ein solches wird von der wahren Freiheit nicht anerkannt. Darum, wenn Sie für die Unterdrückten kämpfen, so denken Sie zuerst an die Frauen und erinnern Sie sich, daß auch diese an dem

kostbaren Gut der Freiheit, welches allgemein sein muß, wie das segenspendende Licht der Sonne, ihren Theil haben müssen. Die Frauen brauchen nichts, als frei und ungebunden ihre eigene Natur, ihre Fähigkeiten und Anlagen entwickeln zu dürfen, sie dürfen nicht in eine bestimmte Lebenssphäre gezwungen werden. Freilich nur in einem Staate, wo Arbeit und veredelndes Streben gelten, nicht in einem Soldatenstaate roher Willkür werden sie zu ihrem Rechte kommen. Und darum rufe ich Sie als den Mann der Freiheit, als meinen Bundesgenossen an!“ — Ernst Rotte stand Emilien wie einem Phänomen gegenüber, nie war ihm eine solche Frau erschienen, nie hatte er das weibliche Geschlecht von diesem Standpunkt kennen gelernt. Aber ganz unter dem Zauber von Emilien's Wesen stehend, rief er: „Der Himmel wahrer Freiheit ist bei uns noch schwer umwölkt, aber“ — er hob begeistert, hingerissen die Hand empor, wie zu einem Eide, „mein Fräulein, ich gelobe Ihnen“ — „Nein, nicht so,“ sagte Emilie, mit sanfter Ueberlegenheit ihn abwehrend, „nicht mir sollen Sie dieses Gelöbniß leisten, nicht meiner Person sollen Sie diese Concession machen, sondern meiner Sache. Ich will Sie nicht überraschen, nicht beim Wort nehmen, Sie müssen meine Sache erst ruhig prüfen und die Bedenken niederschlagen, welche die Welt und Ihre eigenen Anschauungen dagegen erheben werden. Dann werde ich Sie freudig als meinen Bundesgenossen begrüßen, und dann wollen wir auf den Tag harren, der jenes häßliche Gesetz und den Geist, der es gegeben, zu Falle bringt. — Dieser Tag wird kommen und wir wollen ihm vorarbeiten — doch was ist das?“ — die Musik in dem anstoßenden Salon schwieg plötzlich, von der Straße herauf tönte aus der Ferne verworrener Lärm — alles schwirrte ängstlich durcheinander — Emilie bemerkte jetzt, daß viele der älteren Herren verschwunden waren, auch ihren Vater sah sie nicht. — Die Hofrätin, bleich und ängstlich, suchte ihre Gäste zu beruhigen. „Es sind Unruhen in der Stadt vorgefallen, aber hoffentlich nicht von Belang,“ meinte sie, und bat sich nicht stören zu lassen. Aber die Bitte kam ihr nicht recht von Herzen, die Dame von Welt und die ängstliche, zaghafte Frau lagen sichtlich bei ihr im Kampfe. — Die Gäste stoben

erschrocken auseinander. Jedes hoffte zu Wagen, auf Unwegen wenigstens, seine Wohnung zu erreichen. — Das Fest war auf ominöse Weise unterbrochen, und Diejenigen, welche die Sachlage am sorglosesten beurtheilt, zeigten sich nun als die Furchtsamsten. Man erfuhr, der Mittelpunkt der Zusammenrottungen sei eigentlich nur das königliche Schloß, und das benachbarte Ministerhotel. Auf den nächsten Straßen war es wieder ruhig geworden; nur ein vorüberziehender Volkshaufen hatte den Lärm verursacht. Nur hie und da hörte man einzelne Rufe, oder die Schritte einer vorbeiziehenden Patrouille. „Aber mein Vater, wo ist mein Vater?“ frug Emilie ängstlich. „Seien Sie ruhig, mein Kind,“ sagte die Hofrätthin freundlich, „Ihr Vater ist zu Se. Majestät berufen worden. Er genießt schon seit länger das allerhöchste Vertrauen und man wird seinen militärischen Rath hören wollen. Der Herr Oberst hat Sie meinem Schutze übergeben, und Sie bleiben vor der Hand bei uns, liebe Emilie!“ Die Hofrätthin gefiel sich in ihrer Protectorrolle, sie legte freundlich einen warmen Schwal um Emiliens entblößte Schultern und führte sie in ein Nebenzimmer. Es war noch nicht Mitternacht, die Gäste hatten sich alle entfernt, nur Alberti und Hortense waren noch anwesend, sowie Ernst Kotte, welcher den beiden zitternden Damen vom Hause versprochen hatte, sie im Falle einer Gefahr zu beschützen, was er als populäre Persönlichkeit vielleicht vermochte,

Der Hofrätthin hatte es viel gekostet, Emilien bei sich zu empfangen, aber die Rücksicht auf den Oberst ließ es nicht anders zu, und so beschloß sie großmüthig, den Skandal zu ignoriren. Nun konnte sie dem jungen Mädchen, welches sich mit so edlem Anstand, mit so musterhaftem Tact benahm, ihre Anerkennung nicht versagen, ja sie sah, daß die aus Gnade Aufgenommene rasch der Mittelpunkt der glänzenden Gesellschaft geworden und die Hofrätthin war versöhnt. Waren doch die Dehors ausgezeichnet beobachtet worden. — Nun war die Anwesenheit des unerschrockenen Mädchens eine rechte Wohlthat für sie, da Hortense und deren Mama sich den maßlosesten Befürchtungen hingaben und bei jedem Geräusch auf der Straße in Ohnmacht fallen wollten. Obgleich Emilie mit Angst an ihren Bruder dachte, und auch über den Vater in

Ungewißheit schwebte, büßte sie doch nicht die Klarheit ihres Geistes ein und ihre ruhige, wohlthuende Sicherheit und ihre freundliche Sorgfalt für die beiden zitternden und bebenden Damen ward diesen wahrhaft tröstlich und wohlthuend, und unwillkürlich rückten sie Emilien menschlich näher. — Indessen verfloß die Zeit und nach den eingelaufenen Nachrichten schien die Gefahr zu wachsen. Auch in den benachbarten Gassen begann es immer unruhiger zu werden und selbst Emilie lauschte mit angstvoll pochendem Herzen dem dumpfen Ton eines fernen Schusses. — Draußen ward es lauter und lauter, — Geschrei, dumpfe dröhnende Tritte, wie von einer großen Volksmenge — ein kurzes, dumpfes Gemurmel — und ein Stein klirrte, die Fensterscheiben in tausend Scherben zertrümmernd, in das Zimmer. In demselben Augenblick stand Ernst Rotte draußen auf dem Balcon und suchte die drängende Menge zu beschwichtigen, — die Hofrätin lag in nervösen Krämpfen, Hortense weinte und schrie, während Alberti Beide vergebens zu beruhigen suchte. Emilie ordnete ruhig einige beruhigende Hausmittel für Frau von Röder an, und Hortense schaute ihr verwundert zu, dann begann sie wieder um die Mama zu jammern und die Hände zu ringen. — Draußen hatte sich die Scenerie schnell verändert. Ernst Rotte's Beschwichtigungen und Vorstellungen, es seien in diesem Hause nur einige Frauen anwesend, war es gelungen, den Volksknäuel einigermassen zu lösen. Ein Piquet berittener Gensdarmen, welches heran sprengte, trieb ihn vollends auseinander. Die Gensdarmen deckten einen Wagen, welcher vor dem Hause hielt. — Einige Augenblicke später stürzte Linden bleich und aufgeregt in das Zimmer, wo die Hofrätin auf einem Sopha lag, um welches die Uebrigen versammelt waren. Ohne das Unpassende seines Eindringens weiter zu entschuldigen, rief er athemlos: „Das erste Blut ist geflossen — der König gibt nach und hat Alles bewilligt. — Venno, Du mußt sogleich mit mir nach dem Redactionsbureau — es soll sogleich die Massenaufgabe eines Extrablattes der Tagespost vorbereitet werden, welches der Bevölkerung mittheilt, daß der König die Demission des Ministeriums angenommen hat, ein neues, ein freisinniges Cabinet gebildet, und das neue Besteuerungsgesetz

modificirt wird. — Komm, der Wagen wartet!“ — Er faßte Alberti am Arme. Aber diesen hielt Hortense mit kindischer Angst unter heftigem Schluchzen fest; sie wollte ihn nicht weglassen. Halb beschämt, halb geschmeichelt suchte sie der junge Mann mit zärtlichen Worten zu beschwichtigen. „Dann ist aber doch der Aufruhr zu Ende,“ frug Frau von Röder mit schwacher Stimme, „man ist ja seines Lebens nicht sicher.“ — — „Ja, gnädige Frau, dann ist Alles zu Ende, ich glaube auch für uns.“ — Dann wandte sich Linden zu Emilie: „Ihr Vater, Fräulein Emilie, befindet sich noch immer bei dem König. Er ging zu Fuß durch die Volkshäuser, von allseitigen Zurufen begrüßt. — Ihr Bruder war bei dem Kampfe vor dem Ministerhotel theilhaftig, hat sich ausgezeichnet und nur eine unbedeutende Verletzung am Arme davongetragen. Sie sind also an dem allgemeinen Schiffbruch nicht theilhaftig, der nun erfolgen wird und“ — setzte er leise mit bebender Stimme hinzu — „ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie sich dem Schiff meines Glückes nicht anvertrauten — großer, allgemeiner Schiffbruch,“ wiederholte er dann laut und heftig, „der König hat dem designirten neuen Minister Alles zugestanden, und uns Alle über Bord geworfen. — „Komm, Benno, komm! — Wir müssen bis zum letzten Augenblick auf unseren Posten ausharren!“ — Alberti küßte noch einmal seine Frau, dann wurde er von dem aufgeregten Freunde fortgezogen. — Bald darauf wurde es ruhiger und auch Ernst Rotte empfahl sich. Mit freundlichem, achtungsvollem Einverständnis drückten er und Emilie sich die Hand. Während der unheimlichen Nacht hatten sie ernst und klar ihre Gedanken über die bedeutungsvollen Ereignisse ausgetauscht, sie allein hatten die Sachlage ruhig und unbeirrt überschaut und Ernst Rotte fühlte, dieses junge Mädchen würde im Kampf des Lebens nie hinter ihm, noch sonst Jemandem zurückbleiben.

Am andern Tage war die Stadt ruhig; die Bevölkerung jubelte. Das Ministerium Hartach war gestürzt, ein neues Cabinet im Begriff sich zu constituiren. — Ja die Bevölkerung jubelte, nur unter den Trägern des gestürzten Systems pflanzten sich die fatalen Folgen des Falles in immer weitem und weitem Kreisen fort, und

schleuderte bald Diesen, bald Jenen in den Abgrund. Wie Linden schon ausgesprochen, hatte der König die Bedingungen, welche der neue Minister gestellt, unter dem Einfluß jener unheimlichen Nacht rückhaltslos bewilliget; die erste darunter war die totale Entfernung des Personals, welches dem aufgelösten Cabinet zunächst gestanden. Dieser Bann traf natürlich in erster Reihe die rechte Hand des Grafen Hartach, Sectionsrath — Baron von Linden. Der junge Beamte war noch nicht pensionsfähig, man stellte ihm daher bedauernd seine Entlassung mit einer gewissen Abfertigungssumme in Aussicht.

Hofrath von Röder wurde selbstverständlich pensionirt. — Der „Tagespost“, dem Leiborgane des Ministeriums Hartach, wurde die Subvention entzogen, der Redacteur und Herausgeber seines officiellen Charakters entkleidet — aber damit war die Schicksalsgöttin noch nicht versöhnt — sie sandte auch noch in das glänzende Logis des Hofraths von Röder einen langen Zug häßlicher, unheimlicher Gestalten, welche sich Alle in der Ansicht vereinigten, es sei durchaus nicht rathlich, dieser gestürzten Größe länger Credit zu geben. Großer — allgemeiner Schiffbruch!

Linden sah das glänzende hoffnungsvolle Loos, welches er so stolz der Geliebten angeboten, zertrümmert und vernichtet. Grausamer hätte das Geschick den Augenblick, ihn niederzuschmettern, nicht wählen können. Seine ganze Zukunft, alle seine ehrgeizigen Hoffnungen und stolzen Pläne, seine ganze Existenz, Alles war in Nichts zerronnen — er war wieder hinausgeworfen in das wilde, haltlose Meer des Lebens — bitter genug! — aber was war das gegen die entsetzliche Demüthigung vor der Geliebten! — Wie stolz, wie prahlend hatte er sie eingeladen, sein Geschick zu theilen, wie hochmüthig hatte er behauptet, er könne und wolle für sie sorgen, er würde sich dies nicht nehmen lassen, sie brauche sich ihm nur anzuvertrauen. Ihr letzter Ausspruch war gewesen, nur ein gemeinsames Streben sei die Basis sichern Glückes — darauf war er schroff von ihr geschieden und jetzt stand er da, der stolze Mann — hilflos und vernichtet, ungewiß, wie er nur für sich selbst sorgen könne, während sie, das schwache Mädchen, nach einem riesigen

Kampfe mit feindlichen Verhältnissen, dem Hasen stolz und sicher zusteuerte. — Der junge Mann war, in den Grundvesten seines Wesens gebrochen!

Die selbstbewusste Kraft, der stolze Trost, mit dem er sich das Große erringen wollte, sie hatte ihn bisher getragen und erhoben! — Das Schicksal hatte sein Streben, als einen großen Irrthum, vernichtet, der Zeitern seiner ganzen Laufbahn war in Nichts zerrennen und mit verzweifelter Kraft rang Konrad mit sich selbst, in diesem großen Schiffsbruch sich selbst zu retten.

Hofrath von Röder saß indessen in seinem Cabinet, seinem Schwiegersohne gegenüber und die beiden Männer starrten sich verzweiflungsvoll an. „Es gibt für mich keine andere Rettung, lieber Benno,“ sagte der Hofrath nach langem Schweigen mit kläglichem, gebrochener Stimme, „Sie müssen mir das Geld geben, oder besser meinen Gläubigern — denn ich fürchte, es gehört nicht mehr mir.“

— „Aber Papa,“ erwiderte Alberti heftig, „Sie sprechen da so ruhig meinen Kain aus, als ob er mich allein träfe, und nicht auch Hortense. Sie wissen, daß mein Blatt durch den Sturz des Ministeriums nicht nur die materielle Unterstützung, sondern auch jedes Ansehen eingebüßt hat; wenn Sie mir nun auch noch Ihr Kapital entziehen, so ist mir jeder neue, verbessernde Aufschwung unmöglich — das Blatt muß aufhören zu erscheinen — ich bin bankrott.“ „Ich bin es auch, mein Sohn,“ jammerte der Hofrath.

„Und Hortense?“ — frug Alberti verzweifelt. — „Und deren Mutter!“ erwiderte der Hofrath ähzend. Sie schwiegen wieder lange. „Es ist mein Tod,“ stöhnte der alte Mann, und vergrub sich in das große, weiße Fauteuil. „Leben oder sterben, gleichviel,“ murmelte der junge Dichter düster, „man schlägt sich durch. Aber wenn man für eine Frau und Kinder zu sorgen hat — — arme, arme Hortense, das hättest Du Dir nicht träumen lassen!“

Emilie hatte indessen ihr Meisterstück vollbracht, indem sie Emil's durch einen Steinwurf gequetschte Hand rasch und glücklich geheilt. Der junge Held ließ sich mit gnädigem Wohlgefallen von der Schwester pflegen und hätscheln, und schwelgte in olympischem Stolge auf seinen Lorbeern. Emilie sah mit herzlicher Theilnahme

das Unglück, welches über ihre nächsten Freunde, besonders aber über ihren geliebten Konrad hereingebrochen. Jedoch ihr Blick schweifte über diese trüben Einzelnfälle hinweg nach den höhern Gesetzen, nach welchen diese Katastrophen erfolgten. Immer klarer und leuchtender zeichneten sich in ihrer Seele die Umrisse ihrer irdischen Lebensaufgabe, und mit friedvollem Ernste schaute sie nach dem Leitstern ihres Lebens: Arbeit, edles, nütliches Streben.

In diesen Tagen gelangte durch Onkel Herrmann der Ruf zu ihrer Promotion an sie. Er und Seeborn hatten den herben Principienstreit, gestützt auf die glänzende Thatsache, — ausgefochten, — das kühne Mädchen wurde berufen, sein Werk zu krönen und zu besiegeln. Am Tage vor ihrer Abreise besuchte sie noch einmal Hortense. — Mit wuchtigen, erbarmungslosen Schlägen war das Unglück über jene Familie hereingebrochen. — Hofrath von Röder hatte seine ganze Habe, sogar die elegante Ausstattung der Salons, die so oft der Versammlungsort der heitersten Gesellschaft gewesen, er hatte Alles seinen Gläubigern überliefern müssen. Langsam, unvermerkt hatte sich der Ruin in sein Haus geschlichen, um plötzlich mit vernichtender Wucht auf ihn hereinzubrechen. Der unselige Wahn, er müsse seiner Tochter wegen ein glänzendes Haus machen, hatte seinen Verhältnissen den ersten Stoß gegeben, die Schwäche, mit welcher die Eltern die Vergnügungssucht der Tochter, auch nach deren Verheirathung unterstützten, vollendete den finanziellen Ruin. Man hatte den Hofrath für wohlhabender gehalten, als er war — doch das Unglück hatte die trügerisch-glänzende Hülle zerrissen, welche bisher seine Verhältnisse deckte.

Wie vorauszusehen war, hatte der Hofrath seinen Schwiegerjohn in seinen Sturz mitverwickelt. Nachdem Alberti die Kapitalien seines Schwiegervaters dessen Gläubigern ausliefern mußte, war die „Tagespost“ dem gestürzten Ministerium gefolgt und vom Schauplatz der Doffentlichkeit verschwunden. Alberti war augenblicklich gänzlich brotlos und wohnte mit Frau und Kindern bei seinen Schwiegereltern, auf deren Pension die ganze Familie angewiesen war. Es war eine tief demüthigende Lage für den jungen Dichter, aber er konnte sich ihr nicht entziehen, wenn er nicht Hortense und die

Kinder gänzlich verlassen wollte. Emilie wurde von der ganzen Familie auf das Wärmste empfangen. Ihre herzliche Theilnahme und die überzeugenden Trostworte, die sie vor allem spenden konnte, thaten den Gebeugten herzlich wohl. Sie sahen in Emilie nicht mehr die von der vornehmen Welt Versehnte, sondern ein theilnehmendes, richtig urtheilendes, befreundetes Wesen. Die Hofrätthin, Alberti, Hortense, Alle vertrauten ihr ausführliche Klagen. Die ganze Familie bot ein trübseliges Schauspiel dar, klagend, rath- und hilflos, verzweifelnd saßen sie in der kleinen, schlechten Wohnung zusammen, dumpf und müßig blickten sie in die Zukunft, ohne einen ernstern Versuch zu machen, sich in die neue Sphäre einzuleben. — Hortense lag im Bette, sie wußte diesen Unglücksfällen gegenüber nichts anderes anzufangen, als krank zu werden. Die Hofrätthin hielt die Sorge um sie aufrecht, sie saß neben ihr und quälte die junge Frau mit Vorlesungen, sie vor jeder „Aufregung“ zu behüten, worin sie Alberti eifrig unterstützte. Emilie konnte indessen im Nebenzimmer dem ängstlichen, jungen Ehemanne die Versicherung geben, Hortense leide an nichts weiter, als an einer nervösen Affection, derer sie mit einiger Energie und Willenskraft sehr leicht Herr werden könnte. „Gott behüte,“ rief er erleichtert, „das arme Kind mag Ruhe haben, ach Fräulein Emilie, glauben Sie, daß sie diese bis jetzt noch unabsehbare Kette von schweren Prüfungen überstehen wird, eine so schwache, zarte Frau?“ „Gewiß wird sie das, und vielleicht zu ihrem Heile,“ erwiderte Emilie ernst, „d. h. falls Sie selbst sie nicht schwächer machen, als sie ist.“ Alberti wußte nichts zu erwiedern und sie kehrten zu Hortense zurück. Der junge Dichter zeigte einen Grad von Niedergeschlagenheit, der sich mit seiner Natur gar nicht zu vertragen schien, aber der endlose Jammer Hortensens, und der Blick auf sie, die ebenso hilflos und unmündig war, wie die beiden Kleinen, mußte wohl ein solches Resultat zu Stande bringen. Die verwöhnten Kinder krochen schmutzig und vernachlässigt umher und hörten kaum auf zu weinen und zu schreien, da sich Niemand recht mit ihnen befaßte. „Du solltest lieber versuchen, aufzustehen, liebe Hortense,“ sagte Emilie beim Abschied, „Du solltest Dich zerstreuen, Dich mit den Kleinen beschäftigen, das würde Dir

wohlthun.“ „Ach Emilie,“ erwiderte die junge Frau apathisch und schloß die Augen, „mir wäre besser, ich stünde gar nicht mehr auf, was soll ich, was sollen wir noch beginnen?“ „Es ist doch zu hart für die arme Hortense, so aus ihrer gewohnten heitern Lebenssphäre geschleudert zu sein,“ sagte der junge Gatte entschuldigend, als er Emiliens ernsten, vorwurfsvollen Blick bemerkte. Und er lehnte sich matt, mit hoffnungsloser Resignation über die Kranke, während die beiden Kinder am Fuß von Hortensens Bett einen neuen, ungehörten Weinchorus anstimmten. Dieses Jammerbild vor der Seele reiste Emilie am andern Tage zu ihrer Promotion ab.

Zwölftes Capitel.

Emiliens Promotion.

Wer vermöchte die ungeheure Aufregung zu schildern, welche auf die überraschende Enthüllung über den geheimnißvollen Emil von Waldheim nothwendig erfolgen mußte. Lange vermöchte man sich nicht mit der unerhörten Thatsache abzufinden, daß ein junges, schönes Mädchen, als Jüngling verkleidet, ein umfangreiches, ebenso schwieriges, als sittlichen Ernst und innere Festigkeit erforderndes Studium mit solchem Erfolg betrieben und was noch mehr — daß es sich unter den männlichen Studiengenossen mit so viel Sicherheit und Würde behauptet, ohne den entstehenden Conflicten zu unterliegen, ohne, wie man zugeben mußte, seine weibliche Natur, seine weibliche Würde zu verleugnen. Es fiel plötzlich wie Schuppen von allen Augen und man fand, Emil's geheimnißvolles Wesen sei kinderleicht zu durchschauen gewesen. Es lag doch so nah, wenn man in sein liebliches Gesichtchen sah und doch allzufern, wenn man unter dem Einfluß der gewohnten Begriffe über die Frauen stand. Doch jetzt hatte man mit einer schwerwiegenden, nicht wegzuleugnenden Thatsache zu rechnen. Den Betrug, den sich das kühne Mädchen erlaubt, konnte man ihr nicht ernstlich zum Vorwurf machen, da sie ihre Befähigung zu einem, ihrem Geschlechte vorenthaltenen Studium so schlagend bewiesen. Das Professorencollegium

war darüber einig gewesen, Emil von Waldheim sei einer der talent- und hoffnungsreichsten Aerzte, die je aus der Hochschule hervorgegangen — davon war eben kein Tüpfelchen abzuhandeln — und darauf stützten sich die drei Professoren Herrmann, Seeborn und Wallbek, welche vor Allem den harten Principienkampf auskämpften. Die Universitätsgesetze sprachen allerdings nur von männlichen Studenten, aber sie verpflichteten auch die Hochschule, jeden Candidaten, welcher das Doctorexamen erfolgreich bestanden, zu promoviren. Es war kein Zweifel, der Doctorand Emilie von Waldheim mußte zum Doctor der Medicin promovirt werden, oder man machte sich einer lächerlichen und ungerechten Pedanterie schuldig. Herrmann war geneigt, sich damit zufrieden zu geben, ebenso ein großer Theil der Professoren, welche die Angelegenheit als Ausnahmefall betrachtet wissen wollten, dem eben eine Concession gemacht werden mußte. Seeborn und Wallbek gingen weiter. Sie erklärten durch den Umstand, daß eine Frau an der Universität promovirt wurde, die letztere thatsächlich dem weiblichen Geschlechte geöffnet und beantragten eine diesbezügliche Aenderung der Universitätsgesetze, durch welche die Promovirung der jungen Dame vollkommen legalisirt würde. Die beiden Männer stießen freilich auf harten Widerstand, aber die Einwände, die man dagegen erhob, über die mangelnden Fähigkeiten der Frauen, über die Gefährdung der Sitten und der Würde der Universität, wurden einfach durch einen Hinweis auf den weiblichen Doctoranden entkräftet. Seeborn deutete auf die Frauenbewegung in Amerika hin, auf alle die Zeichen der Zeit, er beklagte, wie schwerfällig Deutschland sich neuen Ideen gegenüber verhalte und drang mit dem Feuer der Ueberzeugung auf seine Zeitgenossen ein, sich den unabweislichen Folgerungen, welche die vorliegende Thatsache nach sich zog, nicht engherzig zu entziehen. Er stellte das geistvolle, charaktervolle Mädchen, dessen Wissen und Energie den Gelehrten allen die höchste Achtung abgerungen, er stellte es als die Vorkämpferin seines Geschlechtes dar, im Namen desselben sein Recht fordernd. Es gelang dem hochgeschätzten Gelehrten, seine Collegen auf die eminente Bedeutung dieses Einzelfalles für die große Zukunftsfrage hinzuführen und er sah endlich

seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Das Professorencollegium pflichtete seiner Anschauung, Emilie von Waldheim müsse nach dem glücklich bestandenen Doctorexamen promovirt und die Universität in Folge dieser Thatsache ihrem Geschlechte geöffnet werden, bei und beantragte eine entsprechende Aenderung der Universitätsgesetze, welche von dem Ministerium ohne weiteres genehmigt wurde.

Und so geschah denn wirklich das Unerhörte. Emilie von Waldheim wurde öffentlich und feierlich zum Doctor der Medicin promovirt.

Der große Saal der Aula war mit einem dichtgedrängten gewählten Auditorium gefüllt, welches mit bewegter Spannung, mit getheilten, tief erregten Empfindungen dem ungewöhnlichen Act beiwohnte.

Ein Mädchen, ein junges, schönes Mädchen als Candidat für eine Würde, welche man bisher für unzertrennlich von der des Mannes gehalten, ein junges, schönes Mädchen, welches sich auf so wunderbare Weise bis zu diesem Acte durchgekämpft.

Eine tiefe Bewegung ging durch das Auditorium, als Emilie zwischen ihrem Vater und Bruder erschien. Das schwere, schwarze Seidenkleid, welches die lieblichen Umrisse ihrer schlanken, jungfräulichen Gestalt erkennen ließ und rückwärts in einer langen, faltenreichen Schleppe herabfloß, hob die leichte Blässe ihres Antlitzes, auf dem der schwermüthige Ernst, die entsagende Ruhe sich gelagert, wie sie der schmerzliche Kampf mit ihrem Herzen, der tröstende Hinblick auf ihr schönes Ziel hervorgebracht. Die neugierigen, prüfenden Blicke der Menge vermochten nicht, ihre würdevolle Haltung zu erschüttern, ihre Seele weilte in einer andern, in einer höhern Gedanken sphäre. Sie stand unter dem mächtigen Eindruck der Erkenntniß, daß sie diesen Augenblick mit dem Glück ihres Lebens erkaufte und heimlich blutete ihr Herz an dem uralten Conflict zwischen Pflicht und Liebe. Aber sie hatte entsagt — längst entsagt und mit ruhiger, selbstbewußter Würde, den reinen, klaren Blick erhoben, stand das schöne Mädchen vor dem Professorencollegium.

Nur einmal schweifte ihr Auge flüchtig über die Anwesenden und eine leichte Röthe flog über ihr Antlitz, als es plötzlich in einer

fernen Ecke des Saales haften blieb. Eine kleine Weile schaute sie dort hin, halb erschrocken, halb freudig erregt, aber im nächsten Augenblick schien sie wieder ernst und ruhig wie vorher.

Der feierliche Act war vollzogen. Emilie von Waldheim war zum Doctor der Medicin promovirt. Mit bewegter Theilnahme lauschte man Professor Seeborn, der eben das Wort ergriffen hatte, und in schwungvoller, von dem Feuer herzlicher Ueberzeugung durchglühter Rede gleichsam den wechselnden, unklaren Empfindungen des hoch erregten Auditoriums Ausdruck gab. „Wir haben,“ rief er mit weithin tönender Stimme, „diese junge Dame eben in den Kreis der Männer aufgenommen, welchen allein bisher der ernste, weihewolle Dienst der Wissenschaft und der praktischen Heilkunde oblag. Sie Alle, geehrte Anwesende, fühlen wohl die hohe Bedeutung dieses feierlichen Actes, welcher, wenn unserem Wollen, unseren Absichten, Segen und Gedeihen beschieden ist, bis in ferne Zeiten, bis zu späten Generationen, seine mächtigen, wohlthätigen Nachwirkungen ausüben wird. Ja, wir legten heute die erste Hand an ein großes Werk, wir gaben den ersten Anstoß zu einer mächtigen Bewegung, welche unser geistiges und gesellschaftliches Leben zu einer neuen Aera schöner Humanität und geistigen und sittlichen Fortschrittes führen soll. Man hatte bis heute die Universitäten, diese höchsten Pflanzstätten der Wissenschaft und Geistescultur, dem weiblichen Geschlechte verschlossen, indem man dasselbe durch seine durchschnittliche Befähigung, seine Natur und sein Wesen überhaupt, auf die in gewisser Hinsicht beschränkte Sphäre der Häuslichkeit angewiesen hat. Ich will nur flüchtig darauf hinweisen, daß jenseits des Oceans, in dem Lande wahrer Freiheit, welches allen seinen Staatsbürgern ohne Unterschied die ungebrochene Entfaltung ihrer Individualität, ihrer natürlichen Anlagen und Neigungen gestattet, daß dort die Frauen mit dem schönsten Erfolge Wirkungskreise einnehmen, die man bei uns dem weiblichen Geschlechte vorenthält, weil bei uns eine solche Freiheit ein rein ideales, im Princip gefeiertes Gut ist, welches jedoch nur eine höchst beschränkte praktische Geltung hat. Ebenso flüchtig will ich berühren, daß der Geist unserer Zeit, jener Zeit, welcher alle wahrhaft demokratischen Bewegungen beseelt,

darauf hindrängt, den reinen Menschen in seinem eigentlichen Wesen, ohne alles herkömmliche und conventionelle Beiwerk zur vollständigen Anerkennung zu bringen und daß es daher für die künftige Stellung der Frauen im Staat und in der Gesellschaft nur ein einziges Kriterium, nur einen einzigen Regulator geben kann, und dies ist ihre eigenthümliche Natur, welche sich, abgesehen von dem Beruf des Geschlechtes, geltend machen muß. Bisher aber ließ man den individuellen Beruf des Weibes ganz und gar in dem geschlechtlichen untergehen und wir müssen daher mit unseren hergebrachten Begriffen über die Bestimmung des Weibes vollständig tabula rasa machen und von unserem veränderten Standpunkt aus die Frauen die Probe frei und ungebunden bestehen lassen. Aber wir stehen so sehr unter dem Einfluß des Herrkömmlichen, der conventionellen Begriffe von echter Weiblichkeit“ — Seeborn blickte mit leichtem Lächeln Emilien an, in seinem Blick lag das Eingeständniß seines ehemaligen Irrthums — „daß es uns nur allzu schwer wird, solchen fremdartig scheinenden Theorien Rechnung zu tragen. Anders verhält es sich mit Thatsachen und darum begrüße ich und meine Gefinnungsgenossen so freudig den eben vollzogenen Act, welcher zum erstenmale eine Frau zum Doctor der Medicin promovirte. Dieses junge Mädchen besiegte alle Hindernisse, welche ihr Geschlecht ihrer Thatkraft, ihrem Bildungstrieb entgensetzte, und lieferte uns den schlagenden Beweis, auch eine Frau könne die geistigen Fähigkeiten und den sittlichen Ernst, welchen das Studium der Medicin und der ärztliche Beruf erfordern, in einem sogar ungewöhnlich hohen Grade besitzen. Wir haben der jungen Dame den Tribut der Gerechtigkeit, das Doctordiplom nicht vorenthalten, ja wir haben die sühnende Gerechtigkeit auf ihr ganzes Geschlecht erstreckt — denn ihre Promotion wurde in Folge einer Aenderung der Universitätsgesetze vollzogen, da aber ein Gesetz für die Allgemeinheit Geltung hat, ist somit durch die Promotion von Dr. Emilie Waldheim, die Universität den Frauen geöffnet. Ich wiederhole es, dies ist keine großmüthige Concession, sondern ein Act der Gerechtigkeit. Man mag sagen, der häusliche Wirkungskreis, die freiwillige Unterordnung unter den geliebten und liebenden Mann

werde den Frauen immer und allezeit natürlich und nächstliegend sein — ich will die Wahrheit dessen nicht bestreiten. Aber die höhern Menschenrechte, welche den Frauen gleichermaßen zukommen, erfordern, daß es ihnen freisteht, diese Sphäre zu wählen oder nicht, jedoch sie dürfen nicht in dieselbe gezwungen werden. Da es erwiesen ist, daß die Natur auch unter das weibliche Geschlecht hochbedeutende geistige Fähigkeiten vertheilt hat, so sind wir es ihnen schuldig, sie an unseren Geistesarbeiten Theil nehmen zu lassen, ihnen die höhern Stufen des Wissens zugänglich zu machen. Wer von uns je das Glück genoß, mit wahrhaft edlen Frauen zu verkehren, wer je die sittliche, verschönernde und versöhnende Macht des Weibes, wie sie alle Zeiten gefeiert, empfunden, der wird ahnend erkennen, welchen mächtigen, fördernden und wohlthätigen Einfluß die Frauen auch auf dem Gebiete des geistigen und humanitären Strebens ausüben werden, abgesehen von dem ungehobenen Schatze geistiger Thatkraft, den man bisher so schönöde vernachlässigte. Wie Mann und Weib bestimmt sind, in ihrer Vereinigung das wahre menschliche Ideal darzustellen, so sollen sich auch von dem Principe der Gleichheit aller Menschen ausgehend, beide Geschlechter in dem Ringen nach den höchsten Gütern des Geistes vereinigen, und dann, wenn alle Strahlen des menschlichen Wesens in Eins zusammenfallen, dann gehen wir einer neuen, hoffnungsreichen Epoche der Civilisation entgegen.

Ein Gebiet ist es vor Allem, auf welchem wir die milde Hand der Frauen in segensreicher Thätigkeit walten lassen wollen, es ist dies die Heilkunde. In uralten Zeiten schon wurde diese von Frauen ausgeübt, später, als sie höheres Wissen erforderte, ging sie auf die Männerwelt über, welche die Wissenschaft für sich allein in Anspruch nahm. Nun wir den Frauen nicht länger ihr Recht auf die Wissenschaft vorenthalten können und wollen, legen wir auch die Heilkunde in ihre Hände, da das Krankenbett stets der Ort war, wo sich die aufopfernde Hingebung der Frauen bewährte. Wie übergeben daher mit freudigem Vertrauen dem ersten weiblichen Arzte das Doctordiplom in der Ueberzeugung, der leidenden Menschheit damit einen wohlthätigen Dienst zu erweisen. Ich aber schließe

mit der Hoffnung, das Beispiel dieser jungen Dame, welche die ernste Mission unternommen hat, ihren Mitschwestern auf einer neuen schwierigen, aber ehrenvollen Bahn voranzugehen, möge allgemeine Nachahmung finden. Mögen sich ihre Mitschwestern recht zahlreich einfinden, um an unserer Geistesarbeit, an unserem höheren Streben Theil zu nehmen, wir wollen sie herzlich willkommen heißen!" — Hingerissen von den begeisterten, überzeugenden Worten des hochgeschätzten Mannes brachen die Anwesenden in warmen, lebhaften Beifall aus und mit erhöhter Theilnahme ruhten die Blicke auf dem bleichen jungen Mädchen, welches das Verdienst in Anspruch nehmen durfte, diese großartige Neuerung hervorgerufen zu haben. Man hatte Emilien die Mittheilung vorenthalten, daß ihre Promotion die Universität den Frauen zugänglich mache, sie wurde vollkommen überrascht. Mit glücklichem, verklärtem Lächeln sah sie jetzt zu ihrem Freunde auf, das Haupt in freudigem Stolz erhoben. Sie hatte ja erreicht, was sie erstrebt, ihr mühevolltes Ringen, das schwere Opfer ihres Herzens, es war nicht umsonst gewesen. Dieser Augenblick belohnte sie für Alles und sie hatte auch Alles vergessen, was sie bedrückt und geschmerzt, sie hatte Alles vergessen! Sie dachte nicht daran, daß dort in der fernsten Ecke des Saales ihr geliebter Konrad mit den bittersten Seelenqualen alles abbüßte, was er je gegen sie gesündigt. Er hatte sich die selbstquälerische Buße auferlegt, anzusehen, wie die Geliebte an das Ziel ihres Strebens gelangte, während er entmuthigt, gebrochen in sich selbst, dem Kampf um's Dasein gegenüber stand. Und wie Emilie so groß da stand an dem kühn erstrebten Ziele und wie dieser Kreis bedeutender Menschen sich vor ihr beugte, ging es plötzlich wie ein grelles, fürchterliches Licht durch seine Seele und er erkannte, er sei bisher von Dünkel befangen gewesen und Emilie habe Recht gehabt, ihn und sein Ansinnen zu verwerfen. Er sah Emilien's seliges Lächeln und wiederum mußte er sich zugeben, sie könne und werde groß und glücklich sein, beides — beides und ohne ihn. Und wie er die Geliebte so betrachtete, wie sie als Siegerin über ihr Herz, so ruhig, so selbstbewußt, so einig mit sich selbst am Eingang einer ehrenvollen, selbstständigen Laufbahn stand, da raunte ihm der

unerbittliche Dämon der Selbsterkenntniß schadenfroh zu, er sei in seiner muthlosen, kläglichen Selbstvernichtung der Geliebten gar nicht würdig.

Ja es war ein schweres, erbarmungsloses Selbstgericht, welches in dieser Stunde über Konrad's Seele erging. — — —

Emilie stand vor dem Spiegel und nickte mit wehmüthigem Lächeln ihrem Bild zu: „Das bist Du wieder, die alte Emilie und sie mußten Dich doch als Mädchen anerkennen und die gelehrten Herren mußten das fecke Mädchen zu ihrem Collegen machen und Deine künftigen Colleginnen brauchen keine Männerkleider anzuziehen, die Glücklichen!“

Emil lagerte in nachlässiger Haltung am Sopha und sah der Schwester mißvergnügt zu; der junge Held fühlte sich sehr unbehaglich und war nicht im Stande, seine üble Laune länger zu meistern. Obgleich er seine Tapferkeitsmedaille trug, fühlte er doch nur zu deutlich, daß er hier neben seiner Schwester in dem Kreise der gelehrten Männer insbesondere eine höchst untergeordnete Rolle spielte. Emilie hatte ihn eben wieder einmal total überflügelt, der Lieutenants gab es so viele, selbst ein decorirter Lieutenant war durchaus kein Phänomen und Emil's Heldenthaten bei der nächtlichen Emeute in der Residenz hatte seinen Ruhm eben nicht weit über die nächstliegenden Kreise verbreitet, kaum hatten ein paar Zeitungen ihrer erwähnt, er war und blieb eben ein simpler Lieutenant. Aber Emilie dagegen, sie war die Heldin des Tages, sie wurde von den bedeutendsten Männern gefeiert, die Zeitungen des In- und Auslandes sprachen von ihr, sie nahm von nun an eine bedeutende, glänzende Stellung in der Welt ein — Der kam sich so jämmerlich unbedeutend neben ihr vor, daß sein verlegter „Mannesstolz“ wieder einmal seine Bruderliebe so ziemlich zum Schweigen brachte.

„Was Männerkleider?“ sagte er jetzt spitz, „Du siehst heute in Deinem schwarzen Schleppekleid so entsetzlich würdevoll aus, daß Deine Erscheinung Deinen neuen Collegen wohl entsprechen muß. Ich denke, Du siehst heute um eine halbe Elle größer aus als ich.“
„Da s wird Dich doch nicht anfechten, Emil, wenigstens hier nicht

in diesen Kreisen gilt körperliche Größe nichts." Emil aber fühlte, daß er auch nicht über genügende Geistesgröße verfüge, um sich durch diese hervorzuthun, und er arbeitete eine Weile innerlich an der Bezähmung seines verletzten Selbstgefühls, dann sagte er mürrisch: „Ich weiß eigentlich nicht, Emilie, weshalb Du mich hierher haben wolltest. Was soll ich denn eigentlich unter Euch gelehrten Leuten? Es scheint fast, als hättest Du mir zu Gemüthe führen wollen, was für ein unbedeutendes Geschöpf ich unwissender obscurer Lieutenant neben Dir bin.“ Emilie sah ihn traurig und vorwurfsvoll an. „Du willst mich eben fühlen lassen,“ sagte sie mit schmerzlich vibrirender Stimme, „daß Du meinem Streben noch immer feindlich gesonnen bist, denn Du kannst das ja nicht ernstlich meinen, was Du da sagst, Emil! Du weißt, daß Du und unser Vater, daß Ihr mein Ein und Alles seid, Du weißt es ja doch! Und ich kann mich doch für mich allein meiner Erfolge nicht recht freuen, sie gewinnen für mich doch erst den rechten Werth in Bezug auf diejenigen, die mir theuer sind. Sieh, es war eben eine sentimentale Mädchenthorheit, Emil, ich sehe es ein.“ Emilie hatte mit leiser, gebrochener Stimme geschlossen, sie bedeckte jetzt die Augen mit den Händen und verbarg ihr Antlitz in den Kissen des Sophas. „Du wirst doch etwa darüber nicht weinen, Emilie,“ sagte Emil betroffen und unsicher, „Du bist auch jetzt gar so reizbar, — Du warst nie so — sei doch ruhig, Emilie, ich bitte Dich.“

Da öffnete der Oberst die Thür und rief nach seiner Tochter. Emilie richtete sich auf und strich sich die verwirrten Haare aus der Stirn. „Ach Emil, glaube mir doch, daß ich mich nie — nie über Dich überheben will,“ sagte sie trübe, „ich, ach Gott, ich hege keine solchen Gedanken. Und darum sei doch gut mit mir, Lieber, ich weiß nicht, ich kann harte Worte jetzt so schwer — ertragen.“ Sie reichte dem Bruder bittend die Hand. Emil faßte sie und sagte verlegen: „Nun, Du weißt ja, Emilie — ich habe Dich von Herzen lieb, — aber mein Himmel — ein Mann legt die Worte nicht immer auf die Wagschale — und wenn mir eben so etwas in die Quere kommt — — Du mußt mir schon verzeihen und es Dir nicht gar so sehr zu Herzen nehmen, mein liebes Kind.“ —

„Ich danke Dir, lieber Emil,“ sagte die Schwester sanft und verließ das Zimmer. — „Ich wollte, Emilie wäre nicht gar so engelhaft nachgiebig und zankte einmal mit mir, wie manchmal in früheren Zeiten,“ brummte Emil, ihr nachschauend; er hätte ihr nämlich dann mit großer Vorliebe den Vorwurf der Unweiblichkeit gemacht, aber jetzt konnte er seine verletzten Gefühle unter diesem Vorwande nicht mehr geltend machen. Als er jetzt so nachdachte, mußte er sich eingestehen, daß er einzig deshalb wünschte, die Schwester möge weniger nachgiebig sein. — Er kam sich plötzlich recht kleinlich und neidisch vor, und es beschlich ihn eine Regung von Scham. „Emilie ist doch wirklich viel besser und größer als ich,“ seufzte er, „es ist nicht zu leugnen — und ich möchte es ihr ja von Herzen gönnen — aber — warum muß sie ein Mädchen sein!“ — Von Neuem aufsteufzend, folgte er Emilien.

Diese stand indessen den beiden Studenten Landau und Elvers gegenüber, welche ihr seit ihrer Metamorphose zum ersten Male gegenüber traten. Nach dem entscheidenden Examen hatte sich Emilie durch ihre schleunige Abreise der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen, mit dem festen Vorsatz, erst bei Gelegenheit ihrer Promotion gerechtfertigt und als Mädchen rehabilitirt wiederzuerscheinen. Und so war es geschehen. — Hugo Landau stand vollkommen sprachlos, unwissend, wie er sich in dieser Situation benehmen sollte, vor seiner Jugendgepielin. Hatte ihm doch der vermeintliche Emil durch seine geistige Ueberlegenheit stets genugsam imponirt, aber die schöne, würdevolle, vornehme Dame brachte ihn ganz außer Fassung. Der Umgang mit vornehmen Frauen war nie seine Stärke gewesen. — Er begann endlich mit einem tiefen Bückling und stammelte: „Emil — pardon — Fräulein, Sie —“ und als Emilie lächelte, schlug er sich vor die Stirn und rief vernichtet: „O ich war ein Dummkopf, wie konnte ich so blind sein!“ — Mancher vertrauliche Klaps, den er dem vermeintlichen Emil hie und da gegeben, brannte ihm jetzt auf der Seele. Da wurde er des wirklichen Emil ansichtig und mit dem Rufe: „Das ist der Wahre“, flog er erleichtert in seine Arme. Er schaute in Emil's gebräuntes, schnurrbärtiges Antlitz, versicherte nochmals, er sei ein Dummkopf gewesen und küßte mit verlegener Artigkeit Emilien's Hand. „Sie werden sich wohl nicht

erinnern, Hugo," sagte diese mit schalkhaftem Lächeln, „daß Sie, am Bahnhof bei unserem ersten Wiedersehen, von den Streichen gesprochen, welche die wilde, kleine Emilie Ihnen gespielt. — Ich versicherte Ihnen damals, Emilie wäre so etwas Aehnlichen auch heute noch fähig — aber Sie verstanden mich nicht.“

„Wie hätte ich können," rief Landau aufgeregt — „oder eigentlich, wir hätten es Alle können, wäre es denkbar gewesen, daß eine junge Dame, anstatt sich zu putzen und zu amüsiren, da hier so büffeln — und uns Alle überflügeln würde. — Du — Sie — Fräulein — Emilie — Sie haben uns tüchtig genasführt — und ich besonders habe mir Ihnen gegenüber nichts vorzuwerfen — denn Sie konnten mir ausbinden, was Sie wollten. Nun, jetzt bin ich stolz deswegen," fuhr er mit einer galanten Bemühung fort, „und ich berufe mich darauf, daß es mir in Ihrer Nähe immer so curios wurde. Doch Elvers, ich vergesse, weshalb wir gekommen sind.“ Elvers hatte bisher stumm und verlegen zur Seite gestanden. Er hatte sich aus zudringlicher Neugier Hugo angeschlossen, nachdem er sich weidlich geärgert, daß er Emil von Waldheim nicht durchschaut und sich so um einen köstlichen Spaß gebracht, besonders aber daß er sich im Allgemeinen von dem verkleideten Mädchen so sehr hatte imponiren lassen. Nun hatte er noch die löbliche Absicht, von der interessanten Collegenschaft möglichst zu profitiren. Aber schon die ganze Erscheinung Emiliens und der so sehr bezeichnende Umstand, daß sie bei ihrer Promotion am Arm ihres Vaters erschienen, war für ihn sehr ungelegen, ebenso jetzt ihr unbefangenes, halb schalkhaft heiteres, halb würdevolles Wesen, wie die Anwesenheit ihres Vaters und Eruders, der beiden imposanten und vornehmen Officiere, unter deren Schutz der junge Doctor stand. Ja es war mit Emilien ein anderes Spiel, als mit Linda Ammon! — Landau brachte jetzt seine Botschaft vor; Emiliens Collegen verlangten, ihr in pleno zu ihrer Promotion Glück zu wünschen. Es war leicht zu durchschauen, die Studenten wollten sehen, wie sich die junge Dame zu ihnen stellen würde. „Es würde sie sehr freuen," antwortete Emilie unbefangen. „Sie haben uns Allen den Rang abgelaufen," seufzte Landau, „wie lange haben wir noch zu büffeln, ich und Elvers, ehe wir es zum Doctordiplom bringen, es ist doch

eine Schande für uns, Fritz!" — „Wir sind eben auch anderweitig beschäftigt — wir Männer," — meinte Elvers. Dann wandte er sich zu Emilien und sagte mit frechem Lächeln: „Ich bedauere recht sehr, Fräulein, daß ich mir durch meine unwissentlichen Flegereien Ihr Mißvergnügen zugezogen habe — und ich hoffe, es ist noch nicht zu spät, durch meine Reue mir Ihre Gunst — Ihre collegialische Gunst zu erkaufen." — „Sie haben nichts zu bereuen, Herr Elvers," erwiderte Emilie ruhig, „ich vermuthe, daß Sie gegen mich nach Ihrem Wissen und Gewissen handelten. — Was unsere Controverse über das Duell betrifft, so halte ich meine Ansicht aufrecht, und meine, jeder Mann von Ehre könne sie anerkennen. Wenigstens hat sie mir Niemand durch Gründe der Vernunft widerlegt." „Ich bin unschuldig an der Unschicklichkeit, von einer Dame Satisfaction verlangt zu haben," grinste Elvers. „Freilich unter Männern kommen Fälle vor" — „Sie hielten meine Schwester für einen Mann," fiel Emil, der neben seine Schwester getreten war, gereizt in's Wort, „übrigens wird auch jetzt, obgleich sie eine öffentliche Würde bekleidet, ihr immer ein Mann zur Seite stehen, der in Fällen, deren Sie erwähnen, für sie eintritt." Er verbeugte sich spöttisch vor Herrn Elvers, welcher wiederum einsah, diese Dame nähme eine andere Stellung ein, als Fräulein Linda Ammon. „Ich habe meine Ehre und die Selbstständigkeit meiner Ansichten Herrn Elvers gegenüber auf friedlichem Wege behauptet," sagte Emilie abwehrend, „und ich habe mit ihm nichts abzurechnen. Und ich bitte Sie nun, Herr Elvers, betrachten Sie mich nur als einen gleichzeitigen Studiengenossen, dessen Anschauungen eben zufällig Ihre Sympathien nicht gewannen." Mit einem leichten Neigen des Hauptes wandte sie sich von dem Verstummten ab, und die beiden Deputirten verabschiedeten sich.

Eine Stunde später hatten sich alle diejenigen Studirenden, welche mit Emil v. Waldheim in Berührung gekommen, in dem Hotel eingefunden, wo Emilie mit Ihren Angehörigen wohnte. Die jungen Männer waren heftig aufgereggt und hoch gespannt, wie ihnen das kühne Mädchen begegnen würde. Ein bitteres Gefühl der Beschämung, daß dieses junge Mädchen sie Alle so gründlich getäuscht, geistig so weit überholt und doch ihrem eigentlichen Wesen so treu

geblieben, daß sie sich in ihrer schwierigen Rolle so erfolgreich unter ihnen behauptet, beherrschte die Jünglinge. Ohne es sich geradezu eingestehen zu wollen, waren sie im Stillen darüber einig, daß ein spottendes, anmaßendes Wort des kühnen Eindringlings mit einer feindlichen, mißfälligen Demonstration beantwortet werden müsse. Die Schande, daß sie sich von einem Mädchen so lange hatten irreführen, ja imponiren lassen, daß die „hübsche Kleine“ früher und glänzender das Ziel erreicht, als sie Alle, diese Schande verlangte billig eine Sühnung! Emilie trat allein unter die jungen Männer. Trotz der selbstbewußten Ruhe, welche sich in ihrer Haltung ausdrückte, flog ein leichtes Roth über ihr Antlitz, als sie alle die kritischen, herausfordernden Blicke auf sich gerichtet sah. Es herrschte eine längere Pause, denn die jungen Leute vermochten der seltsamen Situation dem schönen, geistvollen Mädchen gegenüber nicht gleich Herr zu werden. Stumm betrachteten sie Emilien, welche mit niedergeschlagenen Augen in ihrer Mitte stand. „Meine lieben und geehrten Studiengenossen,“ sagte sie endlich mit einem leisen, lieblichen Anflug von Schüchternheit, „das erste, was ich Ihnen zu sagen habe, ist die Bitte, Sie mögen mir den Betrug verzeihen, den ich an Ihnen verübte. Nur ein Trug machte mir das Verweilen unter Ihnen möglich — aber ich darf die Verantwortung dessen dem Vorurtheil überlassen, wegen welchem ich, als Mädchen von den deutschen Universitäten zurückgewiesen wurde. Da ich aber keinen Grund hatte, mir die Berechtigung zum Studium nehmen zu lassen, griff ich, als zu dem äußersten Auskunftsmittel, zu der Maske, unter welcher ich in Ihrer Mitte meine Studien glücklich vollendet habe. — Ich bin Ihnen den herzlichsten Dank dafür schuldig, daß Sie meine Ansichten, meine Lebensweise, welche von den Ihren verschieden sein mußten, schonten und achteten, daß Sie mich endlich gegen die Ausschreitungen eines rücksichtslosen Professors so einhellig, so wahrhaft collegialisch in Schutz nahmen. Diese Umstände haben zur Folge, daß ich mich immer gern und freudig an die Zeit erinnern darf, wo ich in Ihrer Mitte lernte und strebte. — Ich freue mich, daß ich nun die Maske ablegen konnte und Sie sich Ihres Collegen Emil von Waldheim nicht zu schämen brauchen. Damit ich des heutigen Tages recht froh werden kann, gewähren Sie mir den

Trost, daß Sie mein Streben und die heutige Krönung desselben mit freundlicher Zustimmung betrachten. Es wäre ein schönes Omen für meine Zukunft, wenn ich auf das Einverständnis und die Sympathie der Männer zählen kann, die während der schweren und ernstesten Zeit meines Studiums meine Genossen waren." Emilie hatte mit inniger Wärme geschlossen, und sah nun schüchtern bittend zu ihren Commilitonen auf. Diese hätten keine jungen Männer sein müssen, wären sie für die herzlichen, bittenden Worte unempfindlich gewesen, mit denen das schöne Mädchen sich so vertrauensvoll an sie wandte. Mit einem Schlage war das Eis gebrochen, denn Emilie hatte einfach und bescheiden ihren Standpunkt bezeichnet und den verletzten Stolz der jungen Männer beschwichtigt. Anstatt des Sprechers, der im Voraus gewählt worden, umdrängten jetzt Alle das junge Mädchen mit warmen Ausdrücken der Sympathie, der Zustimmung, der Bewunderung. Jeder wollte ein Wort von dem interessanten, liebenswürdigen Commilitonen erhaschen und Emilie stand, tief erglühend, und doch die schalkhafte Freude über die gelungene Comödie nicht ganz verbergend, von den begeisterten jungen Männern umgeben. Sie versuchte es, sich ihnen etwas zu entziehen und nahm wieder ernst das Wort. „Noch bin ich Ihnen ein Wort über meinen Zweck und Plan schuldig. — Ich habe mein Ziel erreicht und kehre nun zurück unter den Schutz meines Vaters. Ich erstrebe keine Ausnahmestellung in der Gesellschaft, keinerlei Privilegien auf Grund meines Doctordiploms; ich will keinerlei Rechte und Freiheit, als an Frauen und Kindern die ärztliche Praxis auszuüben. Ich denke, jeder Einsichtige wird mir und meinen präsumtiven Nachfolgerinnen gern dieses Recht einräumen, und die Männer der Wissenschaft werden uns dieses Feld der Thätigkeit willig überlassen. Ich hoffe, meine möglichen Nachfolgerinnen werden jenen Kreis nie verlassen, und dann wird ihr Wissen und Streben ihnen und den Andern zum Segen gereichen. Mit diesem Wunsche will ich von Ihnen, meine geehrten Studiengenossen, Abschied nehmen, und bitte Sie, mir ein freundliches Andenken zu bewahren." — Das junge Mädchen grüßte rings mit einem freundlichen Blick und einem anmuthigen Neigen des Hauptes und verließ die Versammlung, begleitet von einem Sturme beifälliger Zurufe und begeisterter Acclamationen.

Emilie fühlte sich durch die Scene wohlthätig berührt. Sie hatte eine fast leidenschaftliche Sehnsucht, mit der ganzen Welt in Frieden zu leben, da sie sich mit dem Geliebten in so traurigem Zwiespalt befand. Konrad — sie glaubte bestimmt, ihn im Saale erkannt zu haben, ein dunkles Gefühl sagte ihr, er sei dagewesen. Aber der Tag verging, ein bedeutungsvoller Tag voller verschiedenartiger Aufregungen und sie sah und hörte nichts von ihm. Vielleicht war es doch nur ein Traum gewesen, eine Vision!

Sie kamen Alle, die Herren Doctores und Professores, und begrüßten in dem schönen Mädchen, welches sie sonst als ein nettes, unbedeutendes Spielzeug betrachtet hätten, einen ebenbürtigen Collegen. Emilie wurde gefeiert ohne Gleichen. Seeborn und Herrmann wurden mit Glückwünschen wegen ihres Schütlings umdrängt. Die Beiden gestanden offen ein, wie schwer sie „Emil“ entbehren würden. Dr. Kleemann huldigte Emilien mit feuriger Galanterie und berief sich auf das tiefe Interesse, welches er immer an dem geheimnißvollen Emil genommen. Die beiden Studenten Hiller und Landau betrachteten Emilie mit unbesiegbarer Scheu als eine Art Wunder, die mächtige Combination der Schönheit und Anmuth, und geistiger Ueberlegenheit bewältigte sie. Auch Clara Hiller kam, aber sie war Emilien gegenüber fast schüchterner, als dem ehemaligen Emil. Die Thatsache, daß sich hier doch ein Mädchen „emporgearbeitet“, blendete sie. Emilie stellte ihr mit tausend liebevollen Worten in Aussicht, daß sie nun selbst Doctor werden könne, da man für die Mittel hiezu gerne sorgen würde. — Das junge Mädchen verließ sie ganz betäubt. — Ein gemeinschaftliches Diner bei Frau Professor Wallbel feierte noch die Promotion des ersten weiblichen Doctors und vereinigte alle Bekannten Emilien's um sie. Zahllose Beweise von Liebe und Achtung wurden ihr zu Theil und man brachte begeisterte Toaste aus auf den Anbruch eines neuen, schönen Tages, welcher den Frauen eine Epoche erweiterter, fruchtbarer Wirksamkeit bringen sollte. — „Hoch, Dr. Emilie Waldheim, hoch und wieder hoch,“ dieser Ruf hallte ihr nach bis in ihr stilles Zimmer, welches sie in vorgerückter Abendstunde betrat. Erschöpft warf sie sich in einen Sessel, um der bewältigenden Eindrücke des Tages Herr zu werden. Da meldete man ihr, ein fremder Herr

warte ihrer seit einer Stunde, und bitte dringend um die Gunst, einige Worte mit ihr sprechen zu dürfen. Emilie sprang hoch erregt auf. Sie wußte, es könne nur Konrad sein. — Athemlos, mit pochendem Herzen flog sie in das Nebenzimmer und lag einen Augenblick in seinen Armen, ohne recht zu wissen, wie ihr geschah. Sie sah in sein bleiches, verstörtes Antlitz und rief bewältigt: „Konrad, Sie sind sehr unglücklich!“ — Er wandte sich schweigend ab, denn ihre mitleidigen Worte drohten seine Hoffnung zu erschüttern. „Ich danke für Ihre Theilnahme, Emilie,“ sagte er nach einer Pause tonlos. „Aber wozu von mir reden, werfen Sie mich zu den Todten, wie ich es selbst gethan. Ich muß Ihnen gegenüber eine so erbärmliche Rolle spielen, daß es eigentlich besser wäre, ich wäre Ihnen nicht unter die Augen getreten. Aber nachdem ich mir die Buße auferlegt, Ihrem heutigen Ehrentage — in gemessener Entfernung natürlich, beizuwohnen, bin ich Ihnen doch noch die Erklärung schuldig, daß Sie Recht gehabt, mich zu verwerfen, daß ein schöneres und würdigeres Loos Ihnen beschieden ist, als das, mein Weib zu sein. — Noch einmal, — Sie hatten Recht“ — er blickte düster vor sich nieder und schloß kurz und bitter: „Ich reise diese Nacht noch nach Leipzig ab — und will dort suchen — mein Brot zu verdienen. Ich lege meinen Adel ab, und bin fortan nur — Konrad Lindau, ein armer dunkler Geistes-Arbeiter. Sie, Emilie, gehen ohne Zweifel einer glänzenden und ehrenvollen Laufbahn entgegen, Sie werden vielleicht einen Mann finden, der Ihrer würdiger ist, als ich. — Denken Sie jedoch manchmal freundlich an Konrad, er wird Ihnen dafür sehr dankbar sein. — Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe — sind Sie zufrieden, stolzes Mädchen!“ „Konrad, Sie sehen Alles in falschem Lichte,“ sagte Emilie weich, und betrachtete ihn mit feuchten, liebevollen Blicken, „auch ich gehe erst dem Kampf um's Dasein entgegen, und meine eigentliche Lebensaufgabe harret erst meiner. Hätten Sie mich nicht Ihrem stolzen Vorurtheile aufgeopfert, wir würden nun vereint dem Kampf des Lebens entgegengehen, — trotz aller äußern, feindlichen Elemente, ja, durch sie wäre das höchste irdische Glück unser, — denn es besteht in einem gemeinsamen, durch wahre Liebe verbundenen Streben. Sie wollten es nicht so — nun sagen Sie

mir freilich, ich wäre im Recht gewesen, aber nur das unerbittliche Schicksal hat Ihnen dieses Zugeständniß abgerungen, — nicht aufrichtige Ueberzeugung. — Und so — Konrad," fuhr Emilie mit keiser bebender Stimme fort, „gehen wir einsam, vereinzelt, unglücklich unserer ungewissen Zukunft entgegen. Und ich gestehe Ihnen in dieser ernstesten Stunde, daß es für das Glück, welches ich an Ihrer Seite gefunden hätte, — nie, nie einen Ersatz geben kann. Meine Thatkraft, mein Wissen und Können gehört der ganzen Menschheit — mein Herz nur Einem. Aber ich weiß, dieses genügt Ihnen nicht und darum sind wir geschieden!" — „O Emilie," rief er erschüttert, „ich habe Dich und mich v'elleicht unnöthig um die reinste, schönste Erdenfeligkeit betrogen, die uns hienieden beschieden sein kann. Dein Besitz, Deine Liebe hätte mich dafür entschädigt, was mir an Deinem Streben mißfiel! — Und doch, — es ist gut so!" — Er erhob sich mit einem tiefen Seufzer. „Du hast mich nun tief gebeugt gesehen, Emilie," sagte er düster, „ich erkannte die Ohnmacht meines Willens, Dich glücklich zu machen." „Still," unterbrach ihn Emilie mit Thränenersätkter Stimme, und lehnte sich bebend an seine Brust. „Laß doch von dem Wahn, der Schöpfer eines äußern Glückes sein zu wollen. Nur gemeinsames Streben, nur gemeinsames, geistiges Streben könnte uns ein solches dauernd sichern. — Wie gerne, wie gerne würde ich Dir jetzt die Hand reichen, jetzt, wo die Hoffnungen eines stolzen Ehrgeizes Dich verlassen haben, jetzt, wo Du nur mein Geliebter, nicht der Schöpfer und Erhalter meiner Existenz wärest. Aber Du würdest unter diesen Umständen meine Hand zurückweisen, ich weiß es! Nicht von Deiner nachsichtigen Liebe, von Deiner Ueberzeugung will auch ich das theure Wort der Zustimmung zu meinem Streben hören! — Ach, und dies ist mir nicht beschieden, darum, Konrad, müssen wir einsam und geschieden, einzig und allein von dem Bewußtsein unserer gegenseitigen Liebe gehoben, den Kampf mit dem Leben aufnehmen."

Und sie trennten sich mit stiller, wehmüthiger Ergebung, um ihre dunklen, auseinanderlaufenden Pfade einzuschlagen.

Ende des zweiten Bandes.